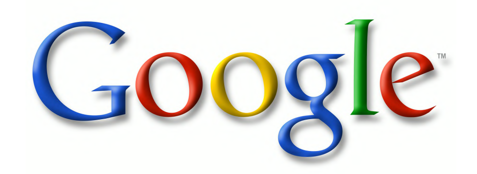




Ludwig Philipp der Erste,

König der Franzosen.

Darstellung

Seines Lebens und Wirkens.

Von

Dr. Christian Birch.

Dritte vermehrte und bis zu seinem Tode fortgeführte Auflage.

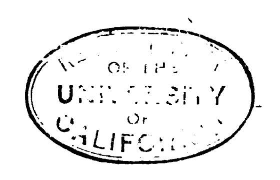


Erster Band.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

1851.



Vorwort zur letzten Auflage.

Dieses Werk wird beschlossen, nachdem der Staatsbau, den Ludwig Philipp aufgeführt, völlig umgestürzt ist. Dessenohngeachtet findet der Verfasser nach reiflicher Ueberlegung keinen Grund, um seine früher ausgesprochene Ansicht zu ändern. Der Mann und sein Werk blieben sich treu, erfüllten was von vorne hinein zugesagt war. Ludwig Philipp vollzog das Grundgesetz auf rein constitutionellem Wege, ohne jemals die vorgeschriebenen Bedingungen zu verletzen. Die Männer, denen er die Führung seiner Regierung anvertraute, gehörten fast ohne Ausnahme zu den tüchtigsten ihres Landes durch Fähigkeiten wie Charakter, sind noch heute als solche anerkannt. Er stützte sich auf den Bürgerstand, der ihn zum Thron berufen, der die Charte erkämpft und mit ihm vereinbart, damit sich und ihn verpflichtet hatte. Der Bürgerstand aber änderte seine Gesinnung, verkannte die Grundsätze, durch welche allein Recht und Ordnung erhalten werden können, und weil Ludwig Philipp sich weigerte, diese Grundsätze aufzugeben, fielen sie von ihm ab und gaben ihn und sich den Anarchisten Preis.

Diese Katastrophe, wie selbst ein Minister der Republik den 24. Februar genannt, hat gezeigt, daß die politische Bildung des französischen Bürgerstandes den Erwartungen nicht entsprach, daß er Muth und Kraft aufbot, um die

constitutionelle Verfassung zu erringen, aber nicht Geduld und Ausdauer hatte, um sie zu erhalten.

Bestehen nun etwa außerhalb des Bürgerstandes, im Volke, sittliche und politische Elemente, um die Zucht zur Uebung zu bringen, ohne welche ein Volk zu keinem anderen gedeihlichen Zustande gelangen kann, als zu dem des leidenden Gehorsams? Ludwig Philipp glaubte es nicht, er hoffte, daß sie im Bürgerstande sich entwickeln und von da aus sich verbreiten würden. Dazu freilich griff er nicht ernst und entschieden genug ein; der Vorwurf kann nicht von ihm genommen werden, daß er dem Bürgerstande viel zu viel gewährte und zu wenig von ihm forderte; aber er glaubte, daß die harte Schule der Vergangenheit Beispiel und Lehre geben werde, um seine Bestrebungen zu unterstützen.

Vielleicht mußte Ludwig Philipp vom Throne steigen, damit diese rauhe Schule der Noth, die man für bestanden erachten konnte, wenn ihre Lehre benützt worden wäre, wieder in ihr Recht trete, um mit dem Gewicht der eisernen Nothwendigkeit zu erzwingen, was man einer milden Regierung versagte.

Auch in diesem Falle darf ich hoffen, daß diese nun bis zum Schlusse geführte Darstellung beitragen kann, diesen denkwürdigen Zeitabschnitt richtig kennen zu lernen, denn zahlreiche Beurtheilungen von sehr verschiedenen Standpunkten haben ihr sorgfältige Bereitung des Stoffs und historische Behandlung desselben zugesprochen, und mit diesen Eigenschaften kann sie auch nach den eingetroffenen Ereignissen sich der Aufmerksamkeit des Lesers empfehlen.

München im April 1851.

Dr. Birch.

Vorwort.

Napoleon übernahm die Revolution gerade in dem Augenblicke, als sie in der Form einer constitutionellen Republik mit einer Richtung zur Ordnung der Gewalten sich aussprechen wollte. Ihrer Erhebungskraft sich bemächtigend schwang er sich auf einen Punkt, von dem aus er mit der Revolution Europa bewältigte, und, beide unterjochend, die geniale Kraft seines Geistes frei walten ließ in den ungemessensten Entwürfen. Nach seinem Falle erblickte das französische Volk in der Charte der bourbon'schen Restauration eine Gewähr für die Erhaltung der in der Revolution errungenen, durch die Napoleonische Herrschaft vertagten, aber im Volksbewußtseyn erhaltenen Grundfreiheiten der Staatsgesellschaft. Als die ältere Linie der Bourbons das Unterpfand der Nationalfreiheiten, worauf die moralische Beglaubigung ihrer Wiederherstellung beruhte, nicht mehr als anvertrautes Gut erhalten, sondern im dynastischen Interesse amortisiren wollte, rief sie die Revolution hervor, die ihr nun keine weitere Frist gönnte und das Geschlecht zurückwies, in dem die Nichtbeachtung der Nationalfreiheiten sich als traditionell erwiesen hatte.

Seitdem steht Ludwig Philipp, durch Vollmacht des Volkes beglaubigt, als Wahrer der Nationalfreiheiten gegen die rohe Erhebungskraft der Revolution sowohl, als gegen Ansprüche eines persönlichen Rechtes, über dessen historische Berechtigung ein seiner Selbstherrlichkeit sich bewußter

Volkswille die Verjährung ausgesprochen hat. In dieser an und für sich so bedeutungsvollen Stellung, deren erfolgreiche Behauptung maßgebend ist für den Entwicklungsgang des ganzen europäischen Staatenverbandes, tritt die Persönlichkeit des Fürsten, dem solch ein hoher Beruf ertheilt wurde, so bestimmend hervor, daß dadurch schon das Bestreben gerechtfertigt ist, eine Darstellung seines reichen und merkwürdigen Lebens zu versuchen. Umwogt von den Parteien, deren Andrang er mit mehr als gewöhnlicher Kraft und Gewandtheit zurückweist, erscheint auch sein Lebenslauf oft umhüllt von dem betäubenden Gewirre zertheilender Zeitbestrebungen. Es muß daher wünschenswerth seyn, eine unbefangene, und mit dem Charakter der Zeitentwickelung in Zusammenhang gebrachte Schilderung des Mannes und seiner Erlebnisse zu finden, welche das als wahr und beglaubigt darstellt, was bis jetzt als Solches erkennbar ist, und dabei dem künftigen Ausspruche der Geschichte keine Thatsache vorenthält, die als wirklich vorhanden sich herausstellt.

Wohl weiß ich, daß ich zu diesem Werke kaum eine andere Berechtigung vorweisen kann, als daß es bis jetzt nicht unternommen wurde von Solchen, die durch Stellung und Talent in höherem Maße dazu berufen sind.

Nur das kann ich versichern, daß es mein aufrichtiges Bestreben ist, die Wahrheit zu ermitteln. Irrthümer und Mängel, die in einer noch schwebenden Untersuchung unvermeidlich sind, mögen von einer freundlichen oder feindlichen Kritik gerügt oder berichtigt, und dadurch der historischen Forschung vorgearbeitet werden, wozu dieses Werk einen Beitrag liefern will.

Stuttgart, den 25. September 1841.

Der Verfasser.

Einleitung.

Das Haus Orleans.

Seit dem vierzehnten Jahrhundert erscheint das Haus Orleans in dem Capetingischen Königthum Frankreichs, besteigt den Thron, oder steht ihm zur Seite, in den legitimen oder legitimirten Aesten seiner Abkunft ihn stützend oder drängend, stets aber in beziehungsreichem Verhältnisse zur regierenden Linie, oft bedeutsam auftretend in der Geschichte des Landes. Das Herzogthum Orleans, in größerem oder geringerem Umfange, als Leibgeding der zweiten Linie des Herrscherstammes, wurde eine Nothwendigkeit in dem Gravitationssystem der französischen Krone. Das Vorhandenseyn dieses Hauses machte das bekannte Wort „der König von Frankreich stirbt nicht“ zur Wahrheit, und dies wurde wenigstens thatsächlich anerkannt von dem Geschlechte der Valois wie von dem der Bourbons, denn seit 1366 sehen wir das Haus Orleans nur verschwinden, um die Krone zu nehmen, und bald wieder als abgesonderter Zweig hervorzublühen, eine beständige Nachhut der Erbfolge im französischen Stamme, und demnach mit der Bedeutung einer Schutzwehr der Nationalität. Diese Stellung des Hauses Orleans, sein Ursprung und seine Bestimmung veranlaßten es öfter, vermittelnd oder abwehrend aufzutreten gegen Uebergriffe der Krone oder Entfremdung der leitenden Politik vom nationalen Standpunkte, mit mehr oder weniger Grund, mit gutem oder schlechtem Erfolg, stets aber mit bewußter oder unbewußter Ver-

tretung der rein französischen Interessen, mit denen sein Daseyn eng verknüpft ist, bis wir es erlebt haben, daß die Volkswahl dem Erbfolgerecht zuvorkam, und dieses erlauchte Haus auf den französischen Thron berief, gerade damit die geschichtliche Bedeutung bestätigend, daß es bestimmt sey, die Rechte und Freiheiten der französischen Nation dynastisch zu wahren und zu vertreten gegen Gesetzlosigkeit wie gegen fremden Andrang.

Die Herzoge von Orleans aus dem Geschlechte der Valois, welches die zweite Linie des Mannstammes der Capetinger war, folgen sich nicht mit ununterbrochener Abstammung im Besitz dieses Herzogthums, wie es der Fall ist mit dem Geschlechte Orleans-Bourbon, seit Ludwig dem Vierzehnten, sondern sie treten sporadisch aus der Reihenfolge der Könige heraus, oder besteigen den Thron, um wieder eine Orleanische Linie der Secundogenitur zu begründen.

Der erste Herzog von Orleans war Philipp, fünfter Sohn des Königs Philipp des Sechsten von Frankreich und der Johanna von Burgund. Er war 1336 zu Vincennes geboren und 1350 von seinem älteren Bruder, dem Könige Johann, zum Ritter geschlagen worden. Nachdem der König genöthigt worden war, im Frieden zu Brétigny den Engländern Guienne abzutreten, mußte er für Erfüllung der eingegangenen Bedingungen Geißeln stellen, unter denen auch sein Bruder Philipp war, der jedoch bald wieder seine Freiheit bekam. Als Apanage hatte er Touraine erhalten, statt dessen gab ihm sein Neffe Carl der Fünfte das Herzogthum Orleans und die Grafschaft Valois. Der Herzog von Orleans war vermählt mit Blanka, Tochter Carl des Vierten, mit der er keine Kinder hatte. Dagegen hinterließ er zwei natürliche Söhne, von denen Einer Bischoff von Beauvais wurde und auf einer Wallfahrt in Jerusalem starb.

König Carl der Fünfte ernannte 1392 den Prinzen Ludwig zum Herzog von Orleans. Dieser heirathete die schöne und geistreiche Valentine von Mailand, Tochter des Herzogs Johann Galeaz Visconti und der Prinzessin Isabella von Frankreich. Diese Verbindung wurde darum wichtig, weil sie die Ansprüche auf Mailand be-

gründete, die unter Ludwig dem Zwölften und besonders unter Franz dem Ersten die verhängnißvollen Italienischen Feldzüge veranlaßten. Herzog Ludwig war von der Natur günstig ausgestattet, allein Leidenschaftlichkeit und Hang zur Ueppigkeit verdarben seinen Charakter; er war tapfer, thätig und beharrlich im Kampfe gegen die Herzöge von Burgund und Berry um die Vormundschaft für den geistesschwachen König Carl VI; als er aber, vorzüglich durch die Ueberredungsgabe seiner Gemahlin, Statthalter und Reichsverweser geworden war, mißbrauchte er die Gewalt; er büßte sie ein durch eigene Fehler und die Unzulänglichkeit seiner Maßregeln. Nachdem sein Todfeind, der Herzog von Burgund, gestorben war, gab Weibergunst ihm noch einmal die Ausübung der höchsten Macht, denn die Königin war ihm sehr ergeben, aber Ludwig verschleuderte die Einkünfte des Staats, gab die Aemter seinen Günstlingen, und zeigte nur Bedacht in Vermehrung der Besitzthümer seines Hauses. Als aber Johann der Unerschrockene von Burgund, der den Haß seines Vaters geerbt hatte, mit sechstausend Reisigen gen Paris zog, hatte Ludwig keinerlei Fürsorge getroffen, und mußte mit der Königin flüchten. Ein Vergleich wurde getroffen, Orleans und Burgund sollten mit gleicher Gewalt das Reich verwesen, sie trafen zu Paris zusammen, hier aber wurde Herzog Ludwig am 23. Nov. 1407 auf Burgunds Geheiß vor dem Pallaste von St. Pol ermordet im dreißigsten Jahre seines Lebens. Mit seiner Gemahlin hatte er die Lombardische Grafschaft Asti, die Grafschaft Vertus in Champagne, und 400,000 Goldgulden erhalten, durch Kauf erwarb er die Grafschaften Blois, Dunois, Porcien, Soissons und die Baronie Coucy. Der Herzog von Burgund erzwang eine Erklärung vom Hofe, worin ihm volle Verzeihung für den Mord ertheilt wurde. Ein Jahr darauf wurde er zwar für einen Feind des Reichs erklärt, er rückte aber siegreich in Paris ein, der Hof mußte nach Tours flüchten und die Herzogin starb vor Gram. Sie hatte ihren Gemahl geliebt, unerachtet sie seine Untreue kannte, glühender Haß gegen seinen Mörder erfüllte sie ganz; die Unmöglichkeit, Rache zu üben, und Entrüstung über den triumphirenden Gegner zerstörten ihr leidenschaftliches Gemüth. Herzog Ludwig hinterließ fünf Söhne

und drei Töchter. Der Aelteste, der bisher den Titel eines Grafen von Angoulême geführt hatte, wurde Herzog von Orleans; der Jüngste stiftete die Linie der Grafen von Angoulême; die andern starben früh. Eine Tochter heirathete den Herzog von Bretagne; mit ihrem Sohne Franz erlosch dieß Geschlecht. Außerdem aber hatte Ludwig einen unechten Sohn, den berühmten Bastard von Orleans, Johann Grafen von Dunois. Seine Mutter war Yolantha, vermählt zwar mit einem Kammerherrn am Orleanischen Hofe. Am Schlusse dieser Uebersicht werden wir das Wesentlichste von dem Bastard und seinem Geschlechte mittheilen.

Carl, Herzog von Orleans und Mailand, Graf von Valois und Asti, konnte keine Unterstützung von dem ohnmächtigen Hofe gegen den mächtigen Burgund erwarten, und mußte sich damit begnügen, daß ihm zu Chartres eine Art von Abbitte geleistet wurde. Burgund war allmächtig, seine Reichsverwaltung lastete mit unerbittlichem Drucke auf dem Hofe wie auf dem Lande, bis endlich die Herzöge von Berry, Orleans, Bretagne und Bourbon sich mit den Grafen von Alençon, Clermont und Armagnac verbanden, und mit einem Heere auf Paris zogen, das sie zu überrumpeln hofften. Sie fanden aber den voraussichtigen Burgund wohl vorbereitet. Damals war das Königthum kaum mehr als eine vollziehende Behörde, der König nur der Siegelbewahrer, der den Willen des Vasallen bestätigte, dessen Macht in dem gegebenen Augenblicke gerade die überwältigende war, obwohl immer der König der Form nach gebot, diejenigen aber nur ihm gehorchten, die nicht mächtig genug waren, sich seinem Willen zu widersetzen. Dießmal verglichen sich die streitenden Parteien, weil, bei gleicher Macht, kein Theil Aussicht auf Vortheile über den Gegner hatte. Die Bedingungen der Uebereinkunft bezeichneten deutlich genug die königliche Gewalt als eine Beute, nach der Alle Gelüste trugen, denn die Prinzen versprachen, mit ihren Kriegsvölkern zugleich abzuziehen und nicht vor dem Könige zu erscheinen, als auf feierliche Berufung der Krone. Der gegenseitige Neid brachte einen Vertrag zuwege, den Keiner zu halten gedachte, und den der Volkswitz, dessen kindlich unbefangene Schärfe

oft in einem Spitznamen das Wahre trifft, die Verrätherei von Bicêtre nannte. Verrätherisch waren in der That damals fast alle Verträge der Großen. Kaum drei Monate nachher rüsteten die Prinzen zu einer neuen Fehde, die mit wechselnden Erfolgen geführt wurde. Der Herzog von Orleans drang bis Paris vor, wo indessen Burgund zeitig genug eintraf, um ihm den Besitz der Stadt streitig zu machen, so daß er von St. Cloud aus sie nur einschließen konnte. Burgund aber, eben so schlau im Rathe, wie kriegerisch im Felde, entdeckte unter den Pergamentrollen in der Schreibstube des Königs eine Waffe, die mächtiger war, als alle aufgebotene Heermacht seiner Feinde. Beinahe fünfzig Jahre vorher hatte der Pabst Urban der Fünfte eine Bulle erlassen gegen die Compagnien, die das Reich verwüsteten, wie die Cameraderien und die Jacquerie, ähnliche Banden, wie der Bauernkrieg in Deutschland sie ein Jahrhundert später erzeugte. Burgunds Theologen pflichteten der klugen Ansicht bei, daß man, unter Autorität des Königs und der Prälaten von Paris, gar wohl die Urban'sche Bulle auf den Herzog von Orleans und seine Anhänger, unter denen die Armagnaken, anwenden könne. Sie wurde daher in der Kirche der heiligen Genovefa verlesen und der Bann ausgesprochen über die Herzoge von Orleans und Bourbon, die Grafen von Alençon und Armagnac, den Connetable Albret und alle ihre Helfer. Damals traf der Bann der Kirche mit der Gewalt des Blitzes, weil man daran glaubte. Obwohl diese Acht nun nicht unmittelbar vom damaligen Oberhaupte der Kirche ausging, so war die Wirkung davon doch so plötzlich und entscheidend, als hätte der heilige Stuhl selbst sie gegen Orleans und seine Verbündete geschleudert. Vergebens vertheidigte Orleans das befestigte St. Cloud mit fünfzehnhundert Edelleuten gegen einen Ausfall der Pariser; neunhundert Ritter blieben auf dem Platze, sein Heer floh von St. Denis mit Zurücklassung der Wagenburg, von den Burgundern unablässig verfolgt, die in das Herzogthum einrückten und mehrere Städte nahmen, nachdem fast alle andere Besitzungen Orleans erobert waren. Auch der Herzog von Berry unterlag, und Nichts konnte den Siegeslauf Burgunds mehr aufhalten, als plötzlich

die Pest mit grimmiger Heftigkeit in seinem Lager vor Bourges 1412 ausbrach. Dieser Fluch traf Alle, die Seuche verbreitete sich über das ganze Königreich noch schneller, als Orleans Heer hinter die Loire gedrängt worden war. Der Schreck gebot Friede, den Burgund und Orleans mit bitterm Groll im Herzen zu Auxerre auf dem Evangelium beschworen. Burgund hatte gehofft, unaufhaltsam seine machtlosen Feinde vernichten zu können; Orleans rechnete auf ein englisches Hülfsheer, das so eben in der Normandie gelandet war, beider Plane vernichtete die Geißel Gottes, die das unglückliche Frankreich heimsuchte. Doch, eine fast noch größere Plage der Menschen hatten Orleans und die mit ihm verbündeten Prinzen über ihr Vaterland verhängt, indem sie die Hülfe der Engländer herbeigerufen, die durch frühere Traktate zugesichert war. Der Herzog von Orleans hatte zunächst volle Veranlassung, diesen Verrath am Vaterlande bitter zu bereuen. Die Engländer rückten heran mit einem Heere von sechstausend fünfhundert Mann, dessen Verwendung der unerwartete Friede nun nicht mehr gestattete. Sie verlangten aber von Orleans den Sold für die bedungene Dienstzeit. Vergebens stellte der Herzog der Regierung vor, der Krieg sey geführt worden, um den König von der Burgundischen Herrschaft zu befreien; die Staatskassen verweigerten jeden Beitrag, und wiesen die Zahlung der Engländer Orleans zu, da er vorzüglich sie gerufen habe. Sie wurden nun böse Gäste im Herzogthum, wo sie eingedrungen waren und übel hauseten, bis der Herzog sich verpflichtete, 300,000 goldene Schildthaler zu erlegen. Da er nicht gleich die ganze Summe zahlen konnte, so nahmen sie Geißeln mit, darunter des Herzogs Bruder, den Grafen von Angoulême. Nachdem Carl eine Zeit lang ruhig in Blois gelebt hatte, trat unerwartet ein für ihn günstiges Verhältniß ein: der Herzog von Burgund verlor seinen unbedingten Einfluß auf die Regierung und mußte den Prinzen weichen, die nun die Aufhebung aller ihrem Interesse schädlichen Verfügungen bewirkten. Die Engländer bedrängten Frankreich und siegten bei Acincourt, in welcher Schlacht Herzog Carl in ihre Gefangenschaft gerieth, worin er fünf und zwanzig Jahre verblieb; denn Heinrich der Fünfte von England hatte auf seinem

Sterbebette befohlen, ihn erst nach eingetretener Mündigkeit Heinrich des Sechsten frei zu geben. Carls Bemühungen während dieser langen Zeit waren fruchtlos, er konnte weder seine Freiheit erlangen, noch gelang es ihm, bei den Verhandlungen zu Oye, wo er als Gefangener erschien, den Frieden zwischen England und Frankreich zu vermitteln. Endlich wurde sein Lösegeld zu 300,000 Goldschilde festgesetzt, eine Summe, zu deren Aufbringung unter den damaligen Verhältnissen auch nicht die mindeste Aussicht vorhanden war. Zuverläßig wäre er ohne die Hülfe seines Bruders, des Grafen von Dunois, in der Gefangenschaft gestorben. Der edle Bastard aber, dessen ritterlicher Sinn seine Geburt adelte, noch ehe seine Legitimation ausgesprochen wurde, und dessen Großthaten ihn auf den Schild der Volksachtung als einen Held Frankreichs gehoben hatten, dachte groß genug, um die Hochherzigkeit seines eigenen Bewußtseyns auch in der Brust des Feindes seines Geschlechts vorauszusetzen. Er wandte sich um Hülfe für seinen Bruder Orleans an den Herzog von Burgund. Indessen war Carls von Orleans persönlicher Feind und der Mörder seines Vaters, Johann der Unerschrockene, auf der Brücke von Montereau selbst ermordet worden von dem Gefolge des Dauphin (1419). Sein Sohn Philipp führte und verdiente den Beinamen der Gütige. Er entsprach auf würdige Weise des Bastard Vertrauen, spendete 200,000 Goldschilde am Lösegelde unter der Bedingung, daß Orleans die Versöhnung beider Häuser bethätigen sollte durch seine Vermählung mit Burgunds Schwestertochter, der Prinzessin von Cleve. Der Bastard brachte das letzte Drittheil des Lösegeldes auf; 1440 wurde Herzog Carl in Calais frei gegeben und gleich darauf wurde in St. Omer das Beilager mit der Prinzessin gefeiert. Anfangs betrachtete König Carl der Siebente diese Versöhnung der Prinzen mit einigem Mißtrauen, das gute Vernehmen mit dem Hofe wurde aber wieder hergestellt. Nach dem Tode Philipp Maria's, des letzten Visconti, versuchte Herzog Carl die Erbansprüche seines Hauses auf Mailand geltend zu machen. Das von ihm entsendete Heer nahm Besitz von Asti (1447), konnte aber nicht mehr erlangen. Der Herzog nahm fortan keinen Antheil mehr an den öffentlichen Händeln in

Frankreich, weder unter Carl dem Siebenten, noch mischte er sich in die Fehden der Großen für das gemeine Beste gegen Ludwig den Eilften, obwohl dieser König, als Beschützer von Franz Sforza, seinen Italienischen Interessen feindlich entgegentrat. Er starb 1465 zu Amboise. Er liebte und übte Wissenschaft und Kunst, die ihn Gefangenschaft und Unglück ertragen lehrten. Seine in den Handschriftensammlungen zu Paris und Grenoble aufbewahrten, auch im Druck erschienenen Gedichte sind nicht blos merkwürdige Zeitbeiträge, sondern manche davon haben wahren poetischen Werth. Carl war dreimal verheirathet. Mit Isabella von Frankreich, Wittwe Richard des Zweiten von England, hatte er eine Tochter, die kinderlos starb. Seine Ehe mit der Gräfin Bona von Armagnac blieb ohne Abkunft. Mit seiner dritten Gemahlin, Maria von Cleve, hatte er einen Sohn und zwei Töchter, von denen Eine den Grafen von Etampes heirathete, die Andere Aebtissin von Fonterrault wurde.

Nachdem König Carl der Achte, der letzte Valois der Hauptlinie, 1498 gestorben war, bestieg Carls von Orleans und Maria's von Cleve Sohn, Ludwig, den französischen Thron, der Zwölfte seines Namens in der Königsreihe. Die Besitzungen des Hauses Orleans waren ein werthvoller Zuwachs für die Macht der Krone, wenn sie nicht von den Mailändischen Ansprüchen begleitet gewesen wären, für welche Frankreich beinahe ein halbes Jahrhundert lang nutzlos Ströme Blutes vergoß. Die Regierung Ludwig des Zwölften, und seines Nachfolgers, Franz des Ersten, der, wie wir gleich sehen werden, auch ein Orleans war, übergehen wir als nicht zur Spezialgeschichte des Hauses Orleans gehörend.

Ludwig des Zwölften Vater, Carl von Orleans, hatte einen Bruder, Ludwig Graf von Angoulême, der lange als Geißel in Englischer Gefangenschaft war. Dessen Sohn, Carl, heirathete 1487 die Prinzessin Louise von Savoyen, Tochter des Herzogs Philipp und Margarethens von Bourbon. Er starb 1495 und hinterließ einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn, Franz Graf von Angoulême, war nur zehn Jahre alt, als Ludwig der Zwölfte 1506 die Stände Frankreichs nach Tours berief. Ludwig hatte versprochen,

seine Tochter Claude dem Enkel Kaiser Maximilians, Carl von Luxemburg (Carl V.), zur Ehe zu geben, aber die Reichsstände baten zu Tours kniend den König, sie mit einem französischen Prinzen, mit Franz von Angoulême zu vermählen. Das geschah, und der Graf von Angoulême bestieg nach dem Tode seines Schwiegervaters als Franz der Erste den Thron Frankreichs. Seine Schwester, Margaretha, gewöhnlich Marguerite von Valois genannt, wurde, wie er, am Hofe Ludwig des Zwölften erzogen, der sich väterlich ihrer Bildung annahm. Bei Franz wollte der Unterricht nicht sogleich anschlagen, der König sagte von ihm: ce gros garçon gatera tout. — Die schöne und geistreiche Marguerite aber machte unter Paul Canossa's Leitung überraschende Fortschritte in ernsten und anmuthigen Wissenschaften. Ihr Bruder war ihr nicht blos herzlich zugethan, sondern er bewunderte und verehrte ihren Geist, und sie war ihm in Glück und Unglück unbedingt ergeben. Er gab ihr das Herzogthum Berry. Seine Mutter, die verwittwete Gräfin von Angoulême, bedachte Franz nach seiner Thronbesteigung mit königlicher Freigebigkeit. Außer Angoulême, das er zu einem Herzogthum erhob, bekam sie noch die Herzogthümer Anjou und Touraine, so wie die Grafschaften Maine und Beaufort. Sie war eine gewandte und entschlossene Frau, aber auch ränkevoll und rachsüchtig, wie sie es bewies in der Verfolgung des Connetable von Bourbon, den sie dem Kaiser in die Arme trieb; sie veranlaßte, daß der Schatzmeister Semblençay hingerichtet wurde, weil sie ihm das Geld abnöthigte, das er dem Heere nachsenden sollte. Bekanntlich wurde Franz in der Schlacht von Pavia am 24. Februar 1525 gefangen. Während er nun in des Kaisers Gewalt war, leistete die Herzogin von Angoulême die wichtigsten Dienste, indem sie mit Kraft und Umsicht die Regentschaft führte. Margaretha hatte den Herzog von Alençon geheirathet, der jedoch bald starb. Als ihr Bruder gefangen wurde, war sie Wittwe. Franz wurde nach Madrid geführt, wo man ihn zwar gut behandelte, aber mit Spanischer Strenge bewachte. Die Herzogin-Regentin sendete Margaretha nach Madrid mit unbeschränkter Vollmacht, um wegen der Freilassung des Königs zu unterhandeln. Alles was

begeisterte Beredtsamkeit, Anmuth und erfinderische Schlauheit nur immer vermögen, wandte Margaretha an, um den geliebten Bruder zu befreien, jedoch vergebens. Sie bezauberte den Spanischen Hof, der die Gedichte und die schwesterliche Hingebung der geistreichen Prinzessin bewunderte; sie konnte aber dem Kaiser nicht das geringste Zugeständniß abgewinnen. Der kalte und verschlossene Carl der Fünfte bezeigte der königlichen Frau alle ritterliche Artigkeit, wie sie ihrem Geschlechte und ihrem Stande zukam, aber er ließ sich in seiner wohlberechneten Politik durchaus nicht beirren, und als er einen Versuch Margarethens, den König Franz in einer Verkleidung zu entführen, mit überlegener List vereitelt hatte, gab er ihr das Geleit nach Frankreich zurück, und rieth ihr, nach der gestellten Frist sich nicht in den kaiserlichen Staaten betreten zu lassen. Gedemüthigt und kummervollen Herzens verließ Margaretha Spanien und sah ihren Bruder erst wieder nachdem er unbedingt in alle Forderungen des unerbittlichen Kaisers gewilligt hatte. Die Herzogin von Angoulême starb 1531. Ihr Frauenruf war gerade nicht sehr erbaulich; von ihr galt was ihr Zeitgenosse Brantome in seiner gewohnten Unbefangenheit von ihrer Tochter meldet: „Was Schäckerei und Liebeslust „betrifft, verstand sie mehr als Brod essen.“ Dessen ohnerachtet lebte Margaretha von Valois mit ihrem zweitem Gemahl, dem Könige Albret von Navarra in bester Eintracht und schenkte ihm zwei Kinder.* Navarra, wie Alençon, verdankte ihrem Einflusse gute Einrichtungen und eine gerechte Verwaltung. Während ihr Bruder Franz, der zwar Künste und Wissenschaften liebte, doch auch Ketzer verbrannte, den Buchdruck bei Strafe des Stranges untersagte, und, als dennoch Bücher gedruckt wurden, das Censuredict des Pabstes (Leo X.) auch in weltlichen Schriften mit unerbittlicher Strenge handhaben ließ, wo er nur konnte, versammelte Margaretha in Alençon wie in Nerac Gelehrte und Schriftsteller um sich, und gewährte den freisinnigsten Neuerern Schutz gegen Verfolgung. Calvin, Erasmus, Clement Marot, Roussel und viele Andere, trotzten unter Margaretha's

* Ihre Tochter Jeanne d'Albret wurde die Mutter Heinrich des Vierten.

Schutze den Ketzergerichten der Sorbonne und des Parlaments. Wären Berquin und Dolet bei ihr geblieben, so hätten sie nicht auf dem Scheiterhaufen geendet; denn in ihren Staaten war die fanatische Wuth der rachеglühenden Priester ohnmächtig. Dafür verschrie die Sorbonne sie natürlich als Ketzerin, und Verläumdungen fanden um so eher Eingang, weil sie in allen Dingen ihre Lebensweise keiner hergebrachten Form unterwarf. Spottlieder und Bühnenstücke wurden gegen sie gerichtet; sie aber verachtete das Geschrei der Menge, entwaffnete lachend den Zorn ihres Bruders, der gegen ihre Verkleinerer einschreiten wollte, mit der Bemerkung: „sie lügen viel, hie und da „haben sie vielleicht nicht Unrecht, ich aber will mich nur dadurch „rächen, daß ich thue was mir beliebt, ohne mich um sie zu kümmern.“ Dabei baute sie Hospitäler für die schreckliche Krankheit, die jetzt eine heimliche ist, damals aber epidemisch wüthete und ein Heer des Königs in Italien zerstörte, ihn selbst später, wie Ulrich von Hutten und mehrere berühmte Männer des Zeitalters, hinwegraffte; sie gründete das Waisenhaus der Enfants Rouges in Paris, schrieb Le Miroir de l'ame pecheresse, aber auch die Nouvelles de la reine de Navarre in Boccaccio's Weise. In ihrem Leben wie in ihren Schriften mischen sich ascetische Träumereien mit lichtvollen Ideen, aber Geist und Aufschwung herrschen vor und machen Marguerite von Valois zu einer höchst anziehenden Erscheinung im Zeitalter der Renaissance. Sie starb 1549, zwei Jahre nach dem Tode Franz des Ersten, unter der Regierung Heinrich des Zweiten.

Der nächste Herzog von Orleans war Franz des Ersten Sohn Heinrich, nachher König Heinreich der Zweite von Frankreich, und als er Dauphin geworden war, bekam sein Bruder Carl die Herzogthümer Orleans und Angoulême, starb aber 1545 unvermählt. König Heinrich der Zweite ernannte zuerst seinen älteren Sohn Ludwig, und nach dessen Tode den Prinz Carl Maximilian zum Herzog von Orleans. Dieser bestieg als Carl der Neunte den Thron Frankreichs und starb kinderlos. Das gesammte Haus Orleans-Valois in der rechtmäßigen Linie erlosch mit Carls Bruder König Heinrich der Dritte 1589.

Orleans-Bourbon.

Unter Heinrich dem Vierten hatte ein im dritten Jahre seines Alters verstorbener Prinz den Titel eines Herzogs von Orleans geführt. Des Königs dritter Sohn jedoch, Gaston Johann Baptist, Herzog von Anjou bekam von seinem Bruder, Ludwig dem Dreizehnten, die Herzogthümer Orleans und Chartres und die Grafschaft Blois laut Urkunde vom Juli 1626. Das ganze Leben dieses Prinzen ist erfüllt mit einer charakterlosen Thätigkeit, die ohne Zweck und Bewußtseyn sich überall einmischt, Alles beginnend, Nichts vollendend. Gastons Erziehung erklärt allerdings zur Genüge die klägliche Rolle, die er sein ganzes Leben hindurch in den wechselvollen Umtrieben einer ränkesüchtigen Zeit spielte. Des Königs mächtiger Günstling, Concini, Marschall von Ancre, hatte vornehmlich darum Savary von Brèves zum ersten Hofmeister und Kammerherrn des Herzogs von Anjou ernannt, damit die Erziehung des ersten Prinzen von Frankreich seinen Planen gemäß geleitet werde; aber Savary war bei aller Ergebenheit für Concini ein redlicher Mann, der für das geistige und sittliche Wohl seines Zöglings gewissenhaft sorgte. Der sichtliche Erfolg seiner Bemühungen weckte den Neid der Umgebung des Königs; herrschsüchtige Günstlinge sahen immer mit scheelen Augen adeligen Sinn in den Prinzen sich entwickeln, die der Favoritismus so gerne entmannt, um sie unter das Joch seines Einflusses zu bringen. Der nach Concini's Ermordung allmächtige Herzog von Luynes entfernte Savary, und der neue Hofmeister du Lude ließ den rohen Untergouverneur Contade absichtlich Sittlichkeit und Ehrgefühl zer-

stören in dem armen königlichen Knaben. Später wurde der Corsikaner Ornano erster Hofmeister des Herzogs von Anjou. Er sah in dieser Stelle nur ein Mittel, um Einfluß zu gewinnen; er weckte daher den Ehrgeiz des Prinzen, die Krone werde ihm zufallen, da die Ehe des Königs wahrscheinlich kinderlos bliebe, deßwegen solle er Eintritt in den Staatsrath und Antheil an den Angelegenheiten des Reichs verlangen. Ornano wurde verhaftet; Gaston bewirkte zwar seine Freigebung, sogar daß man ihm den Marschallsstab verlieh, da er aber wiederum den Herzog reizte zu Schritten, die dem Hofe mißbeliebig waren, so wurde die Sache ernsthafter genommen, und damals schon trat der Gegner auf, an dessen überlegener Kraft und Einsicht Gastons Plane eine Reihe von Jahren hindurch zerschellen sollten. Armand Richelieu, damals noch Bischof von Luçon, bald nachher Cardinal, erkannte die Bedeutung, welche Gaston bei kluger Benutzung seiner Stellung erlangen konnte. Einem solchen Gegner war der schwache Prinz in keiner Beziehung gewachsen. Kaum war er in den Bereich der Politik des schlauen Cardinals getreten, als er unbewußt in den Kreislauf geschleudert wurde, in dem jener Meister der Staatskunst Alles abnutzte, das hindernd oder beschränkend ihm entgegentrat. Puylaurens, früher Gastons Gespiele und sogenanntes Ehrenkind, und Le Coigneur, sein Kanzler, die seinem Vertrauen zunächst standen und alle seine Schwächen kannten und zu benutzen wußten, waren gewonnen. Schon damals umstellte ihn der Cardinal mit Ränken und Verrath, voraussehend, daß er sich auch dieser gefährlichen Waffen bedienen und eben dadurch seiner Macht verfallen werde. Gaston verließ Ornano und den Herzog von Vendôme, der in Blois verhaftet wurde; sah ruhig zu, wie sein Günstling, der junge Graf von Chalais hingerichtet wurde, weil er dem Prinzen gerathen, auf Seite der Protestanten zu treten, und empfing seine Braut aus der Hand des Cardinals, der ihn in Nantes traute mit Maria von Bourbon, Tochter des Herzogs von Montpensier. Freilich verstand Richelieu sich darauf, seine Vorschläge glänzend auszustatten: der Brautschatz bestand aus einer Menge Herzogthümern, Fürstenthümern und Marquisaten, so daß er an zwei Millionen

Franken, nach jetzigem Werthe, in jährlicher Einnahme hatte; man huldigte jedoch nur seiner Prachtliebe, um ihn in Abhängigkeit zu erhalten. Als die Schwangerschaft der Herzogin von Orleans verkündigt wurde, forderte die Klugheit, sich mit Gaston gut zu stellen, denn da man fast die Hoffnung aufgegeben, die doch später erfüllt wurde, daß nämlich Ludwig des Dreizehnten Ehe mit Anna von Oestreich dem Thron einen unmittelbaren Bluterben schenken möchte, so würde die etwanige Geburt eines Prinzen dem Vater des Dauphin ein nicht zu übersehendes Gewicht geben. Als aber die Herzogin von einer Tochter entbunden und bald darauf gestorben war, so wurden alle Bestrebungen darauf gerichtet, eine zweite Ehe des Herzogs zu verhindern. Demnach reizte und nährte man Gastons Leidenschaft für hohes Spiel, vermehrte seine Einkünfte, damit er sie ungestört vergeuden könne, und unterstützte den Einfluß, den Puylaurens und Le Coigneux übten; denn sie suchten durch schöne und verschmitzte Buhlerinnen das Verlangen nach einer zweiten Ehe zu ersticken. Dieses Verfahren hatte eine Zeitlang den gewünschten Erfolg; als aber Gaston, den man Antheil nehmen ließ am Kampfe gegen die Engländer (die auf der Insel Ré gelandet waren, um La Rochelle zu entsetzen, worin die Protestanten sich gegen den König vertheidigten), bei der Belagerung nicht das gewünschte Commando bekam, sondern dem Cardinal nachstehen mußte, so wurde er wieder zugänglich für die Plane der Feinde des Cabinets. Richelieu hatte die Eroberung Rochelle's bewirkt und alle Versuche der Königin-Mutter, den König seinem Einflusse zu entziehen, vereitelt. Gaston war nach Lothringen gegangen und machte Miene, sich mit des Herzogs Schwester zu vermählen, kam aber zurück als man ihm Vermehrung seiner Einkünfte durch die Herzogthümer Valois und Alençon gewährte und ihn zum Reichs-General-Lieutenant ernannte, während der König in Lyon war. Bekanntlich scheiterte die Königin-Mutter gänzlich in ihrem Plane gegen Richelieu an dem sogenannten „Tage der Gefoppten“ (journée des dupes). Zuerst erklärte Gaston sich unbedingt für den Willen des Königs, nachher entsagte er feierlich dem Cardinal, mußte aber nach Orleans entweichen, oder vielmehr

er verstand nicht den günstigen Augenblick zu benutzen, der, richtig und mit Entschlossenheit ergriffen, den Cardinal in seine Gewalt gegeben hätte. Nachdem die Königin-Mutter in Compiegne verhaftet war, fand Gaston, der rathlos hin und herschwankte, nur Heil in einer abermaligen Flucht nach Lothringen, wo man seinen Bewerbungen um die Hand der Prinzessin und um Hülfe gegen Richelieu geneigtes Gehör lieh. Alle, die mit Gaston Frankreich verlassen hatten, unter denen namentlich die Herzoge von Elbeuf, Bellegarde und Rouanez, auch Le Coigneux und Puylaurens, wurden für Majestätsverbrecher erklärt, ihre Güter eingezogen, ihre Würden verwirkt. Schriften und Antworten wurden öffentlich gewechselt zwischen dem König und Gaston, der auch bei den Parlamenten protestirte gegen Richelieu's Verfahren. Der Herzog Karl von Lothringen rüstete, die Infantin versprach Zuzug aus den Niederlanden; als aber der Cardinal eine Erklärung forderte von Karl von Lothringen, läugnete dieser die Absicht einer Heirath und wollte mit den aufgebrachten siebenzehntausend Mann nur Hülfstruppen für den Kaiser geworben haben, führte sie auch an den Rhein auf die Drohung Richelieu's. Gaston unterhandelte mit Brüssel. Die Trauung mit Margaretha wurde in Nancy heimlich vollzogen, während der Schwiegervater in Metz dem König betheuerte, daß keine Verbindung stattfinden werde, auch, auf des Königs Geheiß, den Herzog von Orleans öffentlich auswies, der sich nach Brüssel begab. Von hier aus wollte er mit Spanischer Hülfe in Frankreich einfallen, wo er Verbindungen unterhielt mit Montmorency, dem Gouverneur von Languedoc, der in offener Fehde mit dem Hofe war. Gaston kam mit seinen Truppen früher, als verabredet; Nichts war gehörig vorbereitet, Alles mußte übereilt werden, und die Führer waren unter sich nicht einig. Das Unternehmen war also keineswegs geeignet, den Statthaltern und Großen in den Provinzen Vertrauen einzuflößen; der von dieser Seite erwartete Beistand blieb aus, und bei Castelnaudari wurde Gastons Heer geschlagen und Montmorency gefangen. Gaston floh nach Beziers, und hatte eben einen Boten an den König abgefertigt, der mit dem Cardinal heranzog, als er von Abgesandten Richelieu's

überrascht wurde, die ihm volle Versöhnung antrugen. Man forderte nur, daß er seine Anhänger verlassen sollte, und dafür erhielt er Begnadigung und wurde in seine Güter eingesetzt. Viele seiner Anhänger, auch Montmorency, wurden hingerichtet. Gaston hatte sie im Stich gelassen und konnte wohl ihr Schicksal voraussehen; dennoch zeigte er große Entrüstung über Montmorency's Tod und ging wieder nach Brüssel, von wo aus er seine Heirath mit Margaretha von Lothringen offiziel anzeigte. Sogleich führte der König ein Heer vor Nancy, wodurch zwar der Herzog von Lothringen genöthigt wurde, die Heirath seiner Tochter für ungültig zu erklären, sie war aber in Mannstracht nach Brüssel entflohen. Während indessen Richelieu durch Prälaten die Ungültigkeit der Ehe Gastons in feierlichen Deductionen und Denkschriften darthun ließ, köderte er den wankelmüthigen Herzog mit lockenden Versprechungen und bewog ihn, heimlich die Niederlande zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren, wo er am Hofe erschien, von dem er sich jedoch bald nach Blois zurückzog. Frankreichs mißliche Stellung nach Außen bewog Richelieu, Orleans Ehe anerkennen zu lassen, wogegen dieser versprach, keinen Antheil zu nehmen an Verbindungen gegen das Cabinet. Bald aber entdeckte der Cardinal, daß Gaston mit Spanien unterhandelte, welches ihm Truppen und Geld versprach, um die Feinde des Cabinets zu unterstützen. Gaston verrieth wiederum seine Mitverschworenen, als er sah, daß der wachsame Minister Alles entdeckt hatte, und seine Aussagen über die mit Spanien angeknüpften Unterhandlungen fällten Cinq-Mars und de Thou, die mit dem Leben bezahlen mußten für die Unklugheit, sich in Majestätssachen mit einem Prinzen eingelassen zu haben, der politische Angelegenheiten betrieb wie Liebesabenteuer, in denen man eine so bürgerliche Tugend wie Treue und Glauben von einem Manne seines Geblüts nicht erwarten könne. Uebrigens glaubte Richelieu, daß dieser letzte Verrath Gaston unschädlich gemacht habe, er vermuthete, daß kein französischer Edelmann ihm noch ferner Vertrauen schenken werde, was deutlich hervorgeht aus der Strenge, mit der er im Edict von 1642 behandelt wird, denn er wurde nach Blois verwiesen, für

unfähig erklärt, jemals einer Regentschaft vorstehen zu können, sein Gouvernement in Amboise wurde eingezogen, seine Gensd'armen- und Chevaurlégers-Compagnien wurden cassirt. Diese Besiegung seines Feindes überlebte indessen der Cardinal nur wenige Tage, und Ludwig der Dreizehnte, der selbst seinen Minister nur sechs Monate überlebte, zeigte sich versöhnlich gegen seinen Bruder, denn er erkannte Gastons Ehe an unter der Bedingung, daß sie auf's neue in Frankreich eingesegnet werde, und stellte ihn als Präsident des Regentschaftsrathes und Generallieutenant der Heere an die Seite der Königin-Regentin. Diese letzwillige Verfügung erkannte das Parlament zwar an, allein Mazarin war erster Minister und die Seele der Regentschaft, so daß es wie ein Verhängniß schien, daß Gaston immer neben dem französischen Thron einen Cardinal finden sollte, der ihm das Staatsruder vorenthielt. Es war ihm daher willkommen, den Heerbefehl zu übernehmen gegen seine alten Verbündeten und seinen Schwiegervater, die Spanier und den Herzog von Lothringen. Es wurden manche feste Plätze erobert, die Einbußen hielten aber dermaßen den Erfolgen die Wage, daß daraus die unglücklichste Folge, die Verlängerung des Krieges selbst entstand. Zuletzt konnte man den sich immer wiederholenden Forderungen von Mannschaft und Geld nicht mehr genügen, und das Parlament widersetzte sich der neuen Steuerausschreibungen, die dem armen Volke das Letzte abpressen sollten, wie es denn damals corvéable et taillėable à merci war. In den darüber gepflogenen Unterhandlungen zeigte Gaston sich gewandt und gemäßigt und trug wesentlich bei zu dem versöhnlichen Ausgang in den Conferenzen von Ruel. Bald indessen eröffnete die Fronde diesen wunderlichen Tummelplatz von Staatsabenteuern und Cavalier-Gefechten, die sich zu einem verwirklichten Roman gestalten, in dem Kampf und Liebe, Verrath und Hochherzigkeit walten, Damen und Cardinäle ins Feld ziehen, und die Begebenheiten sich drängen wie in einem morgenländischen Mährchen. Der Reiz einer solchen Versuchung war zu groß für einen so geübten Frondeur, wie Gaston von Orleans, besonders, nachdem der kühne und gewandte Cardinal von Retz ihn in seine ränkevollen Umtriebe verstrickt hatte. So sehen

wir ihn denn in diesen Wirren bald auf der Seite des Hofes, bald an der Spitze von Mazarins Feinden, nie selbstständig und meist ohne andere Beweggründe, als wie Laune oder Zufall es gerade fügte. Kaum hat er sich für Condé erklärt, so macht die Herzogin von Chevreuse ihn wieder abwendig, er willigt in die Verhaftung von Condé, Conti und Longueville, und ruft lachend: „Mit einem „Fang haben sie einen Löwen, einen Affen und einen Fuchs genom-„men!“ Dann aber unterhandelt Gaston mit Spanien und führt die befreiten Prinzen in Triumph nach Paris, um sich bald wieder von Condé loszusagen. Die Königin-Regentin, Anna von Oestreich, gewinnt und verliert Gaston mehreremal, endlich vereinigt er sich wieder mit Condé, um Mazarin zu vertreiben. Nachdem Condé's Plan, den König in Gien aufzuheben, gescheitert war, hatte er sich, von Turenne verfolgt, in die Vorstadt St. Antoine geworfen und wäre verloren gewesen, wenn nicht Mademoiselle von Montpensier Gaston überredet hätte, die Thore von Paris zu öffnen und von der Bastille aus die königliche Armee beschießen zu lassen. Endlich wurde Gaston durch Cardinal Retz die Nothwendigkeit dargethan, sich dem Hofe zu unterwerfen. Eine Amnestie wurde gegeben, nur mußte der Herzog von Orleans sich Blois als Exil gefallen lassen. Hier nun studirte er Botanik und die Gebräuche der spanischen Etikette, stiftete ein Kloster für Pönitenten, sammelte Edelsteine und Miniatur-Gemälde, und starb 1660. Von Gastons Kindern der zweiten Ehe, mit der Prinzessin von Lothringen, starb ein Sohn als Kind, eine Tochter wurde vermählt mit dem Großherzog Cosmus von Toscana, die zweite mit dem Herzog von Guise und die dritte heirathete den Herzog von Savoyen.

Gastons von Orleans Tochter aus der ersten Ehe, Anna Maria von Orleans, Herzogin von Montpensier, gewöhnlich Mademoiselle de Montpensier genannt, hat eine gewisse Berühmtheit in der Hofgeschichte erreicht durch die vielen geräuschvollen und vergeblichen Bemühungen, um einen Mann zu bekommen. Mademoiselle und die Ihrigen gaben nur mit großem Verdrusse die Hoffnung auf, sie mit Ludwig dem Vierzehnten vermählt zu sehen. Nachdem sie darauf die

wirkliche oder eingebildete Braut einer ganzen Reihe von Erben der größten Throne in Europa gewesen war, hatte sie das Unglück, sich im vierzigsten Jahre ihres Alters grenzenlos zu verlieben in den Herzog von Lauzun. Dieser, ein Graf von Puyguilhem, war einer der hochmüthigsten und geistig unbedeutendsten Edelleute, die den Hof umschwärmten, um Gunst und Beförderung zu erlangen, Bestrebungen, die ihnen fast so viel Mühe und Sorgen bereiteten, als wenn sie sich durch wirkliche Verdienste einer Bevorzugung würdig gemacht hätten. Lauzun fand in seiner unermeßlichen Eitelkeit, daß die Hand einer Prinzessin vom Geblüte nur gerade war, was ihm gebührte. Ludwig der Vierzehnte hatte die Contracte unterschrieben, worin der Graf mit der Hand einer Base des Königs das Herzogthum Montpensier und Herrschaften von zwei und zwanzig Millionen werth erhielt, als er die Vermählung um acht Tage verschob, um die Vollendung der Prachtgewänder abzuwarten, die er bei dieser Gelegenheit zeigen wollte. Diesen unklugen Aufschub benutzten Lauzuns Feinde mit solcher Klugheit, daß der König die Heirathsbewilligung zurücknahm. Mademoiselle erfüllte den Hof mit ihren Wehklagen, ohne jedoch eine Aenderung des Beschlusses zu bewirken. Lauzun wurde später wegen seines frechen Benehmens auf die Festung Pignerol gebracht, und Mademoiselle jammerte wieder, daß man ihr nun sogar die Person des Bräutigams genommen. Erst nach zehn Jahren gelang es ihr, Lauzun zu befreien, indem sie das Herzogthum Aumale, das Fürstenthum Dombes und die Grafschaft Eu dem Sohn der Montespan, dem Herzog von Maine, verschrieb. Mademoiselle war eine Fünfzigerin, als sie endlich nach einer heimlichen Trauung, die man zu ignoriren versprach, die Flitterwochen verleben konnte mit dem so überaus theuren Gegenstande ihrer Zärtlichkeit. Nachdem sie vier Jahre gelebt hatte mit dem undankbaren Lauzun, der sich dem Spiel und den Mädchen ergab, dankte sie Gott, als man sie wieder trennte. Sie starb 1693 und setzte den Herzog von Orleans, den Bruder Ludwig des Vierzehnten, zum Universalerben ein, der auch das Fürstenthum Joinville bekam, das sie kurz vor ihrem Tode von der Herzogin von Guise geerbt hatte. Dem Dauphin vermachte sie das

Schloß Choisy-le-Roi an der Seine. Sie schrieb Denkwürdigkeiten und Erbauungsbücher, denn nachdem die Leidenschaften sich etwas abgekühlt hatten, war sie sehr fromm, stiftete auch in Paris das Kloster der blauen Schwestern.

Gaston von Orleans hatte einen unehelichen Sohn, den Grafen von Charny, später Herzog von Castellamare, der mit großer Auszeichnung in Spanien diente, den Infanten nach Italien begleitete, General-Capitain aller Truppen und Statthalter von Neapel wurde. Er starb 1740 ohne Nachkommenschaft.

Ein Jahr nach Gastons Tode wurde Ludwig des Vierzehnten Bruder, Philipp, Herzog von Anjou, zum Herzog von Orleans ernannt, und von diesem Fürsten stammt, in ununterbrochener Abkunft, das gegenwärtig blühende Haus Orleans ab. Mit Orleans bekam Philipp auch die Herzogthümer Valois und Chartres und die Herrschaft Montargis, später aber, nachdem er sich mit der Familie La Tremouille, die Ansprüche auf Montpensier hatte, verglichen, vereinigte er damit noch das Herzogthum Montpensier, die Fürstenthümer und Grafschaften Dauphiné d'Auvergne, Joinville, Beaujolais, Mortain, Domfront, Champigny und mehrere geringere Herrschaften. Philipp war unter Mazarins Leitung systematisch zur Unbedeutenheit eines nachgebornen Prinzen erzogen. „Wenn er mehr weiß als der „König, so wird er nicht mehr blindlings gehorchen wollen," war des Cardinals Weisung an La-Motte-le-Vayer, des Prinzen Lehrer. Die Königin-Mutter förderte dieses politische Erziehungssystem durch geflissentliche Verweichlichung des Prinzen, der mit seinen Gespielen sogar öffentlich in weiblicher Kleidung erschien. Es blieb ihm auch sein ganzes Leben hindurch eine frauenhafte Scheu vor Abhärtung; selbst nachdem er im Felde Muth und persönliche Tapferkeit gezeigt hatte, sagten die Soldaten von ihm: „Mehr als die Kugeln fürchtet „Orleans, daß die Sonne ihn verbrenne." In dem 1672 gegen Holland eröffneten Feldzuge war Philipp von Orleans Oberbefehlshaber, nahm Orsoy und Zütphen und commandirte auch im folgenden Jahre bei der Belagerung von Maestricht. Im Feldzuge von 1676 nahm er die Festung Bouchain. Eine glänzende Waffenthat

vollbrachte er im Jahre 1677. Nachdem er nämlich die Laufgräben vor St. Omer eröffnet hatte, wandte er sich gegen den zum Entsatz herbeigeeilten Prinzen von Oranien, erfocht bei Montcassel einen vollständigen Sieg, und acht Tage darauf mußte St. Omer sich ergeben. Nach diesen Proben kann man wohl annehmen, daß er bei fortgesetzter kriegerischer Laufbahn ein größeres Feldherrntalent entwickelt hätte, allein die Gelegenheit dazu wurde ihm abgeschnitten, denn man gestattete ihm zwar, den Feldzügen von 1691 und 1692 beizuwohnen, allein nur als Zeuge und ohne Heerbefehl. Philipp schien diese Beseitigung nicht zu empfinden; ohnedieß bezeigte er dem König nicht blos Ergebenheit, sondern wahre Anbetung; sein Wille war ihm Gesetz, und er fand in den Zerstreuungen des Hofes vollen Ersatz für die Entfernung von den Staatsgeschäften. Im Jahre 1661 vermählte sich Philipp von Orleans mit der Prinzessin Henriette Anna von England, einer Tochter König Carl des Ersten. Die Herzogin war schön und geistreich, aber nicht Liebe, sondern nur conventionelle Rücksichten hatten dieses Band geknüpft, denn Philipp blieb unempfindlich bei aller Anmuth seiner Gemahlin. Das war nun keineswegs der Fall mit andern Herren, die zum Hofe gehörten. Der König erwies ihr ungewöhnliche Aufmerksamkeit, sie war die Zierde seines näheren Umgangskreises, jedoch ohne daß man etwas vernahm von einer innigeren Annäherung, die indessen Herzog Philipp fürchtete und argwöhnte, während er seinen Günstling, den schönen und ritterlichen Grafen Guiche, den Amadis des Hofes, unbedenklich bei seiner Gemahlin einführte. Des Grafen Bewunderung der reizenden Eigenschaften seiner schönen Gebieterin wurde bald leidenschaftliche Liebe. Das Ehrenfräulein der Herzogin, von Montalais, berücksichtigte so wenig die Ehre ihrer Dame, daß sie sich unaufgefordert zur Vermittlerin dieser strafbaren Neigung aufwarf, indem sie einen Briefwechsel einleitete und besorgte. Der König, der, wie behauptet, anfangs nur zum Schein einer andern Hofdame der Herzogin, Fräulein von La Vallière, seine Huldigung darbrachte, entfernte die Montalais und sandte Guiche nach Polen auf eine Mittheilung seines Bruders, den eine Ahnung des Verständnisses beschlich. Der

unglückliche Briefwechsel sollte indessen noch größeres Unglück anrichten, denn Vardes, der erklärte Anbeter der Gräfin von Soissons und ein Vertrauter des Grafen Guiche, hatte den Auftrag übernommen, das Andenken seines Freundes bei der Herzogin von Orleans lebendig zu erhalten, beschloß aber, selbst sein Glück bei der schönen Frau zu versuchen. Um sie ganz in seine Gewalt zu bekommen, stellte er ihr vor, wie wichtig es sey, die zwischen ihr und dem Grafen Guiche gewechselten Briefe zu vernichten, die noch immer in der Montalais Hand waren. Als er ermächtigt worden, sie der Montalais abzuverlangen, verweigerte er ihre Auslieferung an die Herzogin. Da ihr nun auch hinterbracht wurde, daß Vardes ungeziemende Reden über sie führe, so beklagte sie sich beim König, und Vardes kam in die Bastille. Die Gräfin von Soissons, schon längst von Eifersucht gestachelt, rächte die Verhaftung ihres Liebhabers, indem sie dem König das Geheimniß des Briefwechsels verrieth, die Herzogin aber, genöthigt, dem König ein volles Geständniß abzulegen, flocht darin die Anzeige ein, daß die Gräfin geholfen habe, einen falschen Brief in die Hände des Königs zu spielen, worin der König von Spanien, Ludwigs Schwiegervater, seine Tochter angeblich aufmerksam machte auf des Königs Verhältniß mit der La Vallière, und dieser gegenseitige Verrath hatte zur Folge, daß Vardes nach der Citadelle von Montpellier abgeführt wurde, der Graf von Soissons aber mit seiner Gemahlin nach der Champagne abreisen mußte, wo er Gouverneur war. Da die Herzogin indessen, um die Soissons zu vertreiben, hatte gestehen müssen, daß sie selbst der Intrigue gegen die La Vallière nicht fremd gewesen, so behandelte der König sie mehrere Jahre hindurch sehr kalt, bis er sich ihrer Hülfe bedienen wollte, um einen politischen Zweck zu erreichen. Sie sollte nämlich ihren Bruder, König Carl den Zweiten von England für Ludwig des Vierzehnten Absichten gegen Holland gewinnen, aber der Herzog von Orleans durfte nicht das Geringste davon erfahren, denn ein Geheimniß zu bewahren, war eine Qual, die er in der Regel nicht lange ertrug. Nach dem Tode Philipp des Vierten von Spanien hatte Ludwig der Vierzehnte einen Theil der spanischen Niederlande

gefordert als Erbtheil seiner Gemahlin, Maria Theresia, König Philipps Tochter. Er hatte mehrere Städte genommen, die ihm auch im Aachener Frieden (1668) von Spanien abgetreten wurden. Diese nun wollte Ludwig angeblich der Königin zeigen, und der ganze Hof brach 1670 auf zu einer Reise an die niederländische Grenze, die mit morgenländischer Pracht ausgestattet wurde. Längs der piccardischen Küste war das Hofgeschwader in Calais angekommen, wo, der Verabredung gemäß, ein englischer Gesandter erschien und Ludwig bat, dem in Dover harrenden Könige von England das Vergnügen zu gewähren, seine geliebte Schwester, die Herzogin von Orleans, bei sich zu sehen. Ludwig gestattete ihr, diese Einladung anzunehmen, und die Herzogin begab sich nach Dover, nahm aber einen reichen Schatz und das schöne Fräulein von Keroualle mit, und beide sollen ihren geheimen Unterhandlungen großen Vorschub geleistet haben. Nach einem zehntägigen Aufenthalte an der englischen Küste, scheinbar nur in Festlichkeiten verlebt, brachte sie Ludwig dem Vierzehnten das glänzendste Ergebniß ihrer geheimen Sendung mit, denn Carl der Zweite verstand sich dazu, seiner wahren Politik zu entsagen, um sich mit Frankreich zu vereinigen zum Untergange Hollands, Alt-Englands treuesten Bundesgenossen. Der König war entzückt über diesen meisterhaft geführten Streich, der in einer Lieblings-Angelegenheit, wie der Feldzug gegen Holland es war, ihm die Wege so trefflich geebnet hatte, und die Zufriedenheit der Prinzessin wurde wohl nur leicht getrübt von der Verdrießlichkeit Herzog Philipps, der es sehr übel vernahm, daß das Ganze ihm verborgen geblieben war. Doch nur wenige Wochen dauerte diese glückliche Lage, denn am 29. Juni 1670 wurde die Herzogin plötzlich von heftigen Schmerzen befallen und starb acht Stunden darauf unter Symptomen, deren äußere Erscheinung wenigstens eine Vergiftung anzukünden schienen. Die Pfalzgräfin, nachherige Gemahlin des Herzogs von Orleans, versichert in ihren hinterlassenen Denkwürdigkeiten, daß Henriette von England vergiftet worden sey; Augenzeugen des gräßlichen Vorgangs, wie der englische Gesandte Montaigu und die Frau von La Fayette, glaubten fest daran. Dennoch ist kein zuverläßiger Thatbestand her-

gestellt worden, und unter allen Umständen berechtigt Nichts dazu, dem damals allgemein verbreiteten Gerüchte Glauben beizumessen, ihr Gemahl habe sie aus Eifersucht vergiften lassen, denn in Philipps Leben finden wir keine Spur einer Gesinnung, die ein solches Verbrechen wahrscheinlich macht. Bemerkenswerth ist es, daß Henriettens ärgste Feindin, die Gräfin von Soissons, vertraut war mit der Giftmischerin Voisin, daß sie, wegen Verdacht von Giftmischerei 1680 vor die Chambre ardente geladen, nach den Niederlanden flüchtete und nachher in Madrid lebte, wo man sie, wahrscheinlich doch nur wegen dieser nie aufgeklärten Veranlassungen, beschuldigte, die Königin Marie Louise, Henriette von Orleans Tochter, vergiftet zu haben. Von den vier Kindern, die Henriette geboren hätte, starben ein Prinz und eine Prinzessin bald nach der Geburt, eine Prinzessin Marie Louise heirathete König Carl den Zweiten von Spanien, und Maria Anna den König Victor Amadeus von Sardinien. Ganz das Gegentheil von der anmuthigen und feinen Henriette von England war Herzog Philipps zweite Gemahlin, Elisabeth Charlotte, Tochter des Churfürsten Carl Ludwig von der Pfalz, die ihre Selbstbeschreibung, die durchaus keine Eitelkeit verräth, mit den Worten schließt: „Im „Ganzen muß ich eine ziemlich häßliche Creatur seyn.“ Dieser Behauptung wurde auch allgemein beigepflichtet, und dazu kam noch, daß sie in ihrer Mittheilungsweise rauh war, und sich den französischen Sitten nie fügen konnte, alle Etikette und Bequemlichkeiten verachtete und verspottete, so daß man sich nicht darüber wundern kann, daß die an so ausgesuchte Verfeinerung gewöhnten Höflinge Ludwig des Vierzehnten über die Maßen erstaunten ob der, ihrer Ansicht nach, barbarischen Erscheinung der Pfalzgräfin, die auch viel zu stolz und rücksichtslos war, um sich auch nur die geringste Mühe zu geben, ihnen zu gefallen. Sie wurde vom König sehr geschätzt, hatte auch Geist und Tüchtigkeit, wie sie sich denn in ihren Briefen als eine vortreffliche Beobachterin bewährt. Sie war sehr eifersüchtig auf ihren Gemahl, der sich auf einmal dem schönen Geschlechte zugewandt hatte, und wiederum mit ungemessener Eifersucht das schöne Fräulein von Grancey bewachte, in die er heftig verliebt

war, so daß diese doppelte Eifersucht den Hof nicht wenig ergötzte. Der Herzog Philipp von Orleans starb plötzlich am Schlagflusse im Schlosse St. Cloud 1701.

Sein Sohn, Philipp der Zweite, bisher Herzog von Chartres, wurde nun Herzog von Orleans. Seine Erziehung wurde hauptsächlich seinem Lehrer Dubois überlassen, der zwar für guten Unterricht sorgte, dagegen aber durch seine skeptischen Grundsätze den Grund legte zu der Sittenlosigkeit, welche das ganze Leben seines Zöglings bezeichnet. Der Prinz hatte treffliche Anlagen, eine leichte und schnelle Auffassungsgabe, eine Fülle von Ideen, eine rege und schaffende Phantasie. Dubois verstand es, diese Fähigkeiten auf zweckmäßige Weise zu bilden, und früh schon konnte er den Hof mit Prüfungen überraschen, die eben so viel Bewunderung des Prinzen als seines Lehrers veranlaßten. Der Herzog von Chartres konnte also nicht in bessern Händen seyn, die Mehrzahl der Höflinge mußten sich gestehen, daß sie nicht so viel wußten, als der Zögling des Abbé Dubois, und viele trösteten sich mit der Bemerkung, daß es eigentlich unpassend sey, wenn ein Prinz vom Geblüte so viel lerne. So kam es denn, daß der Prinz seinem Lehrer ganz überlassen blieb; und Niemand bemerkte, daß religiöse und sittliche Grundsätze ihm nur beigebracht wurden als Formen, welche menschliche Klugheit ersonnen haben, um die hoch und niedrig geborne Menge in Abhängigkeit zu erhalten; daß der Mann von Geist sich aber über solche Vorurtheile hinwegsetze, um den Genuß des Lebens zu suchen, den nur Thoren sich versagten, und daß Uebung der sogenannten Tugend in Hoffnung auf eine Belohnung Jenseits nur eine Gattung von Egoismus sey, der einem Hirngespenste nachjage, das wohlverdientermaßen eine so lächerliche Erwartung täuschen werde. Es mußte nothwendig der Eitelkeit eines jungen Menschen von scharfem Verstande schmeicheln, in eine Lehre eingeweiht zu werden, die ihrem Schüler den Paradiesesapfel der Befreiung von lästigem Zwang reichte, und deren kleinster Reiz es war, ihn über die Befangenheit seiner Zeit und seiner Umgebung scheinbar zu erheben. Dubois war zu schlau und der Prinz zu geistreich, um sich in offenem Trotze auszusprechen,

eine passende Antwort war stets bereit, deren Form die innere Ironie barg, und man lachte heimlich über die einfältige Genügsamkeit, die sich so leicht mit Worten abfinden ließ, und die man mit Recht hintergehe, weil sie Andere betrüge und selbst betrogen seyn wolle. So konnte es nicht fehlen, daß Dubois einen großen Einfluß auf den jungen Herzog übte, der in seinem Lehrer einen Freund erblickte, der ihm die wahre Bedeutung des Lebens aufgeschlossen hatte, und dem er darum auch dankbar zugethan war; denn Philipp hatte von Natur ein wohlwollendes Herz und ritterlichen Sinn, Eigenschaften, die er selbst dann nicht ganz verläugnete, als er jene gefährlichen Grundsätze im vollsten Maße ungehindert üben konnte. Ludwig der Vierzehnte hatte beschlossen, daß seine natürliche aber legitimirte Tochter, Francisca Maria von Bourbon, Mademoiselle de Blois, sich mit dem Herzog von Chartres vermählen solle, hiebei aber stieß er auf Hindernisse, die man nicht ohne Dubois Hülfe überwinden konnte. Der Prinz selbst hatte Abneigung gegen die stolze und unliebenswürdige Braut, und hierin wurde er eifrig von seiner Mutter, der Pfalzgräfin, unterstützt, deren Ideen von Ebenbürtigkeit genährt waren mit der unerbittlichen Heraldik des heiligen römischen Reichs, und die nur mit Entrüstung daran denken konnte, daß das reine Blut ihres Geschlechts durch eine Bastardheirath entehrt werden sollte. Der Wille des Königs machte jede Bedenklichkeit ihres Gemahls, des Herzogs von Orleans, verstummen, aber nur Dubois gelang es, den Prinz zu dieser Verbindung zu überreden, indem er ihm die Aussicht eröffnete, daß er als Schwiegersohn des Königs Gelegenheit finden werde, aus der Thatenlosigkeit herauszutreten, die er nur mit der lebhaftesten Ungeduld ertrug. Diese Erwartung wurde indessen großentheils getäuscht, denn nachdem der Prinz sich im Feldzug von 1692 ausgezeichnet hatte, und noch mehr in der Schlacht bei Neerwinden (1693), wo er an der Spitze der Reiterei einen glänzenden Angriff machte und durch seinen Muth wie durch Leutseligkeit das Vertrauen und die Zuneigung des Heeres erworben, fürchtete Ludwig der Vierzehnte zu sehr die Erinnerungen der Fronde, um einem talentvollen Prinzen seines Hauses ferner einen Heerbefehl zu geben. In seinem

Mißmuthe über diese Zurücksetzung lieh der Herzog von Chartres dem verrätherischen Vorschlag Dubois bereites Gehör, durch öffentliche Ausschweifungen seine Gemahlin und den König zu ärgern, der dann schon genöthigt werde, durch passende Verwendung seiner Talente diesem geräuschvollen Müßiggange zu begegnen. In Befolgung dieses Rathes übertraf der Schüler wohl sogar die Erwartungen des Meisters, denn bald hallte Paris und Frankreich wieder von dem tollen Kriege gegen Zucht und Sitte, den der Herzog führte an der Spitze des wilden Heeres seiner Roués, so daß der erstaunte König ihn mit Recht den Fanfaron aller Laster nennen konnte. Als er nach dem Tode seines Vaters Herzog von Orleans geworden war, belohnte er die Ergebenheit seiner Genossen durch Anstellungen in seinem Hofstaate und gründete dadurch gleichsam eine Schule, deren Einfluß unverkennbar beigetragen hat zu der verderblichen Richtung, welche die sittliche und politische Würde des französischen Adels untergrub und seinen Untergang beschleunigte. Der Herzog von Orleans verlor jedoch in dieser Lebensweise keinesweges den Sinn für öffentliche Angelegenheiten, der seiner Geburt und seiner Stellung gemäß war. Er beurtheilte so richtig und scharf die Mißleitung der französischen Heere und die daraus seit 1704 hervorgegangenen Unfälle, daß der König ihm den Oberbefehl in Italien anvertraute. Dabei aber waren andere Generäle mit geheimen Weisungen vom Hofe versehen worden: die Folge war, daß Orleans Vorschlag, bei Turin aus den Linien zu gehen und dem kaiserlichen Heere im freien Felde zu begegnen, nicht durchdringen konnte, und Eugen gewann die Schlacht mit einer schrecklichen Niederlage der Franzosen. Orleans hatte glänzende Tapferkeit bewiesen, und obwohl er zwei nicht unbedeutende Schußwunden bekommen, ordnete und deckte er den Rückzug. Sein Benehmen wurde auch anerkannt, und im folgenden Jahre befehligte er im Spanischen Kriege, dessen glänzendste Waffenthat, die Einnahme von Lerida, von Orleans geführt wurde. Als er jedoch nicht die gehörige Unterstützung an Kriegsbedarf empfing, ging er sehr mißvergnügt über die Pyrenäen zurück. Es erhoben sich aber schwere Anklagen gegen ihn, daß er sich der Spanischen

Krone habe bemächtigen wollen. Manche Umstände schienen diesen Verdacht zu bestätigen, nur der Herzog von Burgund vereitelte den Vorschlag, den Herzog von Orleans in Anklagestand zu versetzen, der im Staatsrathe gemacht wurde. Er selbst erklärte dem Könige offen, daß er zwar an keiner Verschwörung gegen den Spanischen Hof Theil genommen, dennoch aber den Granden Gehör gegeben habe, die den Vorschlag machten, ihn auf den Thron zu erheben in dem Falle, daß sein Vetter sich nicht halten könne, und dieses sey im wohlverstandenen Interesse Frankreichs, dem es wesentlich wichtig seyn müsse, daß ein Bourbon in Spanien herrsche. Ludwig beruhigte sich mit dieser Angabe, die allerdings an und für sich einen politischen Grund für sich hatte, und erklärte dem Könige von Spanien, daß er den Herzog von Orleans unschuldig befunden habe. Bekanntlich traf im Jahre 1712 die Familie Ludwig des Vierzehnten das traurige Geschick, daß fast seine ganze Descendenz starb: der Dauphin, der Herzog von Bourgogne, seine Gemahlin und sein ältester Sohn, der Herzog von Bretagne, starben schnell hinter einander; und, wie es fast zu allen Zeiten der Fall gewesen ist bei einem unerwarteten Tode von Fürsten in solcher Stellung, sollten sie vergiftet worden seyn, während sie doch sehr natürlichen Todes gestorben waren an den Rötheln, die entweder ungewöhnlich bösartig oder nicht zweckmäßig behandelt wurden. Jedoch nicht blos das Volk, sondern auch der Hof glaubte an Vergiftung, und man war nicht verlegen, um einen Schuldigen zu bezeichnen. Man wußte, daß der Herzog von Orleans, dessen Lebensweise freilich nicht erbaulich war, oft mit seinem Chemiker Homberg laborire, mit diesem habe er Gift gekocht, um die Enkel des alten Königs aus dem Wege zu räumen, und dem Herzog von Anjou, nachher Ludwig der Fünfzehnte, stehe dasselbe Schicksal bevor. Da selbst der Hof laut und öffentlich den unschuldigen Orleans als Urheber eines Verbrechens bezeichnete, das gar nicht begangen worden, so war es sehr natürlich, daß das Volk davon überzeugt war, und nur mit Mühe verhinderte man beim Leichenbegängnisse einen Angriff auf den Herzog, der ruhig der Verläumdung Trotz bot und den König bat, sich nach der Bastille begeben zu dürfen,

um eine genaue Untersuchung anstellen zu lassen, was jedoch der König ablehnte. Allmälig kam man zur Besinnung, und es stellte sich heraus, daß gar keine Vergiftung stattgefunden habe, was man gleich hätte wissen können, wenn man einem Arzte Glauben geschenkt, der vom Anfang an die wahre Todesart erkannte. Der König blieb kalt und mißtrauisch gegen Orleans, vorzüglich durch die Bestrebungen der Maintenon, die mit der Partei der legitimirten Prinzen einverstanden war, um den Herzog von der Regentschaft nach dem Tode des Königs zu entfernen, die ihm gesetzlich zukam. Man vermochte Ludwig zu dem außerordentlichen Schritte, seinen natürlichen Kindern alle Rechte ächt geborner französischer Prinzen, auch das Thronfolgerecht, zu verleihen. Die Pairs von Frankreich mußten sich nothwendig verletzt fühlen bei einer Anordnung, die das alte Herkommen der Monarchie mißkannte und gerade das, was den Herzog von Orleans stürzen sollte, machte ihn zum natürlichen Oberhaupte einer mächtigen Partei. So konnte er mit Zuversicht das Testament des Königs umstoßen, das den Herzog von Maine, den Sohn der Montespan, zum Oberaufseher der Regentschaft und der Erziehung des Königs ernannte. Orleans trat als Regent mit mehreren guten Einrichtungen auf, welche seine Absicht zeigte, Frankreich eine gerechte Verwaltung zu gewähren, die darum auch allgemeinen Beifall fanden. Ludwig des Vierzehnten Aeußerung: „Ich bin der Staat!“ wurde so wahr, daß in der That der Staat, mit ihm zum Greise geworden, nach seinem Tode nur noch ein mechanisches Leben hatte, eine nachträgliche Bewegungsfähigkeit aus jener Zeit des kräftigen Mannesalters voll Macht und Herrlichkeit. Der Regent hatte Geist, Einsicht, sonderte scharf und erkannte oft das Rechte im nächsten Bereich der obwaltenden Veranlassungen; um aber ein organisches Ganze zu schaffen mit einer Lebenszukunft, dazu gehört eine Ueberzeugung, eine Weihe der Gesinnung, die nur in einem geläuterten Gemüthe Wurzel fassen kann, und diese Blüthe der Seele hatte in Dubois Zögling nicht keimen können. Der anfängliche Aufschwung im löblichen Eifer, das möglichst Beste zu leisten, führte nur zu einem symptomatischen Verfahren, man kurirte an dem zum Vorschein gekommenen

äußern Mackel, aber man forschte dem Ursprung des Uebels nicht nach; bloße Geschicklichkeit reichte nicht hin, um solchen Zuständen das rechte Verständniß abzugewinnen. Bei der Lebensart des Regenten konnte aber selbst nur eine wachsame Thätigkeit in der oberen Staatsleitung nicht von Dauer seyn, und so wechselte müßiges Zuwarten mit hastiger Aufrüttelung, in der man dem Augenblicke eine Entwickelung abtrotzen wollte, welche nur die Zukunft gewähren konnte, von der man aber nichts hoffte, weil man nur die Gegenwart genießen wollte. Eben diese Beschränkung des Staatslebens auf die Gedeihlichkeit des Augenblicks, ohne dem von der Vergangenheit Uebernommenen einen Keim der Zukunft zu erhalten, dieser politische Fatalismus und die daraus hervorgehende Gesinnungslosigkeit, die allerdings von der Regentschaft herstammte, hat, freilich nur, weil die Regierung Ludwig des Fünfzehnten sie nicht zu heben wußte, der am Ende des Jahrhunderts ausgebrochenen Staatsumwälzung eine so tief aufwühlende und zerstörende Richtung gegeben. Allem materiellen Ungemach, der Finanzzerrüttung, der unbilligen Rechtsvertheilung, allen solchen Staatsübeln hätte füglich geholfen werden können, wenn nicht unter den nachfolgenden Regierungen der Adel und die ihm zunächst berechtigten Stände, auch zum Theil die Hofgeistlichkeit, die Sittenlosigkeit der Regentschaft fortgesetzt hätten und durch moralische Unmacht so lange ein todtes Hinderniß aller Reform wurden, daß der dritte Stand nur durch ihre Vernichtung Lebensfähigkeit gewinnen konnte. Müssen wir nun die Regentschaft in solcher Weise als den Heerd eines großen Verderbnisses bezeichnen, so war die Schuld derer nicht geringer, die es bis zur Zerstörung fortwuchern ließen. Eine durchgeführte Darstellung der Ereignisse während der Regentschaft kann natürlich hier nicht Platz finden und gehört zur Geschichte Frankreichs, wir wollen hier nur berühren, was den Regenten persönlich betrifft. Von seinem Standpunkte aus hatte Orleans Recht, Dubois zum Mitgliede des Staatsrathes und nachher zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu ernennen, denn er besaß allerdings Scharfblick und Gewandtheit und bewies das durch die bekannte Trippelallianz, für welche auch die Generalstaaten gewonnen wurden.

Obwohl nun hiedurch des Spanischen Ministers Alberoni's Plane gänzlich durchkreuzt wurden, erreichte man doch eine Familienverbindung mit dem Hofe von Madrid; eine Infantin wurde dem Könige von Frankreich bestimmt, die er indessen später nicht heirathete, und des Regenten fünfte Tochter, Louise Elisabeth Mademoiselle von Montpensier, wurde mit dem Prinzen von Asturien vermählt. Im Jahre 1717 erklärte er die legitimirten Prinzen des Vorrechts der Prinzen vom Geblüt verlustig. Diese Maßregel war richtig im Interesse des Landes und der Familie, obwohl man sie seiner persönlichen Spannung mit dem Herzog von Maine zuschrieb, gegen den er indessen sehr glimpflich verfuhr, als die Verschwörung des Spanischen Gesandten Cellamare gegen den Regenten, woran die Herzogin von Maine Theil genommen, entdeckt wurde; wie denn überhaupt Rachsucht gar nicht in seinem Charakter lag, der im Ganzen gutmüthig und wohlwollend war. Hatte er nun auch in Führung der Regentschaft nicht gewissenhaft das Wohl Frankreichs und seine Zukunft vor Augen gehabt, so hatte er doch redlich die persönlichen Rechte seines Mündels verwaltet, um sie ihm ungeschmälert zu überliefern. Er wollte sich nun von den Geschäften zurückziehen, da er aber bis zur Volljährigkeit des Königs die Verantwortlichkeit behielt, so wünschte er Dubois an die Spitze der Geschäfte zu stellen, um sicher zu seyn, daß Alles im Sinne seines Princips, oder doch in der von ihm aufgestellten Ordnung, fortgeführt werde, und keine ihm feindliche Partei sich zwischen ihn und die Krone vordränge. Orleans sah indessen wohl ein, daß die Großen, die sich ihm unterworfen, weil sie in ihm einen gebornen Stellvertreter der königlichen Gewalt erblickten, schwerlich ohne Murren einem Dubois als dirigirenden Minister gehorchen würden, wenn nicht eine besondere Stellung von anerkanntem Gewicht eine Berechtigung hinzufügte. Dubois unter die Zahl der Fürsten der heiligen Kirche aufgenommen zu sehen, schien dem Regenten nicht auffallend, weil er die Möglichkeit einsah, es erreichen zu können, und religiöse Besorgnisse ohne Zweifel nicht von ihm in Rechnung gebracht wurden. Die Bulle Unigenitus, erlassen gegen die Meinungen der Jansenisten, hatte bis jetzt in

Frankreich großen Widerspruch erfahren, und der Regent selbst hatte ihre Zurückweisung betrieben, um die Jansenisten zu gewinnen; jetzt aber sollte ihre Einregistrirung vom Parlament das Mittel werden, um Dubois den Cardinalhut zu verschaffen. Dieß gelang, der Römische Purpur hob mögliche Einreden gegen Dubois, Geburt und Rang betreffend, auf, und im August 1722 wurde er dem König als erster Minister vorgestellt. Sechs Monate dauerte noch die Regentschaft: in einem am 2. Februar 1723 gehaltenen Lit de justice wurde die Volljährigkeit des Königs verkündigt. Dubois erstreckte seinen Einfluß als erster Minister auch auf den Herzog von Orleans, der ihm einige Günstlinge und Maitressen, die den Unwillen des Cardinals auf sich geladen, opfern mußte. Der Herzog ließ sich dadurch nicht stören in seinem Privatleben, das ganz dem Vergnügen gewidmet war. Wenige Monate nachher, im August desselben Jahrs, starb jedoch der Cardinal und der Herzog mußte wieder an die Spitze der Staatsgeschäfte treten als erster Minister Ludwig des Fünfzehnten. Orleans ungewöhnlich kräftige Natur hatte bereits angefangen zu weichen, und da die Last der Geschäfte nun hinzukam, ohne seiner Lebensweise Einhalt zu thun, so konnte er nicht lange dieser geistigen und körperlichen Anstrengung widerstehen. Man bedauerte allgemein den sichtlichen Verfall seiner Kräfte, denn er war seiner Leutseligkeit wegen allgemein beliebt. Der junge König war bezaubert von der Anmuth seines Benehmens, die Minister und die fremden Gesandten bewunderten seinen Tact und die Schärfe seines Urtheils in Behandlung der schwierigsten Angelegenheiten, und nicht minder hatte er die Anhänglichkeit der Pariser gewonnen, die bei jeder Gelegenheit ihm Beweise davon gaben. Da er indessen keiner Warnung Gehör geben wollte, so mußte sein Leben bald das Opfer einer so unausgesetzten Aufreibung werden. Er starb am 2. Decbr. 1723 an einem Blutsturz. Man beschuldigte ihn, für seine Tochter Marie Louise, die mit dem Herzog von Berry vermählt wurde, mehr als väterliche Zuneigung zu haben. Als der Herzog von Berry plötzlich starb, erhob sich gegen die Herzogin Verdacht einer Vergiftung, die indessen eben so wenig, wie die oben berührten Fälle ähnlicher Art, erwiesen



oder nur wahrscheinlich wurde. Als Wittwe führte sie ein sehr freies Leben, das nur bisweilen von formellen Andachtsübungen unterbrochen wurde. Sie starb 1719, von ihrem Vater sehr betrauert. Eine andere Tochter des Regenten, Louise Adelheid, wurde Aebtissin. Charlotte Aglae wurde mit dem Erbprinzen von Modena vermählt. Louise Elisabeth wurde Königin von Spanien, kam als Wittwe nach Frankreich zurück, wo sie sehr fromm lebte, ja durch strenges Fasten ihren Tod herbeiführte. Philippine, Mademoiselle von Beaujolais, war mit dem Infanten Don Carlos, nachher Carl dem Dritten von Spanien, verlobt worden, mußte aber, ohne daß die Heirath vollzogen worden, Spanien verlassen, da Ludwig der Fünfzehnte die ihm zur Gemahlin bestimmte Infantin nach Madrid zurücksandte. Die Prinzessin von Orleans, Elisabeth, wurde mit dem Prinzen Franz von Conti vermählt. Unter den natürlichen Kindern der Regenten waren nur zwei Söhne legitimirt: Johann Philipp, Chevalier d'Orleans, Malteser, Grand von Spanien und General der Galeeren — und Carl von St. Albin, Sohn einer Schauspielerin, Mademoiselle von Florensae, der Erzbischof von Cambray wurde.

Ludwig, der einzige rechtmäßige Sohn des Regenten, wurde nach seines Vaters Tode Herzog von Orleans. Er hatte eine gute Erziehung genossen, als er aber in das Jünglingsalter trat, erlag er dem bösen Beispiel der ihn umgebenden Sittenlosigkeit. Man hoffte ihn durch Geschäfte von seiner wilden Lebensweise abzuziehen, er wurde in den Regentschaftsrath mit einer berathenden Stimme eingeführt, wurde zum Generalobrist der gesammten Infanterie ernannt, aber bis zu seiner Vermählung fruchtete das wenig. Nachdem er Herzog von Orleans geworden, wünschte er auch, seinem Vater in der Stelle eines ersten Ministers zu folgen, die indessen dem Herzoge von Bourbon verliehen wurde. So lange dieser Minister war, blieb Orleans in einem sehr gespannten Verhältnisse mit dem Hofe, das sich indessen nach Bourbons Entfernung ganz freundschaftlich gestaltete. Ludwig liebte seine Gemahlin aufrichtig, seit seiner Vermählung war sein Leben nur der Pflicht gewidmet gewesen. Nach ihrem Tode zog er sich allmählig von den Geschäften und von

der Welt zurück; ja im Jahre 1742 verließ er ganz den Hof und bezog eine Wohnung neben dem Kloster der heiligen Genovefa, wo er ein beschauliches, nur Andachtsübungen und dem eifrigsten Studium gewidmetes Leben führte. Er lernte morgenländische Sprachen, gründete auf seinen Besitzungen Armenschulen und Lehranstalten, stiftete in der Sorbonne einen Lehrstuhl der hebräischen Sprache und widmete seine Einkünfte ganz dem Wohlthun und der Unterstützung von frommen und gelehrten Anstalten. Ludwigs Frömmigkeit war übrigens nicht kleinmüthige Erschlaffung aus Furcht vor den Folgen einer leichtfertigen Jugend, sondern sie war das Ergebniß einer starken und festen Ueberzeugung, die mit Bewußtseyn eine veränderte Lebensansicht begründet hatte. In einigen Punkten wichen seine religiösen Meinungen von der Bulle Unigenitus ab. Der Pfarrer von St. Etienne, der an sein Sterbebett gerufen wurde, wollte ihn veranlassen zu einer unbedingten Unterwerfung unter die Satzungen der Kirche, der Herzog blieb aber auch dann unerschütterlich, als der Pfarrer ihm die Absolution verweigerte, die sein Hauskaplan ihm ertheilte. Herzog Ludwig war im Jahre 1724 mit der Prinzessin Augusta von Baden-Baden, Tochter des Markgrafen Ludwig Wilhelm, getraut. Diese höchst glückliche Ehe dauerte nur zwei Jahre, die Herzogin starb im zweiten Wochenbette, und zwei Jahre darauf die zuletzt geborne Prinzessin.

Ihr Sohn war Ludwig Philipp, der nach dem Tode seines Vaters 1752 Herzog von Orleans wurde, bis zu welcher Zeit er den Titel eines Herzogs von Chartres führte. Er trat jung in die Armee, und diente in den Kriegen von 1743 bis 1747 mit persönlicher Auszeichnung, namentlich in der Schlacht bei Dettingen, und auch später 1757 bei Hastenbeck unter dem Marschall d'Etrées. Er vermählte sich 1743 mit der Prinzessin von Bourbon-Conti, die ein bedeutendes Einkommen mitbrachte und 1759 starb. Herzog Ludwig hatte keine hervorragenden Eigenschaften aber ein vortreffliches Herz, und war immer ein Wohlthäter der Armen. Er starb 1785. In zweiter Ehe heirathete er die verwittwete Marquise von Montesson. Lange versagte der Hof seine Einwilligung zur Trauung, die 1773

gestattet wurde unter der Bedingung, daß die Gemahlin des Herzogs keinen Anspruch machen durfte auf Rang und Rechte einer Herzogin von Orleans oder einer Prinzessin vom Geblüte. Die Marquise hatte Geist und Anmuth und verstand es, sich in ihrer äußerst schwierigen Stellung so klug zu benehmen, daß sie die Achtung Aller erwarb. Sie blieb während der Revolution in Frankreich. Sie war sehr befreundet mit der Kaiserin Josephine und Napoleon ließ ihr bis zu ihrem Tode 1806 das Witthum auszahlen, das auf den Einkünften des Canals von Orleans versichert war. Aus seiner ersten Ehe hatte Herzog Ludwig, außer seinem Sohne und Nachfolger, zwei Töchter, von denen die Eine früh starb, die Zweite aber, Louise Maria Theresia, 1770 mit dem Herzog Ludwig Heinrich von Bourbon vermählt und 1780 geschieden wurde. Sie wurde 1793, wie ihr Bruder und seine Söhne, die Herzoge von Montpensier und Beaujolais, unter dem Convent gefangen genommen und blieb in Marseille im Gefängniß bis 1796, lebte mit einer französischen Pension in Barcellona und Vittoria und kehrte mit der Restauration nach Paris zurück. Sie war eine Zeit lang der Swedenborgischen Secte, oder wenigstens einigen Hauptansichten derselben, zugethan, seit ihrer Rückkehr nach Frankreich aber übte sie streng und mit aufrichtiger Frömmigkeit alle Vorschriften der katholischen Kirche. Man erzählt viel von ihrem Ahnungsvermögen, das sich in Visionen offenbarte, die sie bisweilen den betreffenden Personen mitgetheilt haben soll. Sie sagte öfter, daß sie vom Himmel die Gnade erfleht habe, am Fuße des Kreuzes zu sterben, und als sie am 10. Januar 1822 in Paris in der Kirche der heiligen Genovefa betete, sank sie todt nieder.

Ludwig Philipp Joseph, Sohn des Herzogs Ludwig von Orleans mit der Prinzessin von Bourbon-Conti, war 1747 zu St. Cloud geboren. Er war ein schöner Jüngling mit glücklichen Geistesanlagen und dem anmuthigsten Benehmen. Seine Erziehung wurde in so fern nicht vernachläßigt, daß man es an dem gehörigen Unterricht hätte fehlen lassen. Herr von Foncemagne, sein Gouverneur, besaß Kenntnisse, allein nicht die Kraft, seinen Zögling auf der rechten Bahn festzuhalten, und so geschah, was so oft in der Erziehung

von Prinzen geschehen ist, daß man einen lästigen Zwang übte zur Aufrechthaltung äußerer Formen und zur Rettung des Anstandes, dessen Verletzung eine unmittelbare Verantwortlichkeit der Erzieher nach sich zieht, während im Wesentlichen eine strafbare Nachsicht waltete und keine moralische Kraft geweckt und genährt wurde zur Behauptung des ernsten Berufes einer hohen, dem Throne nahe gestellten Geburt. Eine solche Fürsorge wäre hier um so nöthiger gewesen, da man so unvorsichtig war, dem Prinzen sehr früh traurige Beispiele der Sittenlosigkeit nicht zu verbergen, und es wohl nicht in der Macht seiner Erzieher lag, diesem Unheile vorzubeugen. Als nun der Herzog von Chartres, vom lästigen Zwange eines Gouverneurs befreit, in dem er nur den unbequemen Aufseher heraus gefunden, voll üppiger Jugendkraft, umgeben von dem Glanze und dem Reichthum eines großen Hauses, an der Spitze einer Schaar von Genossen, deren Gebieter er war, in das goldene, freie Leben trat, so fand er keine Bedeutung darin, als den Genuß, der sich von selbst darbietet, und keine andere Schranke im Genuß, als die bittere Erfahrung des Uebermaßes. Wie wenig konnte er ahnen, welche harte und schwere Prüfungen ihm später bevorstanden; der Lebensweg aber, den er eingeschlagen, führte ihn weit ab von der Erkenntniß, die eine Vorbereitung hätte seyn können für eine so erschütternde Zukunft, in der wir die Kräftigsten und Tüchtigsten haben schwanken sehen. Der Herzog war ein kühner Reiter und sehr gewandt in allen Leibesübungen. Ohne besondere positive Kenntnisse hatte er viel natürlichen Verstand. Er war durchaus nicht boshafter Natur, vielmehr wohlwollend und freundlich, und sehr geliebt von seinen Untergebenen. In seiner frühen Jugend schon fand er eine Lust darin, durch eine ungewöhnliche Art im Auftreten der gewohnten Annahme Trotz zu bieten. Als später, wie es nicht fehlen konnte, zu manchem gegründeten Tadel über das Benehmen des Prinzen sich auch Verläumdung gesellte, setzte er sich über die öffentliche Meinung hinweg und trat ihr dann mit Spott und Verachtung entgegen. Wie er nun nachher das Gewicht und die Bedeutung der öffentlichen Meinung als politisches Mittel erkannte, so rechtfertigte der Erfolg nur zu oft die

Geringschätzung ihres moralischen Werthes in der Art, wie er sie erstrebte, und er mißkannte die Wahrheit, daß Volksgunst, wenn sie sich von öffentlicher Achtung trennt, nur emporträgt, um den zu verderben, der sie ohne diese suchte. Als der Herzog im zwei und zwanzigsten Jahre stand, hoffte man, daß eine Vermählung und ein glückliches Familienleben seinen Neigungen eine erwünschtere Richtung geben würden. Die Wahl der Braut war auch in jeder Beziehung geeignet, eine solche Hoffnung zu begründen. Louise Marie Adelheid von Bourbon-Penthièvre war eine eben so schöne als tugendhafte Prinzessin. Ihr Vater, der Herzog von Penthièvre, Sohn des Grafen von Toulouse und Enkel Ludwig XIV., war Groß-Admiral von Frankreich und ein Mann von strengen Grundsätzen; ihre Mutter war eine Prinzessin von Modena aus dem Hause Este, die bald nach ihrer Geburt starb. Nach dem Gebrauche in den großen Familien in Frankreich war die Prinzessin von Penthièvre unter der Obhut einer Obristhofmeisterin in einem Kloster erzogen worden. Nachdem ihr Bruder, der Prinz von Lamballe, der eine Mademoiselle de Lorraine geheirathet, kinderlos starb, war sie die reichste Erbin Frankreichs, und auch in solcher Beziehung mußte diese Verbindung dem Hause Orleans sehr erwünscht erscheinen. Die gehässigste Verläumdung, die, als der Herzog von Chartres in den politischen Verwickelungen eine herausfordernde Stellung genommen, sich auch über sein Jugendleben erstreckte, hat behauptet, daß er absichtlich den Prinz von Lamballe zu einer, seine Gesundheit zerstörenden Lebensweise reizte, damit sein früher Tod die Mitgift seiner Schwester so ansehnlich vermehre. Diese abscheuliche Beschuldigung, ihrer Natur nach so unerweislich als sie unwahrscheinlich ist, wenn man das unbesonnene und absichtslose Jugendleben des Herzogs betrachtet, ist dennoch oft wiederholt worden, und mag als Beispiel dienen, wie es manchmal den Parteileidenschaften gelingt, nicht blos ihre Zeitgenossen, sondern auch solche zu betrügen, die wissenschaftliche Bestrebungen gelehrt haben sollten, das Gebiet historischer Forschung von absurdem Geschwätz der Tagesverfolgung rein zu erhalten. Nicht ohne Bedenklichkeit vernahm der Herzog von Penthièvre die Werbung des Herzogs von Orleans für seinen Sohn. Herr von Puissieur,

ein Mann von der edelsten Gesinnung und Vertrauter des Herzogs von Penthièvre, glaubte, daß die Verbindung mit einer so liebenswürdigen und tugendhaften Prinzessin den Herzog von Chartres aus dem Kreise seiner Jugendverirrungen auf die Bahn einer edleren Lebensbestimmung führen müsse, und er trug wohl am meisten dazu bei, alle Schwierigkeiten hinwegzuräumen. Am 5. April 1769 wurde die Vermählung des jungen Paares in Versailles gefeiert. Der Minister, Herzog von Choiseul, hatte die Politik des französischen Kabinets einer Verbindung mit Oestreich zugewendet, die auch durch eine Heirath enger geknüpft werden sollte. Die Erzherzogin Marie Antoinette, Tochter der Kaiserin Maria Theresia, wurde 1770 mit dem Dauphin vermählt. Die östreichische Partei am französischen Hofe wurde indessen bald verdrängt, und Marie Antoinette fand bald nach ihrer Ankunft in Frankreich schon aus diesem Grunde Gegner, die sie mit Mißtrauen betrachteten und sie beschuldigten, Frankreichs Interessen dem Vortheile ihres Stammhauses zu opfern. Die Hofpartei, die sich gegen sie bildete, versäumte keine Gelegenheit, um die Prinzen des königlichen Hauses und andere einflußreiche Personen zu gewinnen. Mehrere Veranlassungen brachten auch den Herzog von Chartres in die Reihen der Gegner von Marie Antoinette, die nach der Thronbesteigung Ludwig des Sechzehnten durch geringfügige Aenderungen in der Hofsitte Anstoß erregte in einer Gesellschaft, welche das Gesetz der Etikette fast in demselben Grade heilig halten wollte, als sie in beinahe allen andern Beziehungen das mißkannten, was unter allen Umständen im Leben wie im Staate heilig seyn sollte. Als der Erzherzog Maximilian, nachher Kurfürst von Köln, nach Frankreich kam, um seine Schwester zu besuchen, glaubte er, das Incognito, unter dem er reiste, so weit ausdehnen zu können, daß er die Staatsbesuche bei den Prinzen des königlichen Hauses unterließ. Der Herzog von Chartres war sehr verletzt über diesen Mangel an Aufmerksamkeit und ließ sich leicht überreden, daß die Königin daran Schuld sey, und ihm namentlich ein Zeichen von Geringschätzung hätte geben wollen. Zwischenträger benutzten die gereizte Empfindlichkeit des Herzogs, um ihn zu Aeußerungen zu veranlassen, die sie der Königin

zu hinterbringen nicht versäumten, und indem sie allenthalben von einer Partei der Prinzen und von einer Partei der Königin sprachen, bildeten sich in der That die Anfänge einer Trennung, die nachher offene und unheilbare Feindschaft wurde. Der Widerstand der englischen Colonien in Nordamerika hatte vom Anfang an Aufmerksamkeit in Frankreich erregt, und als er einen Befreiungskampf hervorrief und das französische Cabinet mit völliger Unkenntniß seiner eigenen Zustände ihn begünstigte, stand bald ein Seekrieg mit England in Aussicht. Es war sehr natürlich, daß der Herzog von Chartres eine ehrenvolle Thätigkeit wünschte, und um den Anspruch auf die Anwartschaft des Amtes eines Großadmirals nach dem Herzog von Penthièvre zu begründen, wollte er durch Dienst auf der königlichen Flotte sich die Befähigung dafür erwerben. Ludwig der Sechzehnte schenkte diesem Plane nicht sogleich seinen Beifall, und ertheilte erst auf wiederholte Vorstellungen die Erlaubniß, daß der Herzog vorläufig mit einem zur Uebung auslaufenden Geschwader in See gehen dürfe. Die Herzogin von Chartres begleitete 1777 ihren Gemahl nach Toulon, wo er an Bord des Linienschiffes „Provence" ging, um seine Uebungsfahrt anzutreten. Die Herzogin benutzte diese Gelegenheit, um eine Reise nach Italien zu machen, auf der sie die wichtigsten Städte und Merkwürdigkeiten dieses schönen Landes kennen lernte. Im Jahre 1778 ging der Herzog nach Brest, wo drei französische Flottenabtheilungen vereinigt waren. Er war zum Admiral ernannt, und pflanzte seine Flagge auf am Bord des Linienschiffes St. Esprit von achtzig Kanonen, auf dem La Mothe-Picquet, ein ausgezeichneter Seemann, zwar unter dem Prinzen commandirte, aber ohne Zweifel mit der Weisung, ihm mit seiner Erfahrung beizustehen. Die ganze Flotte, unter den Befehlen des Admirals Grafen d'Orvilliers, lief Anfangs Juli von Brest aus und kreuzte im Kanal. Am 23. fand man die englische Flotte unter Admiral Keppel, und am 27. fand ein Treffen statt auf der Höhe von Ouessant. In dem Bericht des Seeministers an den Großadmiral wird das Benehmen des Herzogs von Chartres als sehr ehrenvoll bezeichnet; der St. Esprit war wiederholt so lebhaft angegriffen worden, daß die Vermuthung sehr wahrscheinlich wurde,

der Feind sey davon unterrichtet gewesen, daß er einen französischen Prinzen am Bord habe. Das Treffen war übrigens, obwohl heiß, doch für keinen Theil entscheidend gewesen; jede Flotte schrieb sich das Verdienst zu, den Feind abgewiesen zu haben. Das thatsächliche Ergebniß war in den nächsten Folgen auch für beide gleich, denn während Keppel nach Portsmouth ging, legte d'Orvilliers sich auf der Rhede von Brest vor Anker. Der Herzog von Chartres ging sogleich nach Paris, wo er am 2. August ankam. Nachdem er seine Familie begrüßt hatte, begab er sich in die Oper. Schon als er sich auf dem Balkon vom Palais Royal mit der Herzogin zeigte, war er vom Volke begrüßt worden, in der Oper wurde er mit stürmischem Beifall empfangen. Der König übertrug ihm die Austheilung der Belohnungen an die Offiziere der Flotte, er kehrte nach Brest zurück und ging wieder an Bord, um einen Kreuzzug zu unternehmen. Als er von diesem zurückkehrte, fand er indessen eine ganz andere Stimmung vor, sowohl beim Publikum, wie am Hofe. Man hatte verbreitet, daß sein Benehmen bei Ouessant nicht das Lob verdient, das ihm ertheilt worden. In so fern nun es wahrscheinlich ist, daß er in der kurzen Zeit unmöglich eine große Erfahrung erlangen konnte im Seedienste, der nur durch fortgesetzte Uebung erlernt werden kann, mag der offizielle Bericht den guten Willen eines Prinzen hochangeschlagen haben, schon um die Absicht eines Prinzen vom Geblüt zu ehren, der den Namen eines Großadmirals nicht führen wollte, ohne in der Flotte zu dienen. Man ging aber noch weiter, und sagte, er habe Feigheit gezeigt im entscheidenden Augenblicke; man hat aber weder damals, noch in neuerer Zeit, wo der „National“ diese Beschuldigung wiederholte in einem Artikel gegen die Anstellung von Prinzen im Heere, irgend einen Beweis dafür gegeben, als daß es behauptet wird in Schriften, die viele offenbare Verläumdungen dem Tadel hinzufügen, von dem nun allerdings das Leben des Prinzen nicht freigesprochen werden kann. Zugleich aber hatte man seinem Schwiegervater, dem Herzog von Penthièvre, die Ansicht beigebracht, der Herzog von Chartres wolle sich nicht mit der Anwartschaft auf die Großadmiralstelle begnügen. Der Prinz

fand nicht allein in Versailles und Paris eine kalte Aufnahme, sondern sein Gesuch um die Anwartschaft wurde abgeschlagen. Als er dessen ungeachtet den Seedienst fortsetzen wollte, wurde ihm dieß förmlich verboten, und zwar in einem Handschreiben der Königin Marie Antoinette, welche darin auch erklärt, daß sie diese Mittheilung übernommen habe, um der formellen Ertheilung eines dienstlichen Befehls vorzubeugen. Diese Versicherung hob gleichwohl nicht den Verdacht des Herzogs, daß er Marie Antoinette die Ungunst zu verdanken habe, in die er gefallen; er fuhr fort, sie als seine erklärte Feindin zu betrachten, und fand nur wenig Trost in der Ernennung zum Generalobrist der Husaren, ein allerdings auffallender Ausgang einer Bewerbung um den Oberbefehl der Seemacht. Er hatte nun eine dem Hofe feindliche Stellung eingenommen, kam selten nach Versailles und verhehlte sein Mißvergnügen nicht. Von einer Reise, die er nach England unternommen, brachte er allerdings nur Moden, Pferde und Jockeien mit, und dennoch waren diese scheinbar gleichgültigen Formen, wenn auch nur von launenhafter Lust am Neuen eingegeben, von Folgen. Die Zeit war in Frankreich gekommen, wo das innere Unbehagen in das äußerlich Zufällige eine Deutung legt, oder in ihm sucht. Die Ueberlieferungen der alten Feudalmonarchie, in Staatseinrichtungen, Sitten und Standesabstufungen, schwankten, weil der Geist aus ihnen gewichen; man ertrug sie wie eine Last, die mit dem Gewichte von Jahrhunderten drückt, unter der man aber bald erliegt, wenn ihre Schwere fühlbar geworden; das Volk seufzte unter Frohnen und Steuern, die nur eine Finanzverwirrung nährten — ein stummes Elend noch, aber man horchte hoch auf bei den Verkündigungen der Philosophen, Philantropen und Oeconomisten. Eine neue Zeit sollte kommen, das wußte Jedermann, weil Jedermann es sagte, aber dieses sich selbst räthselhafte Bewußtseyn war nur vorhanden als Verneinung der alten Zeit. Die alte Zeit war aber noch in allen äußeren Formen und Gebräuchen ausgeprägt, sie trug noch den Rock aus den Tagen ihrer Macht und unbestrittenen Herrlichkeit. Noch erkannte man auf den ersten Blick an den gestickten Kleidern der Herren, an Zahl und Art der gallonirten Diener,

an den Abzeichen der Karossen, an den Trodbeln und Quasten der Pferde, Herzoge und Pairs, Cavaliere und Parlamentsherren, Adel und Rotüre. Nicht minder waren die Abstufungen des Bürgerstandes in Tracht und Haltung sichtbar, der Kaufmannsdiener wagte nicht, sich wie sein Principal zu kleiden, und wie diese äußeren Zeichen die Stände auseinander hielten, so bestimmten sie auch das Benehmen in Anrede und Umgang. Und nun trat auf einmal der Herzog von Chartres, ein Prinz vom königlichen Hause, mit der schlichtesten Einfachheit auf, als wäre er ein Bürgersmann aus der Altstadt gewesen; die vornehme Welt in großem Kreise ahmte dieses Beispiel nach; es war, als hätte sie nur auf diesen Vorgang gewartet, um die Last der Prachtgewänder von sich werfen. Als wären die großen Herren auf einmal verschwunden, sah der erstaunte Bürger überall nur seines Gleichen. Der Hof sogar wurde von dieser Veränderung berührt, die Königin ergriff ohnedieß jede Gelegenheit, um die ihr so lästige Etikette zu mildern. Ueberall, im Gespräch und in Schriften, pries man den Urheber einer der Niedern so wohlgefälligen Neuerung; sein Name wurde den Parisern geläufig, wenn die Rede kam auf Reformen, die man wünschte und erwartete. Auch die Bühne förderte die Richtung, welche sich darin gefiel, die höheren Stände herabzuwürdigen, wozu damals kaum mehr gehörte, als sie richtig zu schildern. Wenn das nun vollends mit so viel Geist geschah, mit so ergötzendem Witz und so schneidendem Hohn, wie Beaumarchais seinen Figaro ausgestattet, so konnte die Wirkung nicht ausbleiben. Man erkannte damals freilich nicht die Bedeutung solcher Erscheinungen, die nur geringe Zahlen schienen, die aber in der großen Abrechnung als Factoren mit vorkommen. Bald aber folgten Ereignisse, welche unmittelbar auf die Entwickelung hinwiesen, in welche der Herzog von Chartres so verhängnißvoll eingreifen sollte. Necker hatte in seinem merkwürdigen Finanzbericht das Geheimniß der Staatsschulden aufgedeckt, die Parlamente und Provinzialstände bereits sich einer Steuervermehrung widersetzt, als Ludwigs Vater am 18. Nov. 1785 starb. Nachdem Ludwig Philipp Joseph Herzog von Orleans geworden war, trat er in den Besitz der Gesammt-

einkünfte seines Hauses. Diese waren allerdings sehr bedeutend, man schätzte sie auf zehn Millionen Livres jährlich, dennoch aber waren so schwere Verpflichtungen vorhanden, daß bald die größte Geldverlegenheit entstand. Große Summen waren verwendet worden zu Bauten, Kunstsammlungen, zur Hofhaltung, zu Vergnügungen aller Art, aber auch zur Wohlthätigkeit, die der Herzog im großen Umfange übte, und schon zu einer Zeit, wo eine politische Absicht dabei durchaus nicht wahrscheinlich war. Er hatte auch Künstler und Gelehrte freigebig unterstützt, La Harpe, Marmontel, Palissot, Bernardin de St. Pierre, Chenier und viele Andere bezogen Pensionen von ihm. Ohne Zweifel war die Verwaltung von seinen Einkünften, so wie von denen seines Vaters, nicht hinreichend geordnet und festgestellt gewesen, obwohl das früher stets in der Familie Orleans statt gefunden hatte. Unter diesen Umständen war es, daß Herr v. St. Aubin, ein Bruder der Frau v. Genlis, dem Herzog den Vorschlag machte, seine Einkünfte durch eine neue Einrichtung des Gartens vom Palais-Royal zu vermehren. Das Palais-Royal war nach der Vermählung des Regenten mit der Mademoiselle de Blois Eigenthum der Familie Orleans geworden. Die Lage dieses großen und schönen Pallastes in dem belebtesten und gewerblichsten Theile von Paris begünstigte den Plan des Herrn v. St. Aubin, nach dessen Anordnung der Garten mit drei neuen Flügeln, an den Pallast angebaut, umschlossen und nach Innen mit offenen Gallerien versehen wurde, deren Gewölbe vermiethet werden, worin eine der reichsten und schönsten Waarenauslagen in Europa anzutreffen ist. Allerdings etablirte sich neben der ehrsamen Gewerbsindustrie auch manche andere, die auf ein solches Prädicat nicht Anspruch machen konnte, und die unter dem Kaiserthum wie während der Restauration auch noch dort zu finden war, wogegen seit der Julirevolution alles Anstößige aus Palais-Royal entfernt wurde. Daß der Herzog von Orleans vom Anfang an in der Bewegung, welche zu einer vollkommenen Staatsumwälzung führte, auf Seite derjenigen stand, welche verfassungsmäßige Sicherstellung von der Regierung forderten, kann jedenfalls eben so gut erklärt werden aus seinem Bildungsgange und

aus den ganz natürlich daraus hervorgehenden Ansichten, wie aus seinen persönlichen Mißhelligkeiten mit dem Hofe. Als die Revolution begann, dachte Niemand daran, Ludwig den Sechzehnten seiner Krone zu berauben, und als man keinen König mehr wollte, waren die leitenden Parteihäupter dem Herzoge von Orleans so feindlich gesinnt, wie jedem andern Prinzen. Die Hofpartei fand ihre Rechnung dabei, den Widerstand gegen die Regierung für eine Intrigue des Herzogs zu erklären. Wenn er in den Generalstaaten und in der Nationalversammlung sich den constitutionellen Bestrebungen anschloß, so geschah das offen, und es lag im Interesse seines Hauses, einen Zustand herbeizuführen, der alle Rechte sicher stellen konnte. Eine Partei, die den Herzog von Orleans auf den Thron bringen wollte, finden wir nirgends, und obwohl ihr Vorhandenseyn immer behauptet wurde, so ist dennoch nie ein Beweis dafür begründet worden. Die Anklage-Acte in dem Proceß vor dem Gerichtshofe des Châtelet, der gedruckt der Nationalversammlung 1790 vorgelegt worden ist, enthält keine Beweismittel, welche die aufgestellten Beschuldigungen hinlänglich darthun könnten. Die Behauptung, daß der Herzog Geld habe austheilen lassen, um zum Aufruhr zu reizen, die doch einen Hauptpunkt der Anklage bilden mußte, ist grade am schwächsten unterstützt und kein haltbarer Grund angeführt. Unter den unendlich vielen Aufklärungen in Denkwürdigkeiten und Schriften aller Art und aller Parteien über die Revolution finden wir nichts als Vermuthungen und Beschuldigungen nach Hörensagen oder individueller Ueberzeugung, aber keine Thatsachen, welche diese Angaben zur Evidenz bringen können. Als späterhin der Herzog Theilnehmer wurde an dem schrecklichsten Vorgang der Revolution, ist seine Schuld zwar vollkommen erwiesen, aber er war vielmehr leidend und willenlos in den gräßlichen Strudel hineingerissen, der verhängnißvoll jeden Einzelwillen vernichtete, und wenn er auch in so betäubenden Conflicten sich einem Verbrechen anschloß, das dem strengsten Urtheile seiner Zeit und der Nachwelt anheimfallen muß, so kann hieraus doch kein Beweis zurückgeleitet werden für eine ursprüngliche Absicht, die in eine ganz andere Periode fällt. So wenig die Geschichte eine offenbare Unthat

beschönigen darf, eben so wenig darf sie unerwiesenen Behauptungen ein Recht einräumen. Als Herr v. Calonne den König bestimmt hatte, die Versammlung der Notabeln 1787 nach Versailles einzuberufen, führte der Herzog von Orleans den Vorsitz im dritten Bureau. Die Notabeln gingen auseinander, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Als der König nachher im Parlament von Paris die Annahme erzwingen wollte von der Ausschreibung einer Anleihe, protestirte der Herzog mit der übrigens ganz richtigen Behauptung, daß nur den Generalstaaten das Recht zustehe, Steuern zu votiren, und das Parlament schloß sich dieser Protestation an. Hierauf wurden zwei Parlamentsräthe ins Gefängniß gebracht und der Herzog von Orleans nach Villers-Cotterêts verbannt. Hier und in Raincy blieb er vier Monate, und durfte erst im März 1788 nach Paris zurückkommen. Als man sich doch entschließen mußte, die Generalstaaten zu berufen, wurde der Herzog an drei Orten zum Abgeordneten gewählt und entschied sich für Crespy-en-Valois, da die Instruction dieses Amts ihm als der wahrste Ausdruck des allgemeinen Wunsches erschien. Was man allgemein wollte, war die gesetzliche Feststellung eines Steuerbewilligungsrechtes, eine billige Steuerumlage, und eine Finanzordnung, die willkürlichen Eingriffen ein Ziel setzen und den Credit wiederherstellen könne. Das wollte damals die achtbare Mehrheit des französischen Volks, und nicht mehr. Diese billigen und natürlichen Wünsche, die von weisen Fürsten nie verweigert worden sind, waren laut und übereinstimmend in einer Unzahl von öffentlichen Schriften besprochen worden. Dessen ungeachtet behauptete die Hofpartei, diese Uebereinstimmung sey nur durch die Weisung bewirkt worden, welche der Herzog von Orleans den Wahlcollegien zugestellt habe. Das ist gar nicht wahrscheinlich und scheint aus obigen Gründen auch ganz überflüssig gewesen zu seyn. Jedenfalls konnte ein solcher Vorschlag nur dann einen Einfluß üben, wenn Alle aus freiem Willen damit einverstanden waren. Die Generalstaaten wären das geworden, was man sich allerdings geschmeichelt hatte aus ihnen machen zu können, ein Instrument, um für den Hof neue Anleihen und Steuern zu legalisiren, wenn nicht der Vorschlag gemacht worden wäre, eine

vereinte Abstimmung vorzunehmen und nicht in jedem Stande besonders. Den beiden privilegirten Ständen des Adels und der Geistlichkeit gegenüber würde, bei einer Abstimmung in getrennten Ständen, der dritte Stand eigentlich nur zugegen gewesen seyn, um die Abstimmung der beiden andern zu vernehmen, und während Alle berufen waren, um vereint einem nicht mehr haltbaren Zustande des kranken Gemeinwesens ernstliche Hülfe zu bringen, hätte man nur eine Fortdauer der alten Mißbräuche erzielt. Wenn dagegen alle drei Stände vereinigt abstimmten, und die Stimmen der einzelnen Mitglieder gezählt würden, dann erst konnte der dritte Stand der eigentlichen Steuerpflichtigen einen Einfluß auf die Beschlüsse bekommen, die doch vorzüglich ihn und sein Wohl betrafen. Dieß zu wollen und zu begünstigen konnte durchaus nicht als revolutionäre Maßregel betrachtet werden, weil ohne sie eine billige Reform überall nicht statt finden konnte. Der Herzog von Orleans unterstützte diesen Vorschlag, dem sich der Hof widersetzte, und der hauptsächlich durch diesen Widerstand zur Nationalversammlung führte; der Herzog war auch unter den sieben und vierzig Abgeordneten des Adelstandes, die sich mit dem dritten Stande vereinigten. Die Regierung mußte nun selbst die Vereinigung der drei Stände zu einem gemeinschaftlich berathenden und Beschluß fassenden Körper genehmigen. Die Nationalversammlung wählte am 3. Juli 1789 den Herzog von Orleans zu ihrem Präsidenten, der aber diese Wahl nicht annahm. Das Ministerium wurde verabschiedet und Truppen in die Nähe von Paris und Versailles zusammengezogen. Dieß veranlaßte die erste offene Empörung in Paris, und diese ging vom Garten von Palais-Royal aus, der aber ein öffentlicher Platz war und nicht unter einem besondern Einflusse des Herzogs stand. Angefeuert von dem revolutionären Redner Camille Desmoulins, versammelte sich ein Haufe am 12. Juli Abends vor Foy's Kaffeehause, man zog durch die Straßen mit den Büsten Neckers und des Herzogs von Orleans. Es ist vielfach und allgemein behauptet worden, daß diese und die folgenden Bewegungen den Zweck hatten, den Herzog zum Generalstatthalter des Reichs zu machen. In jenen Untersuchungsacten des Châtelet wird der Herzog

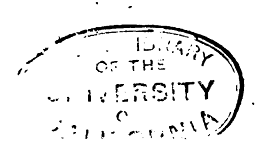
als Urheber und Begünstiger des Aufstands bezeichnet, aber, wie gesagt, die Beweismittel sind schwach und beruhen auf losen Reden von höchst verdächtigen Zeugen. Auch später ist nie ein Beweis dafür gegeben, daß der Herzog nach der Statthalterschaft strebte, aber Mirabeau erklärte offen, daß der Plan dazu gefaßt war, jedoch ohne sich über die Mitwissenschaft oder Theilnahme des Prinzen auszusprechen. Das aber ist unläugbar, daß die sich nun gestaltenden Parteien den Herzog in ihre Kreise zogen, und wenn er auch nicht Vorschlägen Gehör gab, die etwa seine persönliche Erhebung bezweckten, so trat er doch über zu den gefährlichsten Meinungen und wurde ein Anhänger der Revolution. Wenn man bedenkt, daß damals noch Niemand ahnete, viel weniger beabsichtigte, was nachher zum Entsetzen Aller geschah, so konnte der Herzog damals noch immer glauben, daß es möglich sey, eine Ordnung der Dinge zu begründen, die eine Grundlage für das allgemeine Wohl werden könnte; die Mittel aber, die man vorschlug und anwendete, waren freilich solcher Art, daß ein französischer Prinz, ein Mitglied der königlichen Familie, die Gefahr nicht hätte verkennen sollen. Diese Gefahr war für ihn selbst um so größer, da er nicht hinreichende Kraft und Selbstständigkeit des Charakters hatte, um sich eine Stellung zu schaffen, die irgendwie Sicherheit gewährte. Es ist durchaus nicht erwiesen, daß er Antheil genommen habe, weder persönlich noch durch Aufreizung, an dem wilden Zug der Empörer aus den untersten Klassen nach Versailles, der die schreckliche Nacht vom 5. zum 6. Oktober 1789 veranlaßte. Es wurde indessen allgemein geglaubt, daß der Herzog der heimliche Urheber davon gewesen sey, und man verbreitete sogar das Gerücht, daß er eine große Anleihe in Holland gemacht habe, um durch Bestechungen Anhänger zu werben zur Förderung eines Planes, der ihm die höchste Gewalt verschaffen sollte. Dieß war nun ohne Zweifel ungegründet, allein man sah, daß die Revolutionsparteien sich seines Namens bedienten, und jedenfalls mußte die Anwesenheit eines Prinzen vom königlichen Hause in den Reihen einer excentrischen Opposition allseitige Verlegenheit bereiten, sowohl für die Regierung als auch für diejenigen, welche eine constitutionelle

Verfassung wollten, die zugleich die dynastischen Rechte, wie auch die des Volkes sicherstelle. La Fayette, Befehlshaber der Pariser Nationalgarde, der mit der Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung beauftragt war, hatte eine Zusammenkunft mit dem Herzog bei der Marquise von Coigny, worin er ihm vorstellte, daß seine Entfernung von dem politischen Schauplatze allein im Stande sey, die seiner Ehre und seiner Würde gleich nachtheiligen Gerüchte zu widerlegen; er überredete ihn, eine königliche Sendung nach England zu übernehmen, die seiner Reise einen hinreichenden Vorwand geben werde. Der Herzog fügte sich diesen Vorstellungen und dem Wunsche des Königs. Er nahm Abschied vom Könige, der ihm die in Bezug auf seine Sendung vom Minister des Aeußern, Herrn v. Montmorin, entworfene Verhaltungsvorschrift übergab. Mirabeau versuchte den Herzog von seiner Reise abzuhalten, aber am 14. October 1789 verließ er Paris. Als er in Boulogne ankam, entstand eine Volksbewegung, die seine Einschiffung verhindern wollte; er wies jedoch alle Vorstellungen zurück und ging an Bord nach England. Seine Abwesenheit benutzten seine Feinde, um durch eine öffentliche Verurtheilung ihm jede Rückkehr unmöglich zu machen. Der Gerichtshof des Châtelet begann eine Untersuchung der Ereignisse vom 5. und 6. October, und ohne Zweifel besonders in der Absicht, eine öffentliche Anklage und Verurtheilung des Herzogs herbeizuführen. Anfangs wurde die Untersuchung sehr geheim gehalten, bald aber bekam man durch die vielen Zeugenverhöre Kunde davon. Sobald man erfuhr, daß der Herzog davon unterrichtet sey und in seinen Briefen die Absicht ausgesprochen habe, sich diesem Processe nicht entziehen zu wollen, suchte man seiner Rückkehr dadurch vorzubeugen, daß man seinen Freunden unter der Hand mittheilte, die Zeugenaussagen wären dem Prinzen so nachtheilig, daß eine Anklage auf Hochverrath vollständig begründet werden könne. Als er sich dadurch nicht abschrecken ließ, fügte man entschiedene Drohungen hinzu, die indessen eben so wenig ihren Zweck erreichten. Am 15. Februar 1790 schrieb der Herzog an den Präsidenten der Nationalversammlung, um ausdrücklich seinen Beitritt zu dem vom König geschwornen Bürgereide anzuzeigen.

Als man in Erfahrung brachte, daß er die bestimmte Absicht habe, bald nach Frankreich zurückzukehren, ließ ihn La Fayette durch seinen Adjutant Boinville ersuchen, nicht nach Paris zu kommen, da zu befürchten wäre, daß man sich seines Namens bedienen werde, um Unruhen anzustiften. In einem Schreiben vom 3. Juli 1790 an den Präsidenten der Nationalversammlung verlangte der Herzog seine Stelle als Mitglied der Versammlung wieder einzunehmen. Diese erklärte, daß seinem Vorhaben Nichts im Wege stehe; einige Tage darauf trat er die Rückreise an, nach einem beinahe neunmonatlichen Aufenthalte in England, und kam gleich darauf nach Paris. Es ist allerdings anzunehmen, daß ihn zunächst der Wunsch nach seinem Vaterlande zurückzog, sich von den gegen ihn vorgebrachten Anklagen zu reinigen; auch war er ohne Zweifel in dem Wahne befangen, sich in der weiteren Entwickelung der Ereignisse zum Herrn einer Richtung aufwerfen zu können, worin er namentlich durch diejenigen bestärkt worden seyn mag, die sich selbst durch ihn zu einer höheren Bedeutung aufschwingen wollten; allein er ging einem Verhängnisse entgegen, in dem er vergebens ringen sollte mit den Umständen wie mit sich selbst. Einen Monat nach seiner Ankunft erschienen Abgeordnete des Gerichtshofes vom Châtelet vor der constituirenden Versammlung, überreichten die Gerichtsverhandlungen in der gegen den Herzog gepflogenen Untersuchung und verlangten die Genehmigung der Versammlung, ihn in Anklagestand zu versetzen. Die Versammlung verordnete den Druck der Gerichtsverhandlungen und wies ihre Prüfung an einen Ausschuß. Fast zwei Monate später stattete der Vormann des Ausschusses Chabroud seinen Bericht ab, und mit großer Stimmenmehrheit entschied die Versammlung, daß kein Grund vorliege, ihr Mitglied, den Herzog von Orleans, in Anklagestand zu setzen. Beweise enthalten die gedruckten Verhandlungen in der That nicht, und vom juridischen Standpunkte aus muß man den Beschluß der Versammlung richtig finden zu der Zeit, wo er gefaßt wurde. Da indessen der Herzog später Theilnehmer wurde an dem schrecklichsten Vorgange der Revolution, so ist es begreiflich, daß man darin eine Bestätigung der im Processe enthaltenen Verdächtigungen sah.

Die Vermögensverhältnisse des Herzogs verschlimmerten sich mehr und mehr. Die Ereignisse selbst erklären dieß übrigens natürlich genug, ohne daß man darin den Beweis zu sehen braucht, daß seine Einkünfte vergeudet würden, um Empörungen zu bezahlen. Nachdem die Aufhebung der Feudalrechte beschlossen war, theilte man sie in zwei Klassen; für die erste fand keine Entschädigung statt, die zweite konnte abgelöst werden. Die Feudalgüter verloren also sogleich die Hälfte der Steuern, welche die Hörigen zu entrichten hatten, wogegen sie die andere Hälfte fortbezahlen sollten, bis sie abgelöst wurden. Wie aber das Volk mehr und mehr Herr wurde, so hatten sehr bald die Gutsbesitzer kein Mittel, um die ihnen noch zustehenden Abgaben zu erheben. Was nicht freiwillig erlegt wurde, war nicht zu erhalten, selbst die Pachtgelder gingen nicht ein, und das souveräne Volk verwüstete die Wälder. Nachher wurden die Apanagen eingezogen. Statt fünfthalb Millionen jährlicher Einkünfte, die der Herzog gehabt hatte, gab man ihm nur eine Million, und eine zweite Million für zwanzig Jahre zur Tilgung seiner Schulden. Alle diese Umstände erklären deutlich und hinreichend den finanziellen Ruin, in den der Herzog gerieth. Er behielt seinen Platz in der constituirenden Versammlung bis zu ihrer Auflösung am 30. Septbr. 1791. Nach der Flucht des Königs am 21. Juni 1791, wo die Idee einer Generalstatthalterschaft sehr natürlich war, erklärte er sogleich, daß er weder diese noch eine andere Regierungsstelle annehmen werde. Im Jahre 1792 wurde der Herzog durch Thevenards und Bertrand von Molleville's Verwendung zum Admiral ernannt. Dieser verständige Schritt der Rathgeber des Königs, um den Herzog wieder mit der Regierung auszusöhnen, versprach die heilsamsten Folgen. Der Herzog ergriff die dargebotene Hand mit aufrichtigem Dank für die huldvolle Gesinnung des Königs. Herr v. Molleville führte ihn beim König ein, mit dem er ein langes Gespräch hatte, worin er sich bereit erklärte, der constitutionellen Regierung treu zu dienen. Der König äußerte laut seine Zufriedenheit mit der Art, in welcher der Herzog sich ausgesprochen hatte, und hegte keinen Zweifel über die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen. Die Höflinge aber konnten nicht vergessen,

daß Orleans sich vom Anfange der Revolution an für Reformen erklärt hatte, durch welche die Vorrechte des Hofes und des Adels so wesentlich geschmälert worden; hatte er auch selbst dabei das Meiste verloren, so erschien er ihnen doch nicht weniger hassenswerth. Die Höflinge sahen von jeher in den Bourbonen nur die Schutzherren ihrer Vorrechte, als solchen waren sie ihnen ergeben; wenn auch einzelnen Zügen einer edlen Aufopferung die vollste Anerkennung nicht versagt werden soll, so konnte doch weder das Unglück Ludwig des Sechzehnten, noch seine gefährliche Lage der gekränkten Selbstliebe der Höflinge, die ihn noch umgaben, ein in seinem Interesse vorsichtiges Benehmen abnöthigen. Als der Herzog von Orleans, einige Tage nach seiner Unterredung mit dem König, in den Tuilerien erschien, empfingen ihn die Höflinge der Vorzimmer mit den ungeziemendsten Beschimpfungen. Sonderbar genug, während sonst die Eifersucht der Hofherren, die den geringsten Vorgang in der Umgebung des von ihnen bewachten Fürsten erspähen, in der Regel gut unterrichtet ist, soll dießmal die Versöhnung des Königs mit dem Herzog Allen ein Geheimniß gewesen seyn. Man muß sich aber billig darüber wundern, daß die feinfühlenden Herren nicht ahnten, daß der Herzog schwerlich, ohne einen einleitenden Schritt gethan zu haben, sich dem König vorstellen werde. Der leidenschaftliche Haß ließ indessen keine Ueberlegung aufkommen, und durchbrach sogar alle Grenzen des Anstandes, denn von Verwünschungen und Beschimpfungen verfolgt bis auf den Schloßplatz, mußte der Herzog die Tuilerien verlassen, ohne den König gesehen zu haben. Des Herzogs Freunde verfehlten nicht, dem König und besonders der unglücklichen Königin die Schuld beizumessen, die jedoch nachher mit großem Leidwesen den Auftritt erfuhren. Orleans aber wurde überredet, daß man absichtlich dem Hofe seine Anstellung verheimlicht hatte, um die ihm zugefügte Beleidigung herbeizuführen. So wurde eine Versöhnung vereitelt, die, wenn sie auch nicht wesentlich in den Hauptgang der Ereignisse eingegriffen, doch wahrscheinlich den Herzog in eine andere Lage gebracht hätte. Er wäre wohl auch später ein Opfer der Volkswuth geworden, aber ohne Richter des Königs gewesen zu seyn. Orleans Söhne,



die Herzoge von Chartres und Montpensier, dienten in der Nord-Armee, er selbst wünschte ebenfalls als Freiwilliger im Hauptquartier zu dienen. Der König antwortete, daß er thun könne, was ihm beliebe. Der Herzog reiste im Mai 1792 mit seinem jüngsten Sohne, dem zwölfjährigen Grafen von Beaujolais, nach Valenciennes. Er war gegenwärtig bei den Gefechten von Menin und Courtray, aber einige Zeit nachher kehrte er zurück, weil dem Marschall Luckner vom Könige angezeigt wurde, daß der Herzog nicht länger bei der Armee bleiben dürfe. Er nahm keinen Antheil an der schrecklichen Katastrophe des zehnten August, aber er war im Verkehr mit den Männern, die nachher auf der Bahn vordrangen, die zur Schreckensherrschaft führte. Er war in den unseligen Kreis eingetreten, in dem das Individuum den Dingen weichen muß, in dem die erprobteste moralische Kraft zerschellt an dem mit dämonischer Gewalt getriebenen Umschwunge der Ereignisse, die ohne das Zuthun der Menschen wie mit Elementarkraft sich thürmen und drängen und Alles in zerstörender Eile mit sich fortreißen. Der Herzog war bis jetzt nicht Mitglied des Nationalconvents gewesen. Die Bergpartei wollte ihn durch die von ihr abhängigen Wähler von Paris in den Convent bringen. Hiebei zeigte sich die Schwierigkeit, daß, obwohl er sonst alle Wahleigenschaften hatte, er doch als Orleans nicht auf die Liste gebracht werden konnte, denn alle Titel und Namen, die von Lehengütern oder Erbbesitzungen herrührten, waren gesetzlich abgeschafft worden, so daß Orleans als Eigenname gar nicht mehr existirte. Manuel erklärte ihm, daß es der Ortsgemeinde in einem solchen Falle zustehe, den Namen zu bestimmen, den ein Bürger führen müsse. Er meldete dem Pariser Gemeinderath das vorliegende Verhältniß, und nach dessen Beschluß vom 15. Sept. 1792 wurde ihm der Name Egalité beigelegt, und Palais Royal sollte künftig der „Garten der Revolution“ heißen. Im Convente votirte er mit der Bergpartei, und wurde daher von der Gironde angefeindet. Die Girondisten wollten seine Verbannung. Am 16. Decbr. 1792 machte Buzot den Vorschlag, daß Egalité und seine Kinder den Boden der Republik verlassen sollten, da die mit ihrer Geburt eingesogenen

Grundsätze sie dem Gemeinwesen gefährlich machten. Barrère veranlaßte durch ein Amendement einen Aufschub des Beschlusses, der am 19. noch einmal in Berathung gezogen werden sollte. Dieß geschah; Sillery, Robespierre, Rewbel, Bourdon, Pethion und mehrere Andere sprachen dagegen; in demselben Sinne hatten die Pariser Sectionen sich ausgesprochen; die Girondisten konnten nicht durchdringen, und der Verbannungsbeschluß vom 16. wurde zurückgenommen. Er war aber ein wahrer Wink des Schicksals, und hätte die Rettung des unglücklichen Herzogs werden können. So betrachtete ihn auch sein Sohn, Herzog von Chartres, der jetzige König der Franzosen. Der Prinz, der bei Valmy unter Kellermann mit Ruhm gefochten und bei Jemappes glorreichen Antheil am Siege genommen hatte, war bei der Armee des Generals Dumouriez, der in den Niederlanden dem östreichischen Heere unter Koburg und Clairfayt gegenüber stand. Sobald er Kunde bekommen hatte von der Absicht, seine Familie zu verbannen, schrieb er an seinen Vater, und beschwor ihn, diese Gelegenheit zu benutzen, um aus dem Convent zu treten, und mit den Seinigen nach Amerika auszuwandern; denn in Europa könne er nicht mehr einen ungefährdeten Aufenthalt erwarten. Der Prinz schrieb auch an den Präsidenten des Convents; sein Brief wurde jedoch nicht vorgelegt, weil er ankam, nachdem am 19. Dec. der Verbannungsbeschluß zurückgenommen war. Den Häuptern der Bergpartei aber wurde der Brief des Prinzen an den Präsidenten mitgetheilt; sie erkannten daraus, daß seine persönlichen Ansichten ihren Grundsätzen und Planen durchaus nicht günstig waren, und dieser Umstand trug wesentlich bei zu den späteren Maßregeln gegen die Familie Orleans. Der Proceß Ludwig des Sechzehnten war schon begonnen und wurde eifrig fortgesetzt; die Mitglieder des Convents mußten seine Richter werden, diese furchtbare Gewißheit hätte schon Egalité bewegen sollen, sich zurückzuziehen. Er schwankte in der betrübtesten Rathlosigkeit zwischen Furcht vor Theilnahme an diesem öffentlichen Verbrechen und Furcht vor den Folgen seines Zurücktretens. Die Schreckensmänner vom Berge wollten ihn zum Genossen ihrer Unthat und sparten keine Drohungen. Nichts kann ihn entschuldigen, daß

er ihnen nachgab und am 17. Januar 1793 für den Tod des Königs stimmte. Ein ehemaliger Leibgardist, Paris, machte am 20. Januar einen vereitelten Versuch, Egalité zu tödten. Im April 1793 erließ der Sicherheitsausschuß des Convents Verhaftsbefehle gegen alle Mitglieder der Familie Orleans. Der Herzog von Chartres rettete sich durch schleunige Flucht ins Ausland mit Dumouriez. Der Herzog von Montpensier, der bei der Südarmee diente, wurde in Nizza verhaftet und nach Marseille geführt. Egalité und sein jüngster Sohn, der Graf von Beaujolais, wurden im Palais Royal verhaftet und nach der Mairie gebracht. Von dort aus berief er sich schriftlich auf seine Eigenschaft als Mitglied des Convents, welche ihn gegen jede andere Anklage schützte, als die von der Versammlung selbst ausgesprochen würde. Man ging zur Tagesordnung über, und er wurde in das Gefängniß der Abtei gebracht. Im Convent wurde die Frage verhandelt, in welcher Stadt Frankreichs die Gefangenen aufbewahrt werden sollten. Die Girondisten stimmten für Bordeaux, der Berg für Marseille. Nachdem man sich für Marseille entschieden hatte, wurde Egalité mit seinem Sohne in der Nacht vom 9. auf den 10. April dahin abgeführt, wo er mit seinem Sohne Montpensier zusammenkam. Die Gefangenen wurden zuerst im Fort Notre-Dame und dann im Fort St. Jean aufbewahrt. Als im October desselben Jahres der Abgeordnete Amar im Namen des Sicherheits-Ausschusses einen Bericht gegen die Girondisten abstattete, und einen Anklage-Beschluß über fünfundvierzig Mitglieder dieser Partei erlangte, welche vor das Revolutionsgericht gestellt werden sollten, verlangte Billaud-Varennes von der Bergpartei, ohne weitere Beweggründe anzugeben, daß Egalité's Name auch auf die Liste gesetzt werden solle, obwohl er stets der Gegner der Girondisten gewesen war, gegen welche die Maßregel genommen wurde. Commissäre wurden nach Marseille gesendet, um ihn abzuholen. Die gefangenen Prinzen waren hart behandelt worden von den Gemeinderäthen, ihr Schicksal war aber etwas besser, seitdem ihre Obhut den Militärbehörden übergeben wurde. Egalité war während seiner Gefangenschaft ziemlich unbesorgt und sogar heiter gewesen. Er hielt es für einen günstigen

Umstand, daß er vor seinen Richtern erscheinen solle; die Commissäre bestärkten ihn in dieser Ansicht, und als er am 23. October von seinen Kindern Abschied nahm, tröstete er sie mit der Aussicht auf eine nahe Befreiung. Ein Brief, den er unterwegs von Lyon aus an seine Söhne schrieb, spricht dieselbe Zuversicht aus. Er kam in Paris an in der Nacht vom 5. auf den 6. November, und wurde nach der Conciergerie gebracht, wo man ihm verkündete, daß er am andern Tage vor dem Revolutionsgerichte erscheinen sollte. Zugleich theilte man ihm die gegen ihn erhobene Anklage mit, über welche er sich vor dem Gerichtshof zu verantworten habe. Zu seinem nicht geringen Erstaunen waren die Klagepunkte ganz die nämlichen, welche gegen seine Feinde, die Girondisten, vorgebracht, und auf welche hin diese acht Tage vorher verurtheilt und hingerichtet worden waren. Man hatte sogar unter den Klagepunkten gegen Egalité solche stehen lassen, die ganz andere Personen betrafen, wie zum Beispiel die Beschuldigung, den Herzog von York auf Frankreichs Thron bringen zu wollen, die ungegründeterweise gegen den Girondist Carra vorgebracht war. „Das klingt fast wie ein Scherz!“ meinte der Beklagte, aber die Stunde des bittersten Ernstes war gekommen. Er erschien mit großer Fassung vor dem Gericht, und beantwortete die an ihn gestellte Aufforderung, sich über die Anklage zu erklären, mit wenigen Bemerkungen, welche die Grundlosigkeit der Beschuldigungen meist in allgemeinen Ausdrücken bezeichneten. Das im Voraus beschlossene Todesurtheil war bald gesprochen. Er vernahm es mit Ruhe; ohne eine Klage zu äußern, wünschte er, sogleich zum Tode geführt zu werden. Mit derselben Fassung bestieg er den Karren, den man unterwegs einige Augenblicke vor dem Palais Royal anhalten ließ. Der Anblick seines Pallastes, der ihm das Bild des Lebens vorführen mußte, erschütterte nicht seinen Muth. Festen Schrittes betrat er das Blutgerüste und starb unter der Guillotine um vier Uhr Abends am 6. November 1793.

Die nunmehr verwittwete Herzogin von Orleans hatte natürlicherweise vielfach gelitten unter solchen Lebensverhältnissen, deren innere Gestaltung schon ihre Ruhe trübte, ehe ihre äußere Entwickelung

sie mit in das öffentliche Verderben zog. Sie war eine eben so liebenswerthe als tugendhafte Dame. Im Kloster streng erzogen, blieb Religion ihr nicht Gewohnheit, sondern inneres Bedürfniß und Bedingung des Lebens. Als sie nachher in die Welt trat, erkannte sie, daß manche Kenntniß ihr mangeln, die sie als verheirathete Frau sich erwarb. Es konnte aber nicht fehlen, daß sie bald schmerzlich empfinden mußte, wie alle Ansichten ihres Gemahls im grellsten Widerspruch mit ihrer Ueberzeugung waren. Der Herzog behandelte allerdings seine Gemahlin mit Anstand in allen persönlichen Beziehungen. Die leichte ironische Weise, das zu besprechen, was ihr über allen Zweifel erhaben war, konnte wohl ihr Herz betrüben, aber eine rücksichtsvolle Schonung ließ sie nie in schroffe und verletzende Behauptungen ausarten. Da der Herzog seine Gemahlin stets geziemend behandelte, und sie nur ihren Pflichten lebte, so konnte seine Lebensweise ihr wohl lange unbekannt bleiben; was davon allmälig fast unumgänglich zu ihrer Kenntniß kommen mußte, konnte sie als eine vorübergehende Verirrung betrachten, welche von Uebelwollenden entstellt wurde. Der häusliche Friede scheint erst lebhafter gestört worden zu seyn von dem Augenblicke an, als der Herzog öffentlich sich an die Spitze von Bestrebungen stellte, welche gegen die königliche Gewalt gerichtet waren, und deren Erfolg oder Nichterfolg nothwendig das gute Vernehmen zwischen dem Hofe und dem Hause Orleans stören mußte. Die Herzogin konnte nach ihrer Erziehung, wie in Folge ihrer religiösen Ueberzeugung, nur die strengsten Begriffe haben von dem Gehorsam, den ein königlicher Prinz dem König schuldig war. Ganz in Uebereinstimmung damit waren die Gesinnungen ihres Vaters, des Herzogs von Penthièvre. Da nun auch die Hofpartei sich bemühte, durch die Herzogin auf ihren Gemahl zu wirken, so vermehrten geheime Mittheilungen die Unruhe, welche offenkundige Vorgänge ihr schon einflößten, und als die Mißstimmung des Hofes erklärte Feindschaft wurde, so mußte jeder Schritt auf der verhängnißvollen Bahn, die der Herzog betreten hatte, sie weiter entfernen von denen, mit welcher sie nach Geburt und Gesinnung in Uebereinstimmung war. Sie war stets die vortrefflichste Mutter, und liebte ihre

Kinder so innig, als sie immer von ihnen geliebt und verehrt worden ist. Mit ihrer vollen Zustimmung wurde die Erziehung zuerst der Prinzessinnen und dann auch der Prinzen von Orleans der Gräfin von Genlis übertragen. Sie billigte zwar vollkommen die religiösen und moralischen Grundsätze, wonach diese geleitet wurde und erkannte den Eifer des höchst zweckmäßigen Unterrichts, der die ungewöhnlich günstigen Naturanlagen ihrer Kinder schnell und erfreulich entwickelten. Zugleich aber fürchtete sie, daß die Richtung, welche die jungen Gemüther dem Verständniß der Zeit und den neuen Ideen zuführen sollte, nicht hinreichend Gewähr leiste gegen den Mißbrauch davon, der eben unter ihren Augen jede Autorität erschütterte und verläugnete. Das Beispiel ihres Gemahls war allerdings nicht geeignet, diese Besorgniß zu vermindern. Der Herzog war ein sehr sorgsamer Vater. Er hielt mit Festigkeit auf Beibehaltung der gewählten Erziehungsmethode, die er gegen alle Einreden vertrat. So entschieden und fest die Herzogin auch in ihren Grundsätzen war, so bildete doch weibliche Milde und Sanftmuth einen Hauptzug ihres Charakters; sie duldete Vieles mit Hingebung, bis sie den Herzog von Verhältnissen und Menschen umgeben sah, aus deren Kreise sie ihn nicht befreien, und eben so wenig mit ihm darin bleiben konnte. Sie zog sich zurück zu ihrem Vater, bei dem sie erst auf dem Schlosse Eu und nachher in Vernon lebte. Am 22. Juli 1792 wurde die bürgerliche Trennung ausgesprochen. Die bald Schlag auf Schlag folgenden furchtbaren Ereignisse rechtfertigten nur zu sehr diesen Schritt. In Vernon erfuhr sie den Tod des Königs; mit ihm wurde auch ihren letzten Hoffnungen der Stab gebrochen; sie war in ihrem Gewissen unwiederbringlich getrennt von demjenigen, der ein Todesurtheil über seinen König ausgesprochen hatte. Am 4. März 1793 starb der ehrwürdige Herzog von Penthièvre, und sie stand nun allein, umwogt von den Sturmfluthen der furchtbarsten Empörung gegen Ordnung und Recht. Nichts war ihr geblieben, als die Verehrung und die Liebe der Einwohner in der Umgegend von Vernon, die unaufgefordert für ihre Sicherheit sorgten. Als im April der Herzog mit seinen jüngsten Söhnen eingekerkert waren, der Herzog von

Chartres und die Prinzessin von Orleans sich nur durch die Flucht demselben Schicksal entzogen hatten, zögerten die Machthaber noch, den Verhaftsbefehl gegen die Herzogin von Orleans auszuführen. Endlich kam eine Abtheilung Gensd'armen nach Vernon. Sie wurde von den bewaffneten Einwohnern empfangen, die ruhig, aber mit Entschlossenheit, erklärten, daß sie die Abführung der Herzogin nicht gestatten, sondern, wenn Verdachtsgründe gegen sie obwalteten, sie im Schlosse bewachen und mit Hab und Gut für ihre Anwesenheit einstehen würden. Die Gensd'armen zogen sich zurück und die Herzogin blieb unangefochten in ihrer Zurückgezogenheit, bis im September eine stärkere Macht des Sicherheitsausschusses in Vernon erschien, um sie in Kraft des Gesetzes gegen Verdächtige zu verhaften. Die Einwohner wollten sich auch dieser Aufforderung widersetzen, sie brachten sogar zwei Kanonen auf den Schloßhof, aber die Herzogin wollte durch eine doch am Ende nutzlose Verzögerung die Treuen der sicher nachfolgenden Rache der Schreckensmänner nicht aussetzen. Von einer einzigen Dienerin begleitet, überlieferte sie sich selbst den Vollstreckern des Verhaftsbefehls; sie wurde nach Paris in das im Pallast Luxemburg eingerichtete Gefängniß gebracht. Hier mußte sie die schmählichste Behandlung erdulden, man verhöhnte ihr Unglück, und die tugendhafte Fürstin mußte die Anwesenheit einer frechen Dirne ertragen, die man mit ihr einsperrte. In diesem furchtbaren Zustande erfuhr sie die Hinrichtung ihres Gemahls im November 1793, und die der Madame Elisabeth, Schwester Ludwig des Sechzehnten, im Mai 1794; bald fielen fast täglich die Häupter der Edelsten Frankreichs unter dem Henkerbeile, und sie erstaunte nur, daß sie so lange demselben Schicksal entgegenharren mußte. Der sichere Verkündiger des nahen Todes kam mit dem Befehl, die Herzogin von Orleans nach der Conciergerie zu bringen, aus der damals fast Niemand heraustrat, als um das Blutgerüste zu besteigen. Benoit, der Kerkermeister im Luxemburg, sah mit Erbarmen das Leiden der unglücklichen Fürstin, und hatte den Muth, ihre Auslieferung zu verweigern, indem er den Agenten des Sicherheitsausschusses standhaft erklärte, sie sey zu krank, um vor dem Revolutionsgericht zu erscheinen. Es

wäre nur eine kurze Frist gewesen, wenn nicht gleich darauf der neunte Thermidor (27. Juli 1795) Frankreich von seinen ärgsten Staatswürgern befreit hätte. So rettete Benoits Entschlossenheit das Leben der Herzogin. Auf die Verwendung von Marec und von Rouget de Folmont durfte die Herzogin Luxemburg verlassen und sich nach dem Hause Belhomme in der Straße Charonne begeben. In diesem sogenannten Gesundheitshause, worin die Personen, welche der Pflege übergeben waren, zugleich als Gefangene bewacht wurden, fand die Herzogin eine Behandlung, die jedenfalls eine große Erleichterung ihres Zustandes genannt werden konnte. Es dauerte indessen noch über zwei Jahre, bis sie aus der Gefangenschaft befreit wurde. Das Directorium fürchtete die Anwesenheit des ältesten Prinzen von Orleans in Europa. Es war allgemein bekannt, daß er ein junger Mann von Geist und Tüchtigkeit sey, der sich in den Feldzügen hervorgethan hatte, und um so mehr das Oberhaupt einer monarchischen Bestrebung werden konnte, als er sich zu Grundsätzen bekannte, die ganz geeignet schienen, die Beibehaltung einer gemäßigten Reform mit den dynastischen Rechten zu verbürgen. Man beschloß daher, die Gefangenschaft der Herzogin und ihrer nächsten Verwandten zu benutzen, um den jungen Herzog von Orleans von dem Schauplatze zu entfernen, auf dem er möglicherweise der Republik gefährlich werden konnte. Die beiden jüngeren Söhne der Herzogin, Montpensier und Beaujolais, waren noch immer, wie ihre Tante, die Herzogin von Bourbon, in den Gefängnissen von Marseille. Die Prinzessin Adelheid von Orleans war, nachdem sie sich eine Zeitlang mit der Frau v. Genlis in einem Kloster in Bremmgarten im Kanton Aargau aufgehalten, bei ihrer Tante, der Prinzessin von Conti, in Freiburg in der Schweiz. Man kannte damals nicht ganz genau den Aufenthalt des Herzogs von Chartres, nunmehr Orleans nach dem Tode seines Vaters. Man wußte nur, daß er, von einer Reise im hohen Norden zurückgekehrt, in der Nähe von Hamburg verweilen sollte. Die Herzogin schrieb ihm darauf einen Brief, der später vollständig vorkommt, worin sie ihn beschwor, durch seine Abreise nach Amerika die Befreiung seiner Mutter und seiner

Brüder zu bewirken. Den diplomatischen Agenten der Republik gelang es, ihn aufzufinden, und er entsprach augenblicklich der Aufforderung seiner Mutter. Das Directorium erfüllte nicht vollständig sein Versprechen, nachdem die von ihm gestellte Bedingung erfüllt war. Der Gesetzgebungsrath hatte zwar einen Beschluß erlassen, der die Herzogin von Orleans in den Besitz ihrer Güter einsetzte, aber er kam nicht zur Ausführung, und nach dem achtzehnten Fructidor wurden ihre Besitzungen für Nationalgut erklärt und sie selbst wurde mit einem Jahrgehalt von hunderttausend Livres nach Spanien deportirt. Sie lebte zuerst in Barcellona und dann in Figueras, wo ihre Tochter bei ihr eintraf. Von hier mußten beide Prinzessinnen entfliehen, als im Juni 1808 die Bewohner von Catalonien die Waffen ergriffen, und die Franzosen Figueras bombardirten. Nach einer auf schwer zugänglichen Gebirgspfaden bewerkstelligten Flucht wendete sich die Herzogin zuerst nach Palamos und dann nach Tarragona. Die Prinzessin von Orleans war nach Malta gegangen zu ihren dort eingetroffenen Brüdern. Die Herzogin hatte sich endlich im Port Mahon auf der Insel Minorca niedergelassen, wo sie die Freude hatte, ihre nunmehr einzigen Kinder (Montpensier und Beaujolais waren gestorben) den Herzog und die Prinzessin von Orleans zu sehen, welche eingetroffen waren, um sie nach Palermo abzuholen, wo die Vermählung des Herzogs mit Amalia, Prinzessin beider Sicilien, gefeiert werden sollte. Nach einem längeren Aufenthalte in Palermo kehrte die Herzogin nach Port Mahon zurück und hier befand sie sich noch, als 1814 die Restauration der Bourbonen in Frankreich statt fand. Sie traf am 8. Juli in Marseille ein, und kam am 6. August in Paris an. Ludwig der Achtzehnte, wie die ganze königliche Familie, hatten stets die größte Hochachtung für sie empfunden und ganz Frankreich verehrte ihre Tugend und ihre hochherzige Gesinnung. Im Januar 1815 hatte sie das Unglück, durch einen Fall auf der Treppe ihres Pallastes, das Bein zu brechen, und war noch bettlägerig, als Napoleon von Elba zurückkehrte. Während der hundert Tage blieb sie auch in Paris. Im Jahre 1816 gründete sie die Begräbnißkapelle der Penthièvres in Dreux, wo sie auch ruht.

Sie starb den 23. Juni 1821 im Schloß Ivry bei Paris an einem Brustkrebs, der dadurch entstanden war, daß durch die Unvorsichtigkeit eines Bedienten ein schweres Buch ihr auf die Brust gefallen war. Jakob Maria Rouget de Folmont hatte sie auf ihren Wanderungen in Spanien begleitet, und war seit der Restauration ihr Kanzler. Sie soll in zweiter Ehe mit ihm verbunden gewesen seyn. Folmont starb 1820, und ist in Dreux begraben. Er verwaltete die Angelegenheiten der Herzogin mit großer Einsicht.

Der Herzog Ludwig Philipp Joseph hatte mit seiner Gemahlin fünf Kinder gezeugt.

Der älteste Sohn, Ludwig Philipp, ist der jetzige König der Franzosen.

Anton Ludwig Philipp, Herzog von Montpensier, wurde am 3. Juli 1775 geboren. Seine Erziehung wurde mit derselben Sorgfalt, wie die seiner Brüder, vollendet. Außerdem, daß er gründliche Kenntnisse erworben hatte, zeigte er viel Geschmack im Urtheil, wie im Styl. Er zeichnete und malte sehr hübsch. Der Herzog von Montpensier war nur sechzehn Jahre alt, als er als Lieutenant in das vierzehnte Dragonerregiment trat, das sein älterer Bruder als Obrist befehligte. Als der damalige Herzog von Chartres General wurde, gab man ihm Montpensier als Aide-de-Camp bei. Marschall Kellermann nennt ihn mit seinem Bruder unter den Offizieren, die sich ausgezeichnet haben und fügt hinzu: „Wenn man die zarte Ju„gend des Herrn Montpensier bedenkt, so wird seine kaltblütige Ent„schlossenheit in dem dichtesten und best unterhaltenen Feuer unge„wöhnlich bemerkenswerth.“ So lauten die Worte des heldenmüthigen Marschalls in seinem Armeeberichte von Dampierre-Sur-Aube, der im Moniteur vom 22. Sept. 1792 abgedruckt ist. In der Schlacht von Jemappes bewährte er sich ebenfalls als Obristlieutenant im Generalstabe, worauf er in dem folgenden Winter in derselben Eigenschaft nach der italienischen Armee unter General Biron versetzt wurde. Er war beim Hauptquartier in Nizza, und war gerade zum General gekommen, um mit ihm zu Mittag zu essen, als dieser genöthigt war, ihm zu erklären, daß er so eben den Befehl erhalten habe, den

Prinzen zu verhaften und nach Paris abführen zu lassen. Unterwegs wollte das Volk den Gefangenen nicht weiter ziehen lassen, und er wurde nach Marseille gebracht und im Fort Notre dame de la Garde festgehalten, wo einige Tage nach ihm sein Vater, sein Bruder Beaujolais, sein Oheim der Prinz von Conti, und seine Tante, die Herzogin von Bourbon, ankamen. Wir besitzen von ihm Denkwürdigkeiten, die eigentlich nur Aufzeichnungen sind über Alles, was mit ihm vorgegangen ist, seitdem er gefangen genommen wurde. Die Ursache seiner Verhaftung war klar genug, obwohl der Prinz sie sich nicht erklären konnte, da er, sich keiner Schuld bewußt, mit Eifer im Heere seinem Vaterlande gedient hatte, und ohne Plane persönlichen Ehrgeizes, nur das von den Fremden angegriffene Frankreich vertheidigen wollte. Anfangs behandelte man den Prinzen mit der äußersten Härte, steckte ihn in ein ungesundes, nur halb erhelltes Kerkerloch, worin nur sein Bedienter Gamache, der später Verwalter in Mouceaux geworden ist, ihm den Trost gewährte, einen mit ihm fühlenden Menschen um sich zu haben. Unter den härtesten Entbehrungen aller Art, in völliger Unkunde über Alles, was Frankreich oder seine Familie betraf, verlor sein Geist nicht die Spannkraft und hielt sich aufrecht; eine harte, aber sichere Probe von innerem Gehalte eines so jungen Mannes, der, plötzlich dem Leben entrissen, den Schrecknissen eines solchen Gefängnisses Trotz bieten kann. Wir können hier nicht auf die Einzelnheiten eingehen, die in seinen Aufzeichnungen enthalten sind; diese sind aber von wahrem psychologischen Interesse und das werthvolle Andenken eines schönen Charakters. Von der Zeit an, daß die Gefängnisse den Militärbehörden überwiesen wurden, verbesserte sich sein Zustand, und er durfte bisweilen mit seinem Vater und seinem Bruder in Verbindung treten.

Der dritte Sohn des Herzogs von Orleans, Ludwig Carl, Graf von Beaujolais, wurde am 7. October 1779 in Paris geboren. Er war ein liebenswürdiger Knabe, dessen Fähigkeiten sich bei einem guten Unterrichte glücklich entwickelten, als er im dreizehnten Jahre in den Strudel der Revolutionsereignisse gezogen wurde. Er hatte seinen Vater begleitet zur Armee und wurde auch mit ihm verhaftet,

in die Abtei, und dann nach Marseille gebracht. Da er sich von nun an nicht mehr von seinem Bruder trennte, so wollen wir den Lebenslauf beider Prinzen vereint anführen.

Wie schon gesagt, verließ der Herzog von Orleans seine beiden im Gefängnisse zurückbleibenden Söhne mit guter Hoffnung für die Zukunft. Wenn diese Stimmung auch den Abschied erleichterte, so theilten die Prinzen dennoch nicht die Zuversicht ihres Vaters. Oft besprachen sie in ihrem einsamen Gefängnisse mit steigender Besorgniß die Wechselfälle seines Schicksals, die sich mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit darzubieten schienen; stets aber hinterließ die Erörterung eine trübe Ahnung, daß der Ausgang verhängnißvoll seyn müsse. Als eines Tages beide Brüder in Montpensier's Zimmer vereinigt waren, trat ihre Tante, die Herzogin von Bourbon, herein. Sie war nämlich, wie auch der Prinz von Conti, in dem Fort von St. Jean. „Ich hoffe," sagte sie, „daß Ihr fühlt, daß nur die Religion uns lehren kann, ein großes Unglück zu ertragen." Zugleich überreichte sie den betroffenen Prinzen einen Brief ihrer Mutter, der nur folgende mit zitternder Hand geschriebenen Worte enthielt: „Lebt, arme Kinder, für Eure unglückliche Mutter." — „Was ist aus meinem Vater geworden?" rief Montpensier. Und mit der Antwort: „Ihr habt keinen mehr!" war der herbe Schlag geführt, der die jugendlichen Gemüther so erschütterte, daß es lange dauerte, bis sie sich fassen konnten. Der Herzog war ihnen stets ein freundlicher und liebreicher Vater gewesen. Nach dem neunten Thermidor wurde das Schicksal der Gefangenen gemildert. Sie empfingen Briefe von ihrer Mutter und ein wenig Geld; auch durften sie im Fort herumgehen und Mitgefangene besuchen. Begreiflicherweise aber konnten die Prinzen, bei dem unbezwungenen Jugendmuthe, nur die endliche Befreiung vor Augen haben; daß sie nicht daran verzweifelten, diese unter gegebenen Umständen zu erlangen, erhielt ihnen allein die Kraft, ihr Schicksal zu ertragen. Da sie nun auch weiterhin Zeugen davon wurden, wie die Selbstrache in den Zeiten der Regierungslosigkeit verfährt, indem unter ihren Augen Parteimänner ins Gefängniß eindrangen, und, ohne zwar die Prinzen irgend zu verletzen, diejenigen

ermordeten, an denen, ihrer Meinung nach, die öffentliche Gerechtigkeit durch Zögerung zur Mitschuldigen werden wollte, so erkannten sie die Wirkungen der Schreckensregierung, gegen welche ihre Haft allein sie schützte. Um so natürlicher war der Wunsch, sich nicht blos der Haft, sondern auch damit allen andern Gefahren zu entziehen. Endlich gelang es durch eine vertraute Person, eine Uebereinkunft zu treffen mit dem Capitain eines Schiffes, das nach Livorno segelfertig lag, und der die Prinzen aufnehmen wollte. Am 18. Nov. 1795 gegen sechs Uhr Abends verließ Graf Beaujolais zuerst das Zimmer. Schon seit längerer Zeit war man gewöhnt, die Prinzen frei herumgehen, und auch wohl ihre Spaziergänge bis an die äußersten Posten ausdehnen zu sehen. Der Graf kam glücklich an allen Schildwachen vorbei bis in den Hafen, wo er, der Abrede gemäß, seinen Bruder erwarten, oder, wenn er längere Zeit ausbleiben sollte, ihm an den Gefängnißthurm einen Kahn schicken sollte. Fünf Minuten später verließ Montpensier seine Wohnung, kam eben so glücklich und unbeobachtet an der vierten Schildwache vorbei, und überschritt gerade die Brücke, als der von der Stadt zurückkehrende Commandant ihm entgegen trat. Diesem sagte er, er wolle heute das Theater besuchen, was er bereits einigemal ohne Vorwissen des Commandanten gethan; er mußte aber, von Wache begleitet, auf sein Zimmer gehen. In Verzweiflung darüber, die verabredete und schon in Ausführung begriffene Gelegenheit zu verfehlen, begeistert von dem unwiderstehlichen Drang nach Freiheit, deren Vorgefühl alle seine Nerven durchzitterte, bereitet er schnell einen Strick, befestigt ihn an seinem Fenster und schwingt sich hinaus. Die Prinzen bewohnten einen Thurm, der vom Meere bespült wird; die Höhe bis zum Wasserspiegel betrug über sechzig Fuß. Kaum war Montpensier über die Hälfte dieser Höhe herabgekommen, als der Strick riß und der Unglückliche herabstürzte. Als er nach langer Bewußtlosigkeit wieder die Augen öffnete, trafen sie die Strahlen des hellschimmernden Monds; er lag auf dem Meeressande, mit dem halben Körper im Wasser. Da er einsah, daß kein Kahn gekommen war, um ihn abzuholen, faßte er schnell den Entschluß, über den Hafen zu

schwimmen. Er empfand einen heftigen Schmerz bei der ersten Bewegung, kaum konnte er einige Armlängen schwimmend zurücklegen und eine schwere Kette ergreifen, die glücklicherweise da über einen Theil des Hafens gespannt war, als er, auf dieser Kette mühsam sitzend, sich überzeugen mußte, daß er beim Falle vom Thurm das Bein gebrochen hatte. Zwei tödtlich lange Stunden brachte der unglückliche Prinz auf dieser Kette zu, die etwa anderthalb Fuß unter dem Wasserspiegel fortlief. Während dieser Zeit fuhren sieben Böte mehr oder weniger nahe, aber alle in Sprachweite, vorbei. Vergebens rief der Prinz sie an: „Wir haben keine Zeit“ — oder: „Es ist zu spät“ — war die trostlose Antwort. Gleiche Antwort aber hatte der Graf Beaujolais im Hafen bekommen, so dringend er auch, jeden Preis bietend, die Kahnführer bat, ihn nach dem Thurm zu rudern; denn er ahnte, daß die Flucht seines Bruders gestört oder verhindert worden sey. Schon schwanden Montpensiers Kräfte; wenn er noch einige Minuten hülflos geblieben, hätte er seinen Tod in den Wellen gefunden; da hörte er Ruderschläge, und die Hoffnung belebte seine letzten Anstrengungen, um sich auf der Kette zu erhalten. Endlich brachte das Geschick einen Menschen, der auch menschlich fühlte. Der Bootsmann näherte sich der Stelle, von wo aus er einen schwachen Hülferuf ertönen hörte, hob den fast sterbenden Prinzen in seinen Kahn und brachte ihn im Hafen ans Land. Als man ihn in ein nahe liegendes Haus trug, wurde er erkannt. Sogleich kamen Polizeicommissäre, und erhöhten die Pein, welche er empfand, durch die Qualen eines Verhörs. Beaujolais stellte sich selbst, sobald er das Schicksal seines Bruders erfuhr. Der Herzog von Montpensier genaß glücklich. Seitdem der General Willot in Marseille den Befehl führte, wurden die Prinzen mit großer Achtung behandelt, und nachdem das Directorium die Abreise ihres ältesten Bruders von Europa als Bedingung ihrer Freigebung gestellt hatte, durften sie im Hause des amerikanischen Consuls Herrn Cathalan sich aufhalten. Nach dreijähriger Gefangenschaft konnten die schwergeprüften Prinzen sich endlich am Genusse des freien Lebens erfreuen. Nachdem das Directorium officiell in Kenntniß gesetzt war von der in Hamburg am 24. September 1796 erfolgten Einschiffung des

Herzogs von Orleans, wurden Befehle ertheilt zur Abreise des Herzogs von Montpensier und des Grafen von Beaujolais nach Amerika. Im November 1796 gingen sie an Bord des schwedischen Kauffartheifahrers „Jupiter“. Achtzig amerikanische Seeleute, die in Algier aus der Gefangenschaft losgekauft waren, machten die Ueberfahrt mit diesem Schiffe. Widrige Winde hielten sie dreiundzwanzig Tage im Mittelmeer auf; sie mußten in Gibraltar anlegen, ehe sie in den atlantischen Ocean hinaussteuern konnten. Nach einer sehr beschwerlichen Fahrt, von im Ganzen dreiundneunzig Tagen von Marseille aus, kamen die Prinzen nach Philadelphia, wo ihr Bruder, der Herzog von Orleans, sehnlichst ihrer Ankunft harrte. Da die drei erlauchten Brüder, von jetzt an bis zum Tode der beiden jüngeren, ununterbrochen vereinigt waren, so finden die ferneren Ereignisse, welche den Herzog von Montpensier und den Grafen von Beaujolais betreffen, ihre geeignete Stelle in der Lebensdarstellung des Königs der Franzosen.

Wir beschließen diese Einleitung mit einer kurzen Andeutung von der Geschichte der Nebenzweige des Hauses Orleans-Valois, welche von dem Grafen Dunois abstammen, der ein legitimirter Sohn des Herzogs Ludwig von Orleans war.

Nebenzweige des Hauses Orleans-Valois.

Die Häuser Longueville und Rothelin.

Der zweite Sohn Carl des Fünften, Königs von Frankreich, Ludwig, Herzog von Orleans, hinterließ, außer seinen rechtmäßig gebornen Kindern, auch einen unehelichen Sohn. Yolantha, sonst Mariette d'Enghien, war verheirathet mit dem Kammerherrn des Herzogs von Orleans, dem piccardischen Ritter Albert le Flamenc auf Cany. Der Sohn aber, den Yolantha am 23. November 1402 geboren, stammte vom Herzog Ludwig, und war der nachher so berühmte Bastard von Orleans. Dieß erkannte sowohl der Herzog von Orleans als auch die Herzogin an, die ihn sehr liebte und ihn mit ihren Kindern erziehen ließ; sie sagte von ihm: „Jean m'a été dérobé" und verkündete, daß er ein Held werden würde. Selbst nachdem er legitimirt worden, führte er in Urkunden die Bezeichnung „Bastard von Orleans" und von seinen Zeitgenossen wurde er nie anders genannt. Man wollte den Johann von Orleans für den geistlichen Stand erziehen, aber er lief fort, um Kriegsdienste zu suchen, die er auch bald fand. Es dauerte nicht lange, so stand der schöne, kräftige Jüngling an der Spitze eines Banners. Nachdem er in königliche Dienste getreten war, zeichnete er sich so sehr durch Tapferkeit und ritterlichen Sinn aus, daß er schnell in Gunst und Würde stieg, wie er auch mit wichtigen Besitzungen belehnt wurde. Im Jahre 1424 finden wir ihn als Graf von Mortaing, Vicomte

von St. Sauveur, Hüter und Hauptmann der Abtei wie der Festung des Berges St. Michel, der bekanntlich ganz vereinzelt an der Küste der Normandie liegt, und nur bei Ebbe mit dem festen Lande zusammenhängt, während der Flut aber ganz von der See umgeben ist. Er verlor jedoch bei einer vorübergehenden Ungnade die Hauptmannschaft von St. Michel. Durch eine Schenkungs-Urkunde seines Bruders, des Herzogs Carl von Orleans aus Calais 1439, die 1446 vom König bestätigt wurde, bekam Johann die Grafschaften Chateaudun und Dunois, so wie die Castellaneien Freteval, La-Ferté-Villeneuil, Marchenoir und Chateau-Regnault. Als Belohnung für den unter den schwierigsten Umständen und mit außerordentlicher Tapferkeit ausgeführten Entsatz von Dieppe bekam er 1443 die Grafschaft Longueville, die später zu einem Herzogthum erhoben wurde, wogegen er Mortaing zurückgab. Er führte von 1439 an immer den Titel eines Grafen von Dunois. Seine erste größere Waffenthat war bei Montargis, das von den Engländern unter Warwick, Suffolk und La Pole belagert wurde. Er hatte nur den Auftrag, Lebensmittel in die Stadt zu führen, zugleich aber griff er die Engländer in ihren Schanzen an und erfocht einen vollständigen Sieg. Bekannt ist der rühmliche Antheil, den er vom October 1428 an genommen an der Befreiung der Stadt Orleans. Im Verein mit La Hire warf er sich an der Spitze von achthundert Mann in die Stadt. Seine unermüdlichen Ausfälle hinderten lange die Engländer daran, Orleans vollständig einzuschließen. Als Dunois in Verbindung mit dem Grafen Clermont eine Zufuhr, welche Fastolf den Engländern brachte, aufheben wollte, erlitten die Franzosen zwar eine Niederlage, Dunois, obwohl verwundet, sammelte indeß die Flüchtigen und führte sie in die Stadt zurück. Als vom April 1429 an die Jungfrau in Orleans erschienen war, kämpfte der Bastard stets an ihrer Seite, bis die Engländer aus allen ihren Schanzen getrieben wurden und die Stadt befreit war. Dunois nahm Chartres, befreite Lagny und hatte später den ruhmvollsten Antheil an der Befreiung von Paris und der Einnahme von Montereau. Bei dem Einzug des Königs in Paris, am 12. November 1437, führte Dunois achthundert Lanzen. Nachher

war er einer der Abgeordneten bei den Friedensunterhandlungen in Oye. Der Unmuth, den er darüber empfand, daß er unter den Befehlen des Connetable stehen sollte, verleitete ihn, an der von La Tremouille angezettelten Verschwörung, die Praguerie genannt, Theil zu nehmen; er wurde indessen bald wieder mit dem Hofe versöhnt. Ein Tractat von 1446 zwischen den Königen Carl dem Siebenten von Frankreich und Heinrich dem Sechsten von England nennt Dunois des Königs Oheim und einen sehr hohen und mächtigen Fürsten. Im Jahre 1447 wurde er als Gesandter des Königs nach England geschickt. Nachdem er, ohne den Frieden erreicht zu haben, nach Frankreich zurückgekommen war, nahm er den Oberbefehl in der Normandie. Nach einer Reihe von Belagerungen und Gefechten, unter denen die Einnahmen von Rouen und Caen besonders hervortreten, ward die Normandie von 1449 bis 1450 gänzlich von Feinden befreit. Im folgenden Jahre bekam er den Oberbefehl in der Provinz Guienne. Hier nahm er Blaye mit Sturm, hielt seinen Einzug in Bordeaux und schritt, nachdem er viele Städte genommen, zur Belagerung von Bayonne, das sich ergeben mußte. Nachdem Ludwig der Eilfte den Thron bestiegen, nahm Dunois Besitz von Genua, das sich Frankreich ergeben, und 1463 wurde er zum Statthalter in Savona ernannt. Bald darauf nahm der eifersüchtige und mißtrauische Ludwig ihm alle seine Aemter, und darum trat er auch dem Bunde, genannt „für das gemeine Wohl“, gegen den König bei. Dunois Güter wurden mit Beschlag belegt, ihm aber nach dem Vertrage in St. Maur 1465 wieder zurückgegeben. Er empfing bald Beweise von des Königs Gunst, der ihn im folgenden Jahre zum Präsidenten des Rathes für das Justizwesen ernannte, und seinen Sohn und Nachfolger Franz mit der Prinzessin Agnes von Savoyen, einer Schwester der Königin von Frankreich, vermählte. Johann von Dunois starb 1468 zu Lay bei Bourg-la-Reine.

Sein zweiter Sohn Franz wurde, nachdem der ältere Bruder unvermählt gestorben, Graf von Dunois und Longueville. Er war der vertrauteste Rathgeber und Freund des Herzogs von Orleans, nachmaligen König Ludwigs des Zwölften. Durch das Testament

seiner Muhme, Johanna von Harcourt, bekam er mit mehreren Herrschaften auch die Grafschaft Tancarville und die Baronie Montgommery. Sein Sohn Franz der Zweite folgte König Carl dem Achten und König Ludwig dem Zwölften in ihren italienischen Feldzügen. Zu seinen Gunsten wurde die Grafschaft Longueville mit den zuständigen Herrschaften zu einem Herzogthum erhoben, das aber beim Aussterben des Mannsstammes wieder an die Krone fallen sollte. Sein zweiter Sohn, der, ehe er zur Regierung kam, Marquis von Rothelin hieß, wurde in der Spornenschlacht gefangen, und von den Engländern nur gegen Bezahlung eines starken Lösegeldes frei gegeben. Er hatte sich vermählt mit der Prinzessin Johanna, einer Tochter des Markgrafen Philipp von Hochberg und der Prinzessin Maria von Savoyen, und mit ihr eine große Anzahl von hochburgundischen Herrschaften, und die souveräne Grafschaft Neufchatel erhalten. Durch diese Heirath bekam er auch Ansprüche an die Reichsherrschaften Sausenberg, Badenweiler und Rötheln, das die Franzosen Rothelin nannten; sie wurden ihm indessen durch einen früheren Erbvertrag streitig gemacht, und er mußte Proceß darum beginnen. Zwei Söhne von ihm wurden hinter einander Herzöge von Longueville. Der letzte hinterließ zwei Söhne, die beide in der Regierung folgten, ohne Nachkommenschaft zu haben. Der fünfte Sohn Ludwigs, bei den Geschichtschreibern immer nur als Marquis von Rothelin bekannt, starb vor seinem Neffen Franz dem Dritten von Longueville. Er war mit Jacobina von Rohan vermählt und hatte von ihr eine Tochter und einen Sohn. Die Tochter heirathete einen Prinzen von Condé; sie brachte mehrere Herrschaften von ihrer Mitgift auf ihre Kinder, die Grafen von Soissons. Der Sohn, Leonor, wurde nach dem 1551 erfolgten Tode seines Vetters, Franz des Dritten, Herzog von Longueville und Estouteville, Graf von Dunois und Neufchatel, Marquis von Rothelin, und Großkämmerer von Frankreich. Sein Vater hatte aber auch noch einen natürlichen Sohn hinterlassen, der Bastard von Rothelin genannt. Von ihm stammten die Marquis von Rothelin ab. Herzog Leonor wurde bei St. Quentin von den Spaniern gefangen, und focht bei Montcontour gegen die Hugenotten. Er

erreichte die Gleichstellung seines Hauses mit den königlichen Prinzen. König Carl der Neunte von Frankreich nämlich erließ im Jahre 1571 in dieser Beziehung zwei Urkunden. Die eine erklärt auf das Zeugniß der Prinzen vom königlichen Hause und mehrerer Großen des Reichs: da die Vorältern des Herzogs von Longueville, als Abkömmlinge des Hauses Orleans, stets für Prinzen von königlichem Geblüt gehalten worden sind, so soll der Herzog von Longueville und seine rechtmäßigen Nachkommen stets den Rang nehmen, unmittelbar nach den Prinzen des königlichen Hauses. In der zweiten Urkunde erklärt der König, daß sein Vetter, Herzog Leonor von Longueville und seine Nachkommen, als Prinzen des königlichen Hauses zu betrachten seyen. Beide Urkunden wurden als gültig betrachtet, obwohl sie nicht einregistrirt worden sind. Herzog Leonor starb zu Blois 1573. Mit seiner Gemahlin hatte er eine Menge bedeutender Herrschaften, namentlich auch das Herzogthum Estouteville, bekommen. Sie hieß Maria von Bourbon und war eine Tochter des Grafen von St. Paul und der Herzogin Adriana von Estouteville; ehe sie dem Herzog von Longueville die Hand reichte, war sie mit dem Grafen von Soissons und nach seinem Tode mit dem Herzog von Cleve-Nevers vermählt gewesen. Die verwittwete Herzogin Maria war eine sorgsame Vormünderin ihrer Kinder. Sie beendete den Proceß, der seit achtzig Jahren vor dem Reichskammergericht schwebte; der Rath von Bern wurde als schiedsrichterliche Instanz anerkannt und nach seinem Spruche entsagte das Haus Longueville allen Rechten an die hochbergischen Reichsherrschaften Rötheln, Sausenberg und Badenweiler, empfing dagegen von Baden eine Entschädigung von zweimalhundert und fünfzigtausend Goldgulden. Von den Söhnen des Herzogs Leonor starb einer als Kind. Franz, Herzog von Fronsac und Graf von St. Paul, übte bei der Krönung Heinrich des Vierten das Amt eines Großmeisters von Frankreich. Von den Töchtern nahmen zwei den Schleier. Catharina, Demoiselle von Longueville, stiftete die Nonnenklöster der Carmeliterinnen in der Vorstadt St. Jacques, und der Benedictinerinnen du petit Montmartre in der Vorstadt St. Honoré in Paris. Antoinette, als Wittwe Carls von Gondy, wurde

Nonne der Feuillantinerinnen in Toulouse. Sie begründete die Congregation von Notre Dame du Calvaire nach der strengsten Regel des heiligen Benedictus, und gründete darnach ein Kloster zu Poitiers.

Leonor's ältester Sohn Heinrich wurde Herzog von Longueville. Er kämpfte in den Kriegen der Ligue, war auch ein tapferer Feldobrist Heinrich des Vierten und starb 1595, nur siebenundzwanzig Jahre alt, an einer Wunde zu Amiens. Er war vermählt mit einer Prinzessin von Gonzaga-Cleve.

Dessen Sohn Heinrich, Herzog von Longueville, trat in der Besprechung zu Fleury 1626 der Vereinigung gegen den Cardinal Richelieu bei. Er war ein kühner und umsichtiger Heerführer, befehligte mit Erfolg gegen die Spanier wie gegen die Lothringer. Nachher führte er ein Heer in Piemont, kam von da nach Elsaß, nahm Lauffenburg, Bingen, Neustadt an der Hardt u. s. w. Er kam darauf wieder nach Italien, wo er seine Anwesenheit durch die Einnahme von Tortona bemerkbar machte. Bei der Eröffnung der Friedensunterhandlungen 1645 in Münster, zur Beendigung des dreißigjährigen Kriegs, wurde Longueville an die Spitze der Gesandtschaft gestellt. Hauptsächlich sollte er mit seinem vornehmen und berühmten Namen der eigentlichen Führung der Geschäfte Eingang verschaffen, die Servien besorgte, dem die Geheimvorschrift allein mitgetheilt war. Voll Verdruß über den ihm erwiesenen Mangel an Vertrauen zog er sich bald von der Gesandtschaft zurück. Obwohl lebhaft angegangen von seinen Schwägern, den Prinzen Condé und Conti, wollte er dennoch in der Fronde keinen unmittelbaren Antheil nehmen, sondern nur von seiner Statthalterschaft in der Normandie aus die Plane der Mißvergnügten nach Umständen fördern. Er wurde 1650 mit Condé und Conti gefangen und erst 1651 freigegeben. Seitdem befaßte er sich nicht mehr mit politischen Parteibestrebungen. Ludwig der Vierzehnte erneute und bestätigte die von Carl dem Neunten gegebene Anerkennung des Hauses Longueville mit Rang und Rechten der Prinzen vom königlichen Hause. Herzog Heinrich starb zu Rouen 1663. Seine erste Gemahlin, Louise von Bourbon, war eine Tochter des Grafen von Soissons. In zweiter Ehe heirathete

er die schöne Prinzessin Anna Genovefa von Bourbon-Condé. Die Fronde eröffnete ihrer Lust an Abenteuern einen erwünschten Schauplatz und sie zögerte nicht, eine Rolle darin zu nehmen. Sie war aber nicht zuverläßiger in der Politik, als in der Liebe. Gleich nach den Barricaden stellte sie sich an die Spitze der Mißvergnügten. Sie bewarb sich eifrig um die Gunst des Volkes, schenkte die ihrige dem Prinzen von Marsillac, und beiden zu Gefallen nahm sie ihre Wohnung im Pariser Stadthause. In ihrem Ankleidezimmer hielten die Parteiführer Besprechungen, in denen sie den Vorsitz führte. Im Pariser Stadthause versammelte die Herzogin während der Blokade die Helden des Bürgerkriegs aus allen Ständen, zeigte gleichen Eifer in Berathungen, wie bei Lustbarkeiten, zettelte Verschwörungen an, und gebar einen Prinzen, den der Schultheiß der Kaufmannschaft und die Schöffen von Paris über die Taufe hielten. Als Condé, Conti und Longueville am 18. Januar 1650 der Einladung nach dem Palais-Royal Folge leisteten und dort gefangen genommen wurden, ging die Herzogin nicht in die Falle, sondern entfloh mit Hülfe der Herzogin von Enghien nach der Normandie. In der Erwartung getäuscht, diese Provinz für ihre Pläne zu gewinnen, mußte sie sich verbergen, irrte in Verkleidungen an der Küste herum, und fand erst nach manchem Abenteuer ein englisches Schiff, das sie nach Rotterdam brachte. In Brüssel ließ sie ein Manifest gegen den französischen Hof drucken, und ging nach Stenay, wo sie Turenne umstrickte, dessen Hauptquartier nun der Ausgangspunkt für Unterhandlungen wurde, um durch Vereinigung des Marschalls mit den Mißvergnügten, und von Spanien unterstützt, die Freilassung der Prinzen zu erzwingen. Die Prinzen wurden freigegeben. Die Herzogin von Longueville kam nach Frankreich, wo sie, sogar vom Hofe, mit Auszeichnung empfangen wurde. Als ihr Bruder Condé auf's Neue mit der Königin zerfiel, folgte sie ihm nach Bourges, wo sich aber bald unter den Führern Uneinigkeit kund gab. Auf einmal zog die Herzogin sich zurück aus diesem wilden Treiben und begab sich nach Moulins. Hier lebte ihre Tante, Maria Felicitas Orsini, Wittwe des Herzogs von Montmorency, der nach der verlornen Schlacht bei

Castelnaudari und Gastons von Orleans Verrath 1632 zu Toulouse hingerichtet worden war. Der Umgang mit dieser tugendhaften Frau bewirkte eine gänzliche Umwandlung in den Gesinnungen der Herzogin von Longueville. Von nun an wurde sie ein Muster ihres Geschlechts und ihres Standes. Nach dem Tode ihres Gemahls zog sie sich von der Welt zurück. Während sie die Erziehung ihrer Söhne überwachte, die im Hôtel d'Epernon in Paris lebten, wohnte sie selbst bei den Carmeliterinnen. Nachher nahm sie ihren bleibenden Aufenthalt bei den Nonnen in Port-royal-des-champs, wo sie 1679 starb, nach einer Buße von siebenundzwanzig Jahren. Im Getümmel der Fronde, wo sie durch Schönheit, Geist und Muth glänzte, wie in der Zurückgezogenheit des Port-royal im Umgange mit den frommen Jansenisten Arnauld, Nicole, de Sacy, war die Herzogin eine höchst interessante Erscheinung ihrer Zeit.

Mit den Söhnen des Herzogs Heinrich des Zweiten starb das Haus Longueville-Orleans aus. Mit seiner ersten Gemahlin, Louise Bourbon-Soissons, hatte er drei Kinder. Die beiden Söhne starben als Kinder. Die Tochter, Maria von Orleans, Demoiselle von Longueville, die den Herzog Heinrich von Savoyen-Nemours geheirathet und früh Wittwe geworden war, erbte nach ihrer Brüder Tode die lehenfreien Güter ihres väterlichen Hauses, unter denen besonders den Antheil vom Fürstenthum Neufchatel, die Grafschaften Dunois, Tancarville und Gournay. Sie starb kinderlos in Paris 1707. Ihre Besitzungen, mit Ausnahme von Neufchatel, erbte Louise Léontine Jacobine, Herzogin von Luines, geborne Prinzessin von Bourbon-Soissons. Aber auch aus der zweiten Ehe des Herzogs Heinrich mit Anna von Bourbon-Condé kamen keine Erben der Lehensherrschaft und der damit verbundenen Titel und Rechte, welche diese auf Nachkommen fortpflanzen konnten. Die aus dieser Ehe stammenden Töchter nämlich starben früh. Von den beiden Söhnen war der ältere Priester geworden. Der jüngere Prinz, Carl Paris, der auf dem Pariser Stadthause geboren war, führte, so lange sein Vater lebte, den Titel eines Grafen von St. Paul, nach dessen Tode aber (1663) wurde er Herzog von Longueville. Er war bei des Königs Heer

in den Feldzügen in den Niederlanden und in Franche=Comté. Nach dem Frieden von Aachen (2. Mai 1668) ging er mit dem Herzog von Rouannez zu Schiffe, um dem bedrängten Candia zu Hülfe zu kommen. Er befehligte auf diesem Zuge eine Brigade und zeigte große Tapferkeit. Man unterhandelte für Longueville in Polen, wo er als Nachfolger des Königs Michael Wisnowiecky, dessen Absetzung eine mächtige Partei beschlossen, von Sobiesky vorgeschlagen worden, als er 1672 bei dem bekannten Rheinübergang am Tollhuys getödtet wurde mit vielen andern Edelleuten, die sich zu weit gegen die Holländer vor wagten. Er war nicht vermählt, hatte aber mit Magdalena d'Angennes de la Loupe, Marschallin von La Ferté, einen natürlichen Sohn, Chevalier von Longueville genannt, der 1688 bei Philippsburg getödtet wurde. Herzog Heinrich hatte auch eine natürliche Tochter, die als Aebtissin von Maubuisson starb. Der ältere Bruder von Carl Paris, der in den Priesterstand getreten und gemeiniglich der Abbé d'Orleans genannt wurde, überlebte ihn; allein er war als geistesschwach in der Abtei St. Georges bei Rouen eingesperrt, wo er 1694 starb. Er war der letzte männliche und rechtmäßige Abkömmling vom Bastard von Orleans, und mit ihm starb die Linie Longueville=Orleans aus. Das Herzogthum Longueville, wie auch Parthenay, wurden als Kronslehen eingezogen. Die lehenfreien Güter waren, wie schon bemerkt, durch die Herzogin von Savoyen=Nemours an die Herzogin von Luines übergegangen.

Der Vater des Herzogs Leonor von Longueville, Franz von Orleans, Marquis von Rothelin, hatte, außer seinen rechtmäßigen Kindern, die zum Hause Longueville gehörten, auch einen natürlichen Sohn mit Francisca Blosset. Dieser war Franz, der Bastard von Rothelin. Sein Bruder, der Herzog Leonor, gab ihm die Herrschaften Varenguebec und Neaufle, und er wurde Stammvater des Hauses Rothelin. Er war Kammerherr und Gouverneur von Verneuil und starb 1600. Sein Sohn Leonor starb als Generallieutenant der Artillerie bei der Belagerung von Rochelle 1628. Sein Bruder Heinrich, Marquis von Rothelin, Baron von Varenguebec, Neaufle und Hugueville, heirathete Catharine von Lomenie. Sein

jüngerer Sohn, Franz, Graf von Rothelin, Malteserritter, war Mestre de Camp eines deutschen Reiterregiments. Der ältere Sohn, Heinrich August von Orleans, Marquis von Rothelin, Baron von Varenguebec, Neausle und Hugueville, Gouverneur von Rheims, setzte die ältere Linie Rothelin fort. Dessen Sohn, Heinrich von Rothelin und Graf von Moucy, starb 1691 in dem Gefecht bei Leuze. Sein jüngster Sohn, Carl, Abbé von Rothelin, begleitete den Cardinal Polignac 1724 zum Conclave, und legte in Rom den Grund zu einer der reichsten Münzsammlungen, die je von Privatpersonen angeschafft wurden. Er lebte ganz den Wissenschaften, schrieb Latein und Italienisch mit ungewöhnlicher Reinheit, wie nicht minder seine Muttersprache. Er war Mitglied der Akademie der Inschriften und der französischen Akademie, die ihn mit der Durchsicht ihres berühmten Wörterbuchs beauftragte. Er starb 1744. Der ältere Bruder des Abbé war Majoratsherr. Alexander, Marquis von Rothelin, Graf von Moucy, Herr von Feroles, Herbaut und Chey, diente in der Armee, wurde 1734 Maréchal de Camp und 1748 Generallieutenant. Mit ihm starb im Jahre 1764 der letzte Abkömmling von Dunois, und der letzte Mann von dem gesammten Hause der Valesen. Er hinterließ nur Töchter. Die älteste, Maria Henriette, Charlotte, Dorothea von Orleans-Rothelin, wurde vermählt mit Carl Julius Armand, Fürst von Rohan-Rochefort.

Alle Familien, die von ehemaligen Herzogen von Orleans abstammten, waren demnach ausgestorben, und der Name Orleans blühte nur fort in der jüngeren Linie der Bourbonen, die jetzt den französischen Thron bestiegen hat.

Ludwig Philipp.

Ludwig Philipp,

Herzog von Valois.

Ludwig Philipp ist geboren zu Paris im Palais-Royal am 6. October 1773. Bei seiner Geburt erhielt er vorerst nur die vorläufige Taufe; die feierliche Taufe eines Prinzen vom Geblüt, nach der Etikette des französischen Hofes, fand erst statt, als der Prinz im zwölften Jahre war. Da bei seiner Geburt sein Großvater, der Herzog von Orleans, noch lebte, so war, nach dem Herkommen im orleanischen Hause, sein Vater, Ludwig Philipp Joseph, noch Herzog von Chartres, und Ludwig Philipp bekam den Titel eines Herzogs von Valois.

Die Sorge für die erste Kindheit des Herzogs von Valois, welche die Herzogin von Chartres mit mütterlicher Zärtlichkeit überwachte, war der besonderen Obhut der Marquise von Rochambault anvertraut, welche die erste Gouvernante des Herzogs von Valois, und seines am 3. Juli 1775 gebornen Bruders, des Herzogs von Montpensier, war, bis zum fünften Jahre ihres Alters. Während dieser Zeit war Madame Desrois ihre Untergouvernante.

Als der Herzog von Valois fünf Jahre alt war, bekam er einen Gouverneur. Dieser war der Ritter von Bonnard, der als Artillerie-Offizier mit Auszeichnung gedient hatte. Er war ein Mann vom besten Anstande, sehr gebildet, und ohne Zweifel von dem besten Willen beseelt, das Wohl seiner Zöglinge zu fördern, und ihnen eine ihrem Stande angemessene Erziehung zu geben. Es scheint indessen,

daß er in Beziehung auf den für einen Prinzen nothwendigen Bildungsgrad eine etwas genügsame Ansicht gehabt habe. Jedenfalls aber finden wir, daß er sich nicht ausschließend seinem so wichtigen Berufe gewidmet hat, sondern zu viel Weltmann blieb, um einen ernsten Erziehungsplan zu verfolgen, den Charakter der Prinzen zu studiren und darnach die Methode zu finden, durch welche ihre geistigen und sittlichen Eigenschaften angeregt, berichtigt und mit Erfolg entwickelt werden könnten. Das Erziehungswerk, so aufgefaßt, erfordert eine volle, unbedingte Hingebung, eine unausgesetzte Thätigkeit; es ist ernst und mühsam. Wenn es unter allen Umständen die Pflicht eines Erziehers ist, seine Aufgabe in diesem Sinne zu verstehen und mit voller Gewissenhaftigkeit auszuführen, so wird seine Verantwortlichkeit um so größer, wenn Prinzen ihm anvertraut sind, deren Geburt ihnen eine Stellung in der Gesellschaft anweist, die nothwendigerweise einen entschiedenen Einfluß auf das Schicksal vieler Menschen und Familien üben muß. Herr von Bonnard konnte allerdings nicht ahnen, daß er der Erziehung eines künftigen Königs vorstand, aber wenn die Verhältnisse auch geblieben wären, wie sie sich damals darstellten, so war der Wirkungskreis eines Herzogs von Orleans in Frankreich immer von großer Bedeutung, selbst wenn er sich nie über den Bereich seines mächtigen Hauses ausgedehnt hätte. Allerdings sorgte er im Allgemeinen für das Gedeihen seiner Zöglinge, ohne daß man ihm einen besonderen Vorwurf hätte machen können; aber er ließ den Schlendrian einer gewöhnlichen Prinzen-Erziehung bestehen. Unmittelbar schädliche äußere Einflüsse wurden abgehalten, regelmäßiger Unterricht wurde ertheilt, aber in der ganzen Behandlung war kein Trieb, kein Aufschwung, keine Liebe. Herr von Bonnard verließ sich größtentheils auf den Abbé Guyot, welcher als Lehrer der Prinzen angestellt war. Der Abbé hatte formelle Gelehrtenbildung, jedoch ohne viel Geist oder Menschenkenntniß. Er hatte durchaus nicht die Fähigkeit, den Gouverneur zu ersetzen in Durchführung eines festen Erziehungsplans. Die Folge davon war, daß ein ziemlich planloser Unterricht läßig ertheilt wurde, und die Stunden nicht einmal vollständig eingehalten werden konnten, weil

man jeden Entschuldigungsgrund gelten ließ, der nur zu leicht vorgebracht wird, wenn der Lehrer es nicht versteht, seinen Schülern Lust und Liebe zur Arbeit einzuflößen. Nach dreijährigem Unterrichte wußte der Herzog von Valois nur sehr wenig für sein Alter. Er war täglich im Lateinischen und Englischen geübt worden, und dennoch hatte er nur eine dürftige Kenntniß von beiden Sprachen. Von der Geschichte kannte er nur einzelne Theile, und diese oberflächlich und ohne allen Zusammenhang; nicht viel besser war es mit der Mythologie bestellt. Er schrieb das Französische fehlerhaft und ohne Entwickelung und Fluß im Styl. Man hatte Racine und Lafontaine mit ihm gelesen, allein die Bekanntschaft mit diesen Meisterwerken hatte natürlicherweise das Denkvermögen nur in geringem Grade geweckt, weil das Verständniß jener Schriftsteller damals noch über die Begrifffähigkeit des Prinzen lag. Das war allerdings ein höchst unvollkommenes Ergebniß, besonders wenn man bedenkt, daß es sich hier um einen achtjährigen Knaben handelt, der, wie sich bald auswies, so äußerst glückliche Naturanlagen hatte. Dazu kam, daß der erste Kammerdiener einen Einfluß auf die Erziehung des Herzogs und seines Bruders bekommen hatte, der, bei aller guten Absicht des Mannes, schädlich geworden war. Sie waren verzärtelt und furchtsam, konnten nicht die geringste Anstrengung vertragen, und da sie nie einen festen und entschiedenen Willen vorfanden bei den Personen, unter deren Aufsicht sie gestellt waren, so mußte eine moralische und physische Verweichlichung die unausbleibliche Folge davon seyn. Der Herzog von Valois fürchtete sich vor den unschuldigsten Dingen, besonders vor Hunden, und bei dem geringsten Stoß oder einer unbedeutenden Verletzung brach er in Thränen aus. Er, der bei einer zweckmäßigen Erziehung ein so kraftvoller und furchtloser Jüngling, und später, allerdings in der strengen Schule des Unglücks, ein so charakterfester Mann wurde, war als achtjähriger Knabe durch eine achtlose Erziehung schlaff und kraftlos. Er war sehr geschwätzig, aber seine Lieblingsausdrücke waren gemeiner und niedriger Art, weil er zu viel Gelegenheit gehabt hatte, Leuten zuzuhören, denen sie natürlich sind.

Sein Vater, der Herzog von Chartres, liebte seine Kinder aufrichtig. Seine Lebensweise, voll Wechsel und Geräusch, durchkreuzt von ernsten Absichten und Vergnügungen aller Art, konnte ihm nur wenig Zeit lassen, die Erziehung seiner Söhne mit fortschreitender Beobachtung zu verfolgen. Allein er verlor sie doch nie ganz aus den Augen. Aufmerksam geworden durch das, was er selbst sah, und durch die Besorgnisse seiner Gemahlin, erkannte er bald, daß die Bildung der Prinzen nicht seinem Wunsche gemäß fortschreite, und daß eine durchgreifende Aenderung eintreten müsse, um das Versäumte einzuholen.

Die Gräfin von Genlis, die später Macquise von Sillery wurde, war eine Verwandte der Frau von Montesson, die, wie wir in der Einleitung gesehen, in morganatischer Ehe mit dem Herzog von Orleans, dem Großvater Ludwig Philipps, verbunden war. Auf die Verwendung und nach dem Vorschlage des Herzogs von Orleans war sie Ehrendame der Herzogin von Chartres geworden, so wie auch ihr Gemahl unter den Cavalieren des Herzogs eine Anstellung gefunden hatte. Ihr Geist und ihre gesellschaftlichen Talente hatten ihr früh eine auszeichnende Stellung in der Gesellschaft gegeben, und nachher bekam sie durch ihre Schriften eine weit verbreitete Berühmtheit. Es konnte nicht fehlen, daß eine Frau von ihrer Bedeutung bald einen Einfluß im Palais-Royal erlangen mußte. Spätere Schmähschriften gegen den Herzog von Orleans (damals Herzog von Chartres) und auch solche, die gegen die Gräfin Genlis allein gerichtet sind, haben diesen Einfluß im Sinne der Gegner der orleanischen Familie verdächtigt und ihn aus einem unerlaubten Einverständnisse mit dem Vater hergeleitet, der ihr die Erziehung seiner Kinder anvertraute. Für diese Behauptungen ist jedoch damals kein Beweis geführt, und sie sind später nicht durch irgend eine aufgedeckte Thatsache bekräftigt worden, wogegen die Verdienste der Frau v. Genlis als Erzieherin der Kinder des Herzogs hinlänglich und in jeder Art erwiesen sind. Wir sind daher vollkommen berechtigt, alle diese Anklagen als Verläumdungen zu betrachten, die man nur andeuten darf, um sie als solche zu bezeichnen. Der ungewöhnliche Erfolg

ihrer Erziehung, nicht allein in intellectueller, sondern auch religiöser und sittlicher Beziehung, so wie die laute, oft ausgesprochene Anerkennung ihrer dankbaren Zöglinge vereinigen sich dagegen zu einem unverwerflichen Zeugnisse für sie, das jeden Zweifel beseitigen muß.

Was außerdem in hohem Grade für die Gräfin Genlis spricht, ist nicht allein die Achtung, sondern das unbedingte Vertrauen, welches ihr die tugendhafte Herzogin von Chartres bezeugte. Sie hatte hinreichende Gelegenheit, sich in der Untrüglichkeit des täglichen Umgangs nicht blos von dem Geiste und dem gründlichen Wissen der Gräfin, sondern auch von ihren religiösen Gesinnungen zu überzeugen. Die Herzogin hatte sie im Jahre 1778 zur ersten Gouvernante ihrer eilf Monate vorher, am 3. Juli 1777, gebornen Zwillingstöchter ernannt. Die um eine halbe Stunde ältere dieser Prinzessinnen starb am 1. Februar 1782 am Scharlachfieber. Die zweite, Eugenie Louise Adelheid, Mademoiselle d'Orleans, blieb fortwährend unter der Leitung der Gräfin Genlis, und trennte sich erst im Jahre 1793 von ihr, als sie ihrer Tante, der Prinzessin von Conti, in der Schweiz übergeben wurde. Die Gräfin wollte diesem Vertrauen nicht mit der Halbheit entsprechen, die nur zu oft bei einer vornehmen Erziehung vorkommt, und die sie mit Recht so streng getadelt hatte. Um ihrem ehrenvollen Posten ganz zu entsprechen, um durch keine Rücksicht an der Erfüllung der damit verbundenen Pflichten verhindert zu werden, hatte sie sich ganz vom Hofleben zurückgezogen und den Haushalt der Prinzessinnen nach Belle-Chasse verlegt. Hier bewohnten sie ein Gebäude, das mit dem Kloster in Verbindung stand und in der Clausur lag, ohne daß dafür die Ordensregel bestand, die man also nach Belieben hob oder geltend machte. So nur konnte sie eine ungestörte Ruhe und Abwehr finden gegen die geschäftige Neugier der Müßiggänger und die geräuschvolle Erkundigungssucht der Hofleute.

Schon öfter hatte der Herzog von Chartres mit der Gräfin Genlis gesprochen von der Lauheit, welche sich in der bisherigen Erziehung der Prinzen bemerkbar machte. Es war klar, daß man für die Zukunft nicht viel mehr erwarten konnte; das war aber um so

bedenklicher, da namentlich der Herzog von Valois jetzt in das Alter eintrat, in dem jedes Versäumniß von Bedeutung wird für die höhere Lebensentwickelung. Der Herzog von Chartres äußerte den Wunsch, daß die Gräfin die Erziehung der Prinzen auch übernehmen möge. Dieser Vorschlag schien befremdlich, und mußte um so mehr in Ueberlegung gezogen werden, da es ohne Beispiel war, daß die Erziehung königlicher Prinzen einer Frau anvertraut würde. Die Erziehung der Prinzen vom Geblüt in den ersten Kinderjahren, die mehr als eine Pflege betrachtet werden kann, wurde wohl einer Gouvernante übergeben. Von den Knabenjahren an, gewöhnlich nach dem fünften Jahre, wurde die Erziehung der königlichen Prinzen Männern übertragen, und unter gewöhnlichen Verhältnissen möchte es auch nicht rathsam seyn, einen andern Weg einzuschlagen. Man ernannte einen ersten Gouverneur, einen Untergouverneur und ein Lehrpersonal; Hauskaplan, Leibarzt, und die nöthigen Hausoffiziere und Dienerschaft vervollständigten den Hausstand. Der Posten eines ersten Gouverneurs, der gewöhnlich auch als Obristhofmeister des Hauses der Prinzen während der Erziehungsperiode fungirte, war sehr angesehen, und eine Ernennung dazu fand nie statt, ohne daß die Genehmigung des Königs zuvor eingeholt worden wäre. Wenn die Erziehung der Prinzen vollendet war, bekam der erste Gouverneur der Prinzen vom Geblüt, der stets aus den höheren Adelsfamilien gewählt wurde, außer einem sehr ansehnlichen Rückzugsgehalte, oft noch Anwartschaft auf eine bedeutende Stelle, und gewöhnlich auch das Band des Haus-Ordens vom heiligen Geiste, diesen von allen bourbon'schen Hofcavalieren so ersehnten cordon bleu. Herr v. Bonnard war nicht in dieser Kathegorie eines ersten Gouverneurs, sondern eigentlich ein Untergouverneur. Nun sollte aber kein erster Gouverneur ernannt, und einer Frau die volle Erziehung von Prinzen vom Geblüt übergeben werden. Es war vorauszusehen, daß Hof und Stadt laute Verwunderung, und höchst wahrscheinlich Mißbilligung, äußern würden. Beides blieb denn auch nicht aus, und die Verläumdung gesellte sich dazu; sie ist nur zu häufig die bereitwillige Begleiterin des Erstaunens der Höflinge.

Solche Rücksichten waren nicht geeignet, den Herzog von Chartres von seinem Vorhaben abzuhalten; ja, man könnte annehmen, daß das Ungewöhnliche ihn vielmehr dazu angespornt hätte, wenn er nicht in dieser Angelegenheit von der ernsten Ueberzeugung geleitet worden wäre, daß er durch diese Aenderung das wahre Wohl seiner Kinder begründe. Und in der That war das auch der Fall. Kaum hat irgend ein Entschluß seines Lebens so segensreiche Folgen gehabt.

Nachdem man übereingekommen war, daß die Gräfin Genlis an die Spitze der Erziehung aller herzoglichen Kinder von Orleans gestellt werden sollte, wurde dieser Plan dem König mitgetheilt. Ludwig der Sechzehnte gab ohne Schwierigkeit seine Einwilligung. Hätte er die politischen Ansichten der Frau v. Genlis gekannt, oder vielmehr den Punkt, auf den sie bei der späteren Ueberstürzung der Ereignisse führen sollten — er würde kaum so bereitwillig seine Zustimmung zu dieser Neuerung gegeben haben. Damals aber ahnte noch Niemand, und die Frau v. Genlis so wenig als der König, daß eine Zeit vor der Thüre sey, welche jedem System seine letzte Consequenz abnöthigen, und dadurch jedes gefährlich machen sollte, indem die gewaltsam vorschlagenden Extreme so lange jede Vermittelung unmöglich machten.

Der Herzog und die Herzogin von Chartres übergaben der Gräfin die oberste Leitung der Erziehung der Prinzen und Prinzessinnen von Orleans mit der unbeschränkten Befugniß, diese nach ihrer besten Einsicht einzurichten; sie allein sollte alle im Erziehungshaushalte nach ihrem Ermessen nöthigen Personen, sowohl Lehrer als Diener, anstellen, und Alle sollten ihrem Befehl allein untergeben seyn.

Die Gräfin Genlis übernahm die Prinzen von Orleans am 5. Januar 1782 in St. Cloud. Der Herzog von Valois war damals im neunten Jahre; der Herzog von Montpensier war sechs Jahre und fünf Monate alt; der Graf von Beaujolais stand im dritten Jahre.

Die Gräfin kannte die neue Stellung, die sie übernommen hatte, vollkommen, und beurtheilte die Personen und die Verhältnisse, von denen sie umgeben war, so richtig, daß sie gleich vom Anfange an

darauf bedacht war, ihre Verantwortlichkeit gegen spätere Mißdeutung sicher zu stellen. Sie wußte, daß der Herzog und die Herzogin, ihrer Lage wie ihren Standesverhältnissen nach, nicht fortwährende Zeugen der Erziehung bleiben, ja kaum täglich ihre Kinder sehen konnten, und das um so mehr, da sie ihr ein unbegrenztes Vertrauen schenkten und dadurch eben vollkommen beruhigt waren. Sie wußte, daß die bisherigen Erzieher der Prinzen sehr mißvergnügt waren und seyn mußten über die Mißbilligung ihres Verfahrens, welche die ungewöhnliche Anstellung der Gräfin mit so unbeschränkter Vollmacht deutlich genug aussprach. Sie wußte, daß sie selbst nicht blos beneidet, sondern daß überhaupt der Hof des Palais-Royal beobachtet sey von der nimmer ruhenden Eifersucht und Verdächtigung in Versailles. Sie beschloß daher ein Zeugniß zu schaffen, das unter allen Umständen einen Beweis abgeben konnte für ihr Verfahren, für ihre Anordnungen, und die Art, wie sie ausgeführt wurden. Sie legte ein Tagebuch an, das die umständlichste Nachricht gibt von allen Vorkommenheiten eines jeden Tages, von den Beschäftigungen und dem Verhalten ihrer Zöglinge, sowohl in den Unterrichts- wie in den Mußestunden. Dieses Tagebuch wurde regelmäßig geführt von den Lehrern der Prinzen, Abbé Guyot und Le Brun, und war mit den Bemerkungen der Gräfin und gelegentlichen Beantwortungen der angebrachten Beschwerden und Klagen versehen. Dieses Tagebuch besteht aus eilf Foliobänden. Später wurde die Gräfin genöthigt, zu ihrer Rechtfertigung einen Auszug daraus zu machen, der von ihrer Hand geschrieben und mit den Originalunterschriften der Prinzen versehen ist; der wichtigste Theil davon ist 1791 gedruckt worden.

Auf Buffons Empfehlung war Bonnard durch die Bemühungen der Frau v. Genlis angestellt worden. Er würde sich wohl darin gefunden haben, wenn ein erster Gouverneur ernannt worden wäre, aber da diese Stelle, wenn nicht dem Namen so doch der Befugniß nach, von einer Frau eingenommen wurde, so fühlte er sich sehr verletzt. Er würde sich ohnedieß nicht haben befreunden können mit der strengen und zurückgezogenen Lebensweise, die nun in den Haushalt der Prinzen eingeführt wurde, denn er liebte Vergnügungen und Gesellschaft. Er

zog sich daher zurück, und sehr mißvergnügt, obwohl er Obrist und Ludwigsritter wurde, eine freie, ganz ausgestattete Wohnung und fünfzehnhundert Livres Rückzugsgehalt bekam.

Der Abbé Guyot blieb in seiner Stellung bei den Prinzen. Wie wir schon gesagt haben, war er zwar ein redlicher Mann, aber beschränkt und etwas pedantisch. Er hatte keine Weltbildung, obwohl er dieß glaubte, weil er einmal kurze Zeit hindurch Geschäftsträger in St. Petersburg gewesen war. Er kam gleich in ein sehr gespanntes Verhältniß zu der Frau v. Genlis, was auch bis zu seinem Austritt sich gleich blieb, aber er erfüllte formell seine Pflichten.

Le Brun wurde Lehrer der Mathematik, worin er sehr ausgezeichnet war, so wie auch in der englischen Sprache. Er hatte einen ehrenwerthen Charakter und einen scharfen, natürlichen Verstand. Er war mit Herrn v. Coudray in Amerika gewesen, und hatte mit ihm in der Befreiungsarmee gedient, noch ehe La Fayette dahin kam. Nachher war er Secretär beim Grafen Genlis gewesen. Sein Unterricht war von großem Nutzen für den Herzog von Valois, der unter seiner Leitung ein guter Mathematiker wurde.

Der erste Kammerdiener Prieur verlor zwar den zu weit ausgedehnten Einfluß, den er unter Herrn v. Bonnard gehabt, und trat mehr in sein eigentliches Dienerverhältniß zurück, während er früher fast als Untergouverneur gebraucht worden war; aber er wurde beibehalten.

Le Couppey wurde später Lehrer des Herzogs von Valois im Griechischen. Auf die Empfehlung des päbstlichen Nuntius, Doria, wurde der Abbé Mariottini als Hauskaplan der Prinzen angestellt, wie auch zum Unterricht im Italienischen. Ihm wurde zuerst Graf Beaujolais besonders übertragen. Dieser Mann spielte nachher eine traurige Rolle. Nachdem er der Frau von Genlis eine Liebeserklärung gemacht hatte, mußte er natürlich entfernt werden. Der Nuntius befahl ihm, nach Italien zurückzukehren; er ging aber nach London und gab dort eine Schmähschrift gegen die Genlis aus. Von dort kam er wieder nach Paris, wo er nach einem ausschweifenden Leben im elendesten Zustande in einem Krankenhause starb. Nach seiner Entfernung war der Abbé Famin Hauskaplan geworden.

Mirys, ein Pole, wurde Zeichenlehrer. Er hatte sich der Frau v. Genlis zuerst empfohlen, indem er nach ihrer Angabe historische Gegenstände in kleinen Bildern behandelte, die, mit einer Beschreibung von der Gräfin versehen, im Cabinet der Herzogin von Chartres aufgehängt wurden, und wohl zunächst dazu bestimmt waren, den Kindern Lust an der Geschichte und einige vorläufige Kenntnisse der wichtigsten Punkte davon beizubringen. Wir müssen annehmen, daß Mirys ein tüchtiger Mann in seinem Fache war, denn seine Zöglinge machten die erfreulichsten Fortschritte. Der Herzog von Valois wurde ein sehr guter Zeichner, und der König der Franzosen ist es noch. Der Herzog von Montpensier brachte es in der Malerei fast über den Dilettantismus. Man sieht noch im Palais-Royal mehrere Gemälde von ihm; unter andern: sein erstes Zusammentreffen mit seinem Bruder Beaujolais im Gefängnisse in Marseille — und eine Ansicht vom Niagara, als Erinnerung an seine Reise in Nordamerika. Der Pharmaceut Alyon gab Unterricht in Botanik und Chemie.

Unter der Dienerschaft waren Italiener und Deutsche angestellt, um, wie es die Art der Genlis war, ohne Zeit zu verlieren, bei den kleinen Vorkommnissen des Tages eine nützliche Uebung zu haben. So war in St. Leu ein deutscher Gärtner angenommen, der bei den Spaziergängen der Prinzen im Garten sie begleiten mußte, um an die Erklärung der Bäume, Blumen und Gesträuche eine Sprachübung zu knüpfen.

Betrachten wir diese Erziehung in ihrem ganzen Umfange, in ihrer Richtung und Führung, so war sie, ihrem inneren Gehalte nach wie in ihrer äußeren Entwickelung, eine durchaus praktische. Sittlichkeit, auf einer religiösen und intellectuellen Grundlage, als Gebot der Religion und Bedingung der Veredlung der Menschheit und des einzelnen Individuums, war der belebende Geist in allen Entwickelungen und Erklärungen des Daseyns, in seiner höheren Bedeutung, wie in seiner Ausprägung im kleinen Tagesleben, von dessen scheinbaren Zufälligkeiten immer auf die Idee der Sittlichkeit als auf einen untrüglichen Führer im Leben hingewiesen wurde. Die Religion wurde

genommen als ein festes, unwandelbares Gesetz, dessen Wesenheit, erhaben über jede Deutung, unerreichbar ist für jede zweifelnde Erklärung vom menschlichen Standpunkte aus. War nun hiemit die skeptische Speculation als unzuläßig und unnütz vom Gebiete der Religion abgewiesen, so wurde es nicht minder die mystische Auslegung des Glaubens. Das heitere Mysterium der Liebe, das sich im menschlichen Herzen so laut verkündigt, wurde die Vermittelung zwischen dem Unerforschlichen und dem Leben; sie führte zur Duldung gegen Andersglaubende und zur milden Beurtheilung Aller.

Diese religiösen und moralischen Grundsätze, in so selbstbewußter und entschiedener Weise ergriffen, von dem feinen Takt einer erfahrungsreichen Frau in ihrer praktischen Anwendung erklärt und verständigt, gaben der Erziehung eine bestimmte, feste Haltung, und wurden zuverläßige Leitsterne auf der Lebensbahn der Schüler der Gräfin Genlis, als sie aus der sicheren Geborgenheit der Erziehungsjahre traten mitten in das toberde Gewirre eines Kampfes auf Leben und Tod gegen Glaube, Satzung und historisches Bestehen für eine Idee, die damals noch viel unklarer war, als sie es heutzutage ist.

Derselbe praktische Sinn, mit Geist und Geschmack in der Ausführung, waltete im Unterricht, der eben dadurch weder in plumpe realistische Beschränktheit verfiel, noch sich in eine ausschweifende Allgemeinheit verflüchtigte. Allerdings wurde Viel und Vielerlei in den Bereich gezogen, aber jener weibliche Takt brachte einen inneren, ich möchte sagen häuslichen Zusammenhang in das bunt aus einander Strebende. Es wurde dadurch ein Talent der Ordnung entwickelt, das, ohne sich in der Menge der Gegenstände zu verirren, theilt und sondert, das Ungefügige anpaßt, das Unnütze verwirft, und jedem Dinge einen Gebrauch abzugewinnen weiß.

Die Unterrichtsgegenstände waren ziemlich die gewöhnlichen. Die alten Sprachen und ihre Literatur, ohne jedoch dabei ein philologisches Uebergewicht vorwalten zu lassen. Im Französischen wurden,

unter der Leitung der Gräfin, Ausarbeitungen gemacht über aufgegebene Gegenstände. Englisch und Italienisch wurde in regelmäßigen Stunden vorgetragen, und auch in Gesprächen praktisch geübt; so wurde beim Mittagessen Englisch und bei der Abendmahlzeit Italienisch gesprochen. In Geschichte, Geographie, Naturkunde im Allgemeinen und in ihren besonderen Abtheilungen, Physik, Chemie, Mathematik, Architektur, Mechanik, Zeichnen, später in der Gesetzkunde, wurde von den für die bestimmten Fächer angestellten Lehrern Unterricht gegeben, und dieser Unterricht wurde sorgfältig beobachtet und überwacht. Die Hauptsache war aber die Art, wie von der Frau v. Genlis dieser Unterricht, theils vorbereitet, theils in Gesprächen fruchtbringend für die Denkkraft verwendet, und dadurch wiederholt und festgehalten wurde. Den Geschichtsunterricht hatte sie durch allerlei kleine Mittel eingeleitet, die gut dazu geeignet waren, die Lust daran aufzuregen. Zur Unterhaltung in den Mußestunden hatte sie eine Zauberlaterne einrichten und durch Mirys malen lassen; die verschiedenen Einsätze zeigten Bilder nach Stoffen aus der heiligen, alten und modernen Geschichte aller Völker und Länder. Als aber später der Unterricht in den Bereich des ernsten Vortrags trat, nahm sie aus der Geschichte den Stoff zu Gesprächen oder Aufsätzen, wobei sowohl eine Belebung des Erlernten, als eine Berichtigung der entweder unzureichenden oder fehlerhaften Ansicht, und damit auch eine Denkübung erzielt wurden. Die Architektur war in den Kinderjahren vorbereitet durch ein zerlegbares Gebäude in nicht ganz kleinem Maßstabe, aus dessen Theilen andere Gebäude zusammengesetzt werden konnten, wobei die Regeln der Bauordnungen Bedingung einer Unterhaltung wurden, sich dem Gedächtnisse einprägten, und nachher Grundlage eines ernsteren Vortrags wurden. Später wurden die Prinzen in die Spitäler gebracht, lernten die Verbandlehre, legten selbst Hand an bei Verwundeten, mußten Aderlässe vornehmen. Dabei war die moralische Seite wichtiger als die zur Nothhülfe erworbene Geschicklichkeit. Der Anblick von Leidenden, der Verkehr mit ihnen und die ganze Reihe von Ideen und Lebenskenntniß, die damit hervortraten, waren in jeder Beziehung nützliche Wahr-

nehmungen für Prinzen, deren Beruf sie unter allen Umständen dazu bestimmte, für Viele zu sorgen und auf sie einzuwirken. Jeder Spaziergang hatte ein bestimmtes Ziel, einen Zweck, man besuchte Sammlungen aller Art, Fabriken, Werkstätte der Künstler wie der Handwerker, und abgesehen von allen dadurch erworbenen Kenntnissen, wurde der Sinn geweckt für zweckmäßige Anwendung der Zeit; die Gewohnheit, sich stets zu beschäftigen, bewahrt allein vor dem müßigen Sichgehenlassen, das mehr als alles Andere die mündig gewordene Jugend auf die Bahn des Mißbrauchs der Zeit und der Kraft führt.

Zum größten Glück für die ganze Zukunft des Herzogs von Valois schlug seine Erzieherin einen eben so gesund-praktischen Weg ein in Beziehung auf die körperliche Bildung. Die Verzärtelung, die früher stattgefunden, der Mangel an solchen Uebungen und Bewegungen, die den Körper eines Knaben stärken und entwickeln, so wie eine verderbliche Naschhaftigkeit, hatten die ursprünglich so kräftige und markige Natur des Herzogs geschwächt, und im ersten Jahre, seitdem er der Frau v. Genlis übergeben war, mußte er mit Vorsicht behandelt werden, bis er zu einem ungestörten Gedeihen gelangte. Dazu mochte auch beigetragen haben, daß die Prinzen im Winter im Palais-Royal ihre Wohnung im unteren Stockwerke hatten, die etwas feucht war. Die Genlis gewöhnte bald den jungen Herzog an viele und angestrengte Bewegung in freier Luft, so wie auch täglich Turnübungen vorgenommen wurden. Er wurde an Abhärtung jeder Art gewöhnt und konnte bald Kälte und Hitze und jedem Ungemach der Witterung mit dem fröhlichen Muthe Trotz bieten, der einen kräftigen Jüngling Genuß finden läßt in Strapazen, die einen eigenen Reiz haben, weil sie dunkel den Ernst des Lebens verkünden. Der Herzog schlief auf einer harten Matraze, mußte sich selbst bedienen und anziehen lernen, kurz — er wurde ganz unabhängig gemacht von dem Bedürfniß, in allen Dingen Diener zur Handreichung zu haben. Er lernte auch ein Handwerk. Es war eine sehr richtige Idee, auf solche Weise ihm Achtung für die Arbeit zu geben, auf die der gemeine Mann angewiesen ist. Er schaufelte, grub und

pflanzte im Garten, und wenn es schlecht Wetter war, lernte er das Tischlerhandwerk, das er mit Lust trieb. In St. Leu verfertigten der Herzog von Valois und sein Bruder Montpensier einen Schrank und einen Tisch für eine arme Frau. Es ist bekannt, daß Ludwig der Sechzehnte das Schlosserhandwerk gelernt, und es sogar darin zur Vollkommenheit gebracht hat. Der unglückliche König setzte es nachher als eine Liebhaberei fort, die indeß wenig im Einklang war mit seiner Stellung, und so verfolgt, fast eine Unschicklichkeit wurde. Das ausnehmende Schicklichkeitsgefühl, das theils Ludwig Philipp angeboren ist, und außerdem in seiner ganzen Erziehung vorherrschte, fand auch hier das rechte Maß.

Diese ganze Erziehungsweise, in ihren einzelnen Theilen wie in ihrem Zusammenhang, kann von verschiedenen Standpunkten aus eben so verschieden beurtheilt werden. Sie war aber eine gute, wie sehr auch immer die Kritik nach Methoden und Systemen daran zu tadeln hätte. Sie war gut, nicht blos darum, weil der Erfolg sich als der beste erwies, sondern auch darum, weil sie diesen mit Bewußtseyn herbeiführte, und eine feste, entschiedene Stellung nahm in einer Zeit, wo Alles schwankte. Kaum würde irgend eine andere Erziehungsart Ludwig Philipp so befähigt haben für die Zeit, in deren tiefsten Zerwürfnissen er seinen Weg fand mit einer Selbstständigkeit, die eben in dem gesunden, praktischen Sinne begründet wurde, der in seiner Jugendentwickelung vorherrschte.

Freilich fanden sich auch darin die Grundsätze, aus welcher die politische Richtung hervorging, der Ludwig Philipp sich zuerst anschloß, als er ins Leben trat. Diese Grundsätze, so wie sie sich übrigens ohne alle politische Absicht in dieser Erziehungsperiode vorfanden, waren nicht Anschauungen einer höheren Speculation, sondern einfache Naturgefühle, wie sie damals gang und gebe waren. Allerdings wurden diese philantropischen Ideen von den Encyclopädisten und Oeconomisten in einer systematischen Form vorgetragen und angeboten, aber diese Systeme waren nicht abgeschlossen in einer den Nichtgeweihten unzugänglichen Sprache, sondern, wenigstens in der praktischen Anwendung, klar und deutlich genug entwickelt. Was nun

die Genlis betraf, so war sie durchaus nicht politischer Natur, und ihre Ideen von Menschenrechten und von den Verhältnissen der Stände unter sich waren aus der Moral hervorgegangen. Sie theilte ihren Schülern diese Ansichten mit, wie sie eben sich von selbst heraushoben in Reflexionen über die Geschichte und im Gespräch. Es fiel ihr damals ohne Zweifel nicht ein, daß diese an und für sich ganz richtigen Sätze in der Art ihrer Anwendung gefährlich werden können, und daß sie nur mit Vorsicht geltend gemacht werden dürfen. Die ersten Vorbereitungen zu der nachfolgenden politischen Bewegung waren ihr nicht verdächtig, sie dachte nicht an Kampf und Umsturz, sondern es schien ihr gewiß, daß die billigen Wünsche zur Erleichterung des Volks den Sieg davon tragen mußten über eine unbillige Rechtsverweigerung. Sie sah in allen diesen Vorgängen eine Nutzanwendung der ihren Schülern vorgetragenen öffentlichen Moral, und sie exemplifizirte daraus zum Vortheil ihrer Lehre. Diese doctrinäre Unbesorgtheit störte keine Furcht vor den Ereignissen, und sie mit ihren Schülern glaubten fest an eine fröhliche Zukunft, worin das Glück Aller gedeihen werde. Es ist begreiflich, daß man nicht vermeiden konnte, dabei die Stellung des Hofes zur Sprache zu bringen, und Gründe anzugeben, warum der König das verweigere, was, nach den vorgetragenen Begriffen, seine Unterthanen ein Recht hatten zu fordern. Aus vielen Bemerkungen und Noten der Genlis über Fragen, welche die Prinzen gethan, oder die in ihrer Gegenwart verhandelt wurden, sieht man, daß der König sorgfältig getrennt wurde von dem Hofe. Die monarchische Idee wurde vollkommen gerettet und in ihrer Reinheit festgehalten. Der König liebe das Volk und wolle nur sein Glück, und wenn er dessenungeachtet billigen Wünschen und Bitten nicht sogleich Gehör gebe, so werde er nur durch falsche Berichte dazu veranlaßt, welche eigennützige Menschen in seiner Umgebung machten, um ihren Vortheil auf Kosten des Allgemeinen zu fördern. So lautete der Bescheid, der den Kindern gelegentlich ertheilt wurde. So war es denn auch in der Wirklichkeit, und so konnte man damals auch den Prinzen das Verhältniß darstellen, unter der Voraussetzung, daß man ihnen später

zeigte, wie der starre Grundsatz zu vereinbaren sey mit dem Staatsleben, was damals noch nicht möglich war.

In dieser Weise und unter solchen Verhältnissen wurde die Erziehung Ludwig Philipps in dieser Periode gefördert. Er war zwölf Jahre alt, als sein Großvater, der Herzog von Orleans, starb.

Ludwig Philipp,

Herzog von Chartres.

Am 18. November 1785 starb der Herzog von Orleans. Ludwig Philipp bekam demnach den Titel eines Herzogs von Chartres, da sein Vater in die volle Würde eines Herzogs von Orleans eingetreten war.

In demselben Jahre wurde der Herzog von Chartres Inhaber des vierzehnten Dragonerregiments, das von nun an seinen Namen führte. Dieser nach den damaligen Hofgebräuchen an sich so unbedeutende und gewöhnliche Umstand wurde später von großer, ohne Zweifel entscheidender Wichtigkeit für Ludwig Philipps Zukunft, denn er wurde sechs Jahre später die Veranlassung, ihn noch zu rechter Zeit von Paris, und damit von dem Heerde der ausschweifendsten Revolutionsleidenschaften zu entfernen.

Die Erziehung des Herzogs wurde in derselben Weise fortgeführt, wie wir es bereits in allgemeinen Umrissen angedeutet haben. Im Jahre 1786 trat indessen eine Aenderung ein im Lehrerpersonal, die von gutem Einflusse war, und die wir hier anführen, weil sie

eben durch Ludwig Philipp selbst herbeigeführt wurde, und einen Einblick gewährt in die Hausverhältnisse seiner Erziehungszeit.

Das schon berührte Journal, das von Frau v. Genlis angeordnet war, bietet uns in langen Noten eine vollständige Polemik zwischen den Lehrern der Prinzen und ihrer Gouvernante. Wir finden darin eine Menge Klagen und Beschwerden sowohl von Herrn Le Brun, als von Abbé Guyot. Doch sind die Bemerkungen des Erstern bei weitem weniger zahlreich und viel milder und versöhnlicher Art, als die des Letztern. Immerhin aber war diese Mißstimmung unter Personen, die in einem gemeinsamen Erziehungswerk vereinigt waren, sehr ärgerlich, und obwohl die Sache lange Zeit den Prinzen verheimlicht wurde, so mußte sie doch allmälig Einfluß üben und von so klugen und aufgeweckten Kindern herausgefunden werden. Lesen wir diese Noten voll Verdrießlichkeit, übler Laune und spitzen Worten, so muß man jedenfalls die Klugheit der Gräfin loben, die den Beschwerdeführern den Schriftweg auferlegt hatte, denn bei einer mündlichen Erörterung hätte es schwerlich vermieden werden können, daß das Gespräch in einen Zank ausgeartet wäre. Schriftlich war das schon vollkommen der Fall und meist über die unerheblichsten Dinge. Die Herren hatten übrigens an der Frau v. Genlis eine Gegnerin, die selten die Sonne untergehen ließ, ohne ihre Klagepunkte genau, oft in eindringlicher Kürze, häufig Zeile für Zeile, mit bereiter Auseinandersetzung beantwortet zu haben. Die Gräfin hatte vom Anfang dem Abbé Guyot ihre Freundschaft angeboten und ihn mit aller Zuvorkommenheit in persönlichem Umgange behandelt — freilich unter der wohlverstandenen Voraussetzung, daß er genau und unweigerlich allen ihren Anordnungen nachkommen werde. Der Abbé konnte indessen nicht die viel größere Selbstständigkeit vergessen, die er unter dem Ritter Bonnard behauptet hatte, und, da er die geistige Ueberlegenheit der Gräfin empfinden mußte, so lag das ganze Verhältniß wie eine Last auf ihm, die er nur mit Unmuth und Groll ertrug. Seine schriftliche Beschwerdeführung hatte keinen Erfolg; die Gräfin wies mit siegreicher Polemik seine Behauptungen zurück und ließ ihm keinen Trost, als die Möglichkeit, stets wieder von vorne anzufangen, und

das that er denn auch, obwohl nicht mit besserem Glück. Zuletzt aber ging er noch weiter und versuchte, den Prinzen seine Mißstimmung einzuflößen. Nun traf es sich, daß die Gräfin in dem Falle war, dem Herzog von Chartres gegründete Vorwürfe zu machen und dabei ihn ernstlich zu warnen vor Falschheit und Doppelzüngigkeit in seinen Aeußerungen. Diese Ermahnung machte einen so tiefen Eindruck auf das Gemüth des Prinzen, daß er zum Erstaunen seiner Gouvernante auf die Knie fiel und ihr unter Thränen ein höchst unerwartetes Bekenntniß machte. Er theilte ihr nun mit, daß Abbé Guyot schon seit achtzehn Monaten den größten Theil seiner Lehrstunden mit Anklagen gegen die Gräfin und zweideutigen Bemerkungen über ihren Charakter und ihre Gesinnungen ausfüllte. Der Prinz bekannte, daß er sich beim Abbé beklagt habe, wenn die Gräfin ihm Vorwürfe gemacht, und daß dieser ihm nicht allein Recht gegeben, sondern noch hinzugefügt, die Gräfin sey falsch, sie denke ganz anders, als sie sich in ihren Schriften ausspreche, sie sey von allen Leuten gehaßt, und wenn sie sich von der großen Welt zurückziehe und damit auch die Prinzen der Vergnügungen beraube, welche die Hofgesellschaft darbiete, so sey das nur ein Kunstgriff, damit es nicht offenbar werde, daß Niemand mit ihr umgehen wolle, und daß die Herzogin von Orleans keinesweges mit der Gräfin zufrieden sey, sondern sich nur so stelle, um mit ihrem Gemahl im Frieden leben zu können. Der Herzog von Montpensier bestätigte die vollkommene Wahrheit dieser Aussage, und Ludwig Philipp fügte noch die naive Aeußerung hinzu, daß er kein Wort Latein gelernt habe seit der Zeit, weil der Abbé fortwährend über die Gräfin spreche und kaum eine Viertelstunde der Zeit zum Unterricht verwende.

Die Frau v. Genlis zögerte natürlich nicht, dem Abbé dieß schöne Geständniß seiner Zöglinge mitzutheilen und seine Erklärung darüber zu fordern. Er versuchte zwar, sich möglichst zu entschuldigen, er gestand, daß der Herzog von Chartres oft gegen die Gräfin gesprochen habe. Er gestand nicht, daß er solche Aeußerungen veranlaßt und durch seine Bemerkungen hervorgerufen habe, sondern bemerkte nur, daß er die Gräfin nicht davon in Kenntniß setzen

konnte, weil er keine Gelegenheit dazu fand, und daß er seinem Collegen Le Brun nichts davon sagte, weil er nicht wolle, daß solche Aeußerungen im Journal vorkämen. Diese Entschuldigung bestätigte in der Hauptsache die Angabe der Prinzen und fügte noch neue Schuld hinzu. Es versteht sich von selbst, daß die Sache dem Herzog von Orleans berichtet wurde, der natürlich sogleich die Entfernung des Abbé Guyot befahl, der, wie man auch die Sache betrachten mag, jedenfalls seinen Schülern gegenüber ein höchst tadelnswerthes Benehmen gezeigt hatte.

An des Abbé Stelle trat Le Couppey ein, der ein eben so ehrenhafter Mann und Erzieher, als ein vortrefflicher Lehrer im Lateinischen und Griechischen war. Die Hofpartei tadelte sehr die Entlassung des Abbé Guyot, obwohl der Abbé so wie die Ursache und Veranlassung seines Austritts dem Publikum im Allgemeinen ganz unbekannt war. Damals aber tadelte die Hofpartei ohne Unterschied Alles, was im Palais-Royal geschah. Als vollends die Stelle des Abbé nicht wieder mit einem Geistlichen besetzt wurde, schrie man noch lauter. Daß Le Couppey ein gewissenhafter und tüchtiger Mann war, kam dabei gar nicht in Betracht. Man konnte um so eher diese Mißbilligung übersehen, da man alle Ursache hatte, mit der getroffenen Wahl vollkommen zufrieden zu seyn. Wesentlich wichtig für die Prinzen war es, daß nun alle Veranlassung zu Mißverständnissen hinweggeräumt war, die sonst leicht bei längerem Fortbestande einen schädlichen Einfluß auf ihre Charakterbildung hätte haben können. Wir finden seitdem im Journal nur wenige Klagen von Le Brun, die von der Frau v. Genlis leicht beschwichtigt wurden. Sie behandelte diesen Mann mit der größten Achtung und erkannte bereitwillig die großen Verdienste an, die er sich um die Prinzen erworben, sowohl durch einen vortrefflichen Unterricht, als auch durch die treue Sorgfalt, womit er über ihr sittliches Gedeihen wachte.

Die Frau v. Genlis machte viele Reisen mit ihren Zöglingen. Sie berichtet, daß außer dem Nutzen, den Reisen, mit Wahl und Benutzung aller Motive zur Belehrung und Beobachtung, haben können, sie noch eine besondere Absicht dabei vor Augen hatte. Sie

wußte, daß die Prinzen in ihrem siebzehnten Jahre ihrer Aufsicht entzogen würden, um in die Welt zu treten. Sie konnte nun mit Wahrheit sagen, daß Ludwig Philipp sowohl, als sein Bruder Montpensier, beide zwei ungewöhnlich wohlerzogene Jünglinge waren, die mit vielen nützlichen und gründlichen Kenntnissen ein über ihr Alter reifes Urtheil besaßen. Sie kannte aber die Welt, und konnte wohl die Gefahren ermessen, welche sich darbieten, wenn ein schöner und lebenskräftiger junger Mann vollkommen Herr seiner Zeit und seiner Beschäftigung wird. Um wie viel größer mußten diese noch seyn für einen Prinzen von königlichem Geblüte, dessen Gunst und Neigung wichtig genug waren, um von Vielen durch jedes Mittel erstrebt zu werden. Sie war der Meinung, daß Reisen vorzüglich geeignet seyen, um junge Leute mit einer vorläufigen Kenntniß der Welt und der Menschen auszustatten und sie auf ihre Emancipation von einer unmittelbaren Aufsicht vorzubereiten. Sie wollte auf diese Art auch die Schärfe des Urtheils über neue Gegenstände und Verhältnisse und die Beobachtungsgabe üben; Eigenschaften, die namentlich bei Ludwig Philipp schon früh in ungewöhnlichem Grade bemerkbar waren. Reisen vervollständigten ohnedieß die physische Erziehung, welche die Prinzen erhalten. Sie waren durch ihre gymnastischen Uebungen wohl ausgestattet für alle Beschwerden und Vorfallenheiten, die Reisen herbeiführen können. Die Prinzen hatten den ersten Unterricht im Reiten und Schwimmen von ihrem Vater bekommen. Sie hatten es in diesen Uebungen weit gebracht. Ludwig Philipp und sein Bruder Montpensier — denn Beaujolais war noch zu jung, um mit ihnen gleichen Schritt zu halten — konnten, wie die Frau v. Genlis versichert, zwanzig Wegstunden zu Pferde machen und noch an demselben Tage mehrere Stunden zu Fuße gehen, ohne überermüdet zu seyn. Sie schwammen sehr gut, waren darin geübt, Jemand im Schwimmen beizustehen und ihn zu retten, und konnten weite Strecken in voller Kleidung schwimmen.

Alle diese Gründe bestimmten die Frau v. Genlis, häufige Reisen mit ihren Zöglingen zu unternehmen. Diese eigenthümliche Vor-

aussicht ist merkwürdig genug; sie konnte damals nicht ahnen, daß die Prinzen, und namentlich Ludwig Philipp, kaum sechs Jahre darauf eine ernste Anwendung von diesen Reiseübungen machen sollten. Aber diese haben gewiß viel dazu beigetragen, den Entschluß zu Ludwig Philipps nachherigen großen Reisen zu bestimmen, und diese, sowohl diejenigen, welche er aus freier Wahl machte, als die, welche von den Umständen geboten wurden, haben großen Einfluß geübt auf die Entwickelung seiner Lebensverhältnisse.

Ehe wir zu dem Zeitabschnitt gelangen, wo die Ereignisse Ludwig Philipp in ihren Kreis zogen, sey es erlaubt, Einiges anzuführen von den Reisen, die er mit seiner Erzieherin machte, worüber manche Notizen vorliegen.

Im Jahre 1787 brauchte die Herzogin die Bäder in Spaa. Im Juli ging die Frau v. Genlis mit der Prinzessin und den Prinzen von Orleans auch dahin. Sie lobt die Heiterkeit und dienstfertige Beflissenheit dieser liebenswürdigen Kinder, die überall mit Hand anlegten, um in den Orten, wo übernachtet wurde, alle Anstalten zu treffen. Der Herzog von Chartres war unermüdlich, um für die Annehmlichkeiten der Damen zu sorgen. Er nagelte Teppiche an die Fenster, die weder Laden noch Vorhänge hatten, und half den Bedienten Koffer und Reisegeräthe herbeitragen. Mademoiselle und die Pflegetöchter der Frau v. Genlis machten die Betten. Alle waren voll Eifer und unterbrachen die Arbeit nur, um laut zu lachen über die lustigen Einfälle Ludwig Philipps, worin er unerschöpflich war.

In Spaa bereiteten die Prinzen ihrer Mutter eine schöne Ueberraschung. Rüstig und gewandt in Gartenarbeit, wie sie waren, hatten sie einen kleinen Hain bei der Quelle, welche die Herzogin besonders liebte und besuchte, in eine schöne Gartenanlage verwandelt. Alles herum war wild und struppig, aber bald hatten sie am nöthigen Orte das Wäldchen gelichtet, breitere Gänge eingerichtet und mit Kies und Sand trocken gemacht, Fußstege und kleine Brücken über die Arme eines Bachs geschlagen, und blühende Gesträuche in geschmackvollen Gruppen auf dem Rasen gepflanzt. Um in der gegebenen

Zeit fertig zu werden, mußten sie von Arbeitern unterstützt werden, aber die Prinzen arbeiteten wie sie, nur mit mehr Eifer und Ausdauer, denn es galt, Alles schnell zu beendigen, um ihrer geliebten Mutter ein Fest zu bereiten. Damit die Herzogin nichts merke, standen die Prinzen vor fünf Uhr morgens auf, eilten in den über eine Stunde entfernten Wald und arbeiteten über drei Stunden. Frau v. Genlis besuchte bisweilen heimlich den Ort und erzählt, wie Ludwig Philipp, selbst grabend und schaufelnd, die Leitung über die Arbeiter führte, ruhig und sinnig befehlend, wie er die Säumigen anfeuerte und selbst das Beispiel des angestrengtesten Fleißes gab. Drei Wochen dauerte diese Arbeit unausgesetzt fort. Endlich erschien der Tag des Festes. Die erstaunte Herzogin wurde am Eingang des Wäldchens von ihren Kindern empfangen, die Spaten und Rechen in der Hand hielten. Ludwig Philipp hielt eine Anrede an seine Mutter, worin er ihr die Verschönerung ihres Lieblingplatzes als Huldigung der Liebe darbrachte. Die Genlis versichert, daß er dieß eben so passend als anmuthig gethan, und wir dürfen ihr Glauben beimessen, denn Jedermann weiß, daß Ludwig Philipp die Rednergabe im hohen Grade besitzt. Ludwig der Achtzehnte, der Ludwig Philipp nicht liebte, aber seine Fähigkeit achtete und fürchtete, äußerte oft, daß kaum Jemand einen feineren Takt habe, wie er, ein natürliches Schicklichkeitsgefühl, das ihn immer das Rechte und Treffende finden lasse auf die ungezwungenste Weise.

Diese Reise gewährte der Herzogin von Orleans vielleicht die letzten ungetrübten Stunden im traulichen Beisammenseyn mit ihren Kindern. Nicht lange darauf wurde dieß Familienglück mehr oder weniger gestört durch die politische Spannung. Auf der Rückreise von Spaa verweilte die Herzogin mit ihrer Familie einige Zeit in Chivet bei dem Grafen von Valence, dem Schwiegersohn der Frau v. Genlis, und in Sillery, einem Gute, das die Frau v. Genlis von der Marschallin d'Etrée geerbt hatte, und wonach sie den Titel einer Marquise von Sillery angenommen hatte; später legte sie diesen Namen ab.

Im Jahre 1788 wurde eine Reise nach der Normandie unter-

nommen. Die Prinzen sahen das Kloster La Trappe, nicht weit von Conches, einem Schlosse, das, wenn ich nicht irre, dem berühmten Turenne gehört hat. Von La Mothe, einem Schlosse am Meeresstrande in der Nähe von Eu, das der Herzog von Orleans gekauft hatte, machten sie einen Ausflug nach St. Vallery, einem kleinen Hafen am Kanal. Hier wurde ihnen zu Ehren ein Schiff vom Stapel gelassen. Es wurde nach dem Herzog von Chartres benannt; er und die Prinzessin von Orleans waren die Pathen bei der Taufe des Schiffes, die mit den üblichen Gebräuchen vollzogen wurde. In Havre-de-Grace, wo, wie gewöhnlich, Zeughäuser, Werfte, Hafen, Rhede und alle Sehenswürdigkeiten auf die vollständigste und belehrendste Weise in Augenschein genommen wurden, bot sich Gelegenheit dar, eine traurige Merkwürdigkeit kennen zu lernen. Es lag nämlich ein Sklavenschiff, ein sogenannter Négrier, auf der Rhede. Sie besahen mit Schauder dieses schwere und massenhafte Schiff mit den gräßlichen Räumen, worin die unglücklichen Schwarzen, wie Thiere, zusammengepfercht werden. Man kann sich vorstellen, welchen erschütternden Eindruck auf die menschenfreundlichen Gemüther der Prinzen die Beschreibung von den Gebräuchen des Sklavenhandels machen mußte. Namenlos, wie ihr Unglück, bleiben die Neger am Bord dieser Schiffe, die sie von ihrer Heimath in einen andern Welttheil führen; sie zählen nur per Stück, und werden wie eingesperrte Thiere gefüttert. Das Schiff mit der ganzen Einrichtung für seine gräßliche Bestimmung vergegenwärtigte das ganze Elend, das erbarmungsloser Eigennutz und empörende Willkür über die Menschheit verhängen. Wie groß, wie edel, wie dringlich mußte den Prinzen das Bestreben erscheinen, die Macht der Willkür zu brechen und den Menschenrechten Geltung zu verschaffen. Welche augenscheinlichen Belege für die Wahrheit der Lehre, die Religion und Moral heiligen und gebieten!

Aber Ludwig Philipp sollte noch auf dieser Reise ein Seitenstück zu jenem Sklavenschiff kennen lernen, das ihm noch unmittelbarer einen Blick thun ließ in das Nachtgemälde der Willkürherrschaft.

Das berüchtigte Staatsgefängniß Mont-Saint-Michel liegt in

den Dünen an der Meeresbucht, welche zwischen Cancale und Granville im jetzigen Departement de la Manche hereinmündet. Ein Felsenkegel erhebt sich in einiger Entfernung vom eigentlichen Festlande auf dem Dünensande; nur bei Ebbe kann man nach Mont-Saint-Michel gelangen, wie die Flut zurückkehrt, ist es ganz vom Meere umströmt. Die Prinzen besuchten diesen in der französischen Geschichte wohl bekannten Ort in Gesellschaft ihrer Schwester und der Frau v. Genlis. In ihrem Gefolge waren auch der Maler Mirys und der Botaniker Allyon, die sie immer auf solchen Reisen zum Unterricht und zur Belehrung begleiteten.

In Pontorson, drei Stunden von Mont-Saint-Michel, wurden Pferde gewechselt. Der Weg war natürlich sehr schlecht, und wurde zum großen Theile zu Fuß zurückgelegt. Es war völlig Nacht, als man in die Nähe des Berges kam. Hier bot sich nun ein eigenthümliches Schauspiel dar. Das Fort war in Erwartung der Prinzen beleuchtet und das Glockengeläute des Klosters hallte schwermüthig über das öde Gestade hin. Die Reisenden waren von Fackelträgern begleitet, von denen mehrere vorausgingen, um den Weg zu erkunden. Der schrillende Laut ihres Geschreis, wie von aufgescheuchten Wasservögeln, ertönte häufig, um die Nachfolgenden zu warnen vor den tiefen Löchern im Sande, welche die Wirbeln der Strömung mit der Flut täglich anders aushöhlt; dieß nöthigt zu beständigen Umwegen, denn oft sind diese Sandlöcher noch voll Wasser, wie kleine Seen, man ist dem Berge ganz nahe, und muß zurückkehren, um in einer andern Richtung die Annäherung zu versuchen. Dabei ist die äußerste Eile räthlich, denn würde man durch Verspätung von der rückkehrenden Flut überrascht, so ist man rettungslos verloren. Kaum hört man in weiter Entfernung ein dumpfes Getöse, das schnell ein Brausen und Zischen wird, so ist man nach einigen Minuten vom Meere gepackt; die Wellen werfen den stärksten Mann um, und Hülfe ist unmöglich, denn kein Kahn kann die Verunglückten erreichen, weil er bei dem niedrigen Wasser, das in tobender Bewegung ist, umgeworfen oder gegen den Grund zerschmettert wird.

Endlich gelangten die Reisenden an den Fuß des Berges. In

Friedenszeiten war damals keine Garnison in Mont-Saint-Michel, das man durch seine Lage für stark genug hielt, um seine Bewohner sicher zu bewahren. Der Prior des Klosters war Commandant. Am Eingange der Citadelle empfing er mit seinen Mönchen und einigen der ersteren Ortsangehörigen die Prinzen von Orleans. Nach der Citadelle kommt man in die Stadt, die übrigens nur aus einer sehr schmalen langen Straße besteht, die sich wie eine Wendelsteige den Berg hinaufzieht. Alle diese kleinen gothischen Häuser waren beleuchtet und boten, besonders von oben gesehen, durch die terassenförmige Erhebung und Abstufung einen eigenthümlich malerischen Anblick dar. Wie die Stadt zu Ende ist, beginnt eine Felsentreppe mit hohen Staffeln; von Zeit zu Zeit sind kleine Ruhepunkte. Im Winter, bei einem heftigen Sturm, ist diese Treppe nur mit äußerster Gefahr zu passiren. Man steigt beinahe vierhundert Stufen bis an die Thüre der Kirche. Durch die geräumige und schöne Kirche kam die Gesellschaft wieder an eine kleine Treppe, welche in die Wohngemächer des Schlosses führt. Vom Schlosse aus führt noch eine Treppe von einigen hundert Stufen auf die Spitze des Berges, wo man bei klarer Luft eine weite Aussicht hat. Ueber die trostlosen Sandniederungen sieht man über die Bucht nach Cancale, und bei schönem Wetter ins Meer hinaus nach Jersey.

Man kann sich leicht vorstellen, wie anziehend für die Prinzen die Unterhaltung mit den Mönchen seyn mußte, welche die Traditionen dieses Berges bewahrten und die Staatsverbrecher bewachten, die sich noch in den im Felsen ausgehauenen Gefängnissen befanden. Das Schreckliche und Abenteuerliche des Orts und der Lage, die alten Ueberlieferungen, die in die Zeit der Sage hinaufreichen, das schauerliche Register über die Staatsgefangenen, das Geheimniß worin das Verbrechen und die wahre Persönlichkeit Vieler dieser Unglücklichen von jeher gehüllt gewesen, und das wiederum, in einzelnen Andeutungen und Aeußerungen wie gelüftet, auf die überraschendsten Vermuthungen hinzuweisen schien — dieß Alles gestaltete die Denkwürdigkeiten vom Michaelsberge zu einem Roman, der indessen durch überzeugende und vorhandene Beweise nur zu sehr

Wirklichkeit zu haben schien. Der Berg soll in grauer Vorzeit von frommen Einsiedlern bewohnt gewesen seyn. Unter diesen sey der heilige Michael erschienen, habe viele Wunder verübt und befohlen, daß hier ein Kloster errichtet werde. Das sey geschehen, und der Michaelsberg besonders von den Herzogen von der Normandie in großen Ehren gehalten worden; sie machten häufige Wallfahrten dahin, und brachten Gaben dar und Votivtafeln, die noch aufbewahrt wurden. Es kamen noch Wallfahrer und fromme Büßer dahin; man beschenkte die Prinzen mit heiligen Medaillen und geweihten Muscheln zur Erinnerung an ihren Besuch.

Der Prior war ein freundlicher Mann, und, wie es schien, behandelte er die Gefangenen, die seiner Obhut anvertraut waren, mit so viel Schonung, als die Umstände gestatten wollten. Wenn keine besondere Vorschrift vorhanden war, schloß er sie nicht ein und ließ sie am Tage frei herumgehen. Oft aber bestimmte ein ausdrücklicher Befehl des Königs, daß der Gefangene abgesperrt, ohne allen Verkehr mit Andern bleiben sollte, so daß der Wächter, der das Essen brachte, nicht mit ihm sprechen und keine seiner Fragen beantworten durfte, manchmal mußte er auch noch mit schweren Ketten belastet werden; ein solcher Befehl wurde pünktlich vollzogen. Welchen Eindruck mußte es auf das wohlwollende und menschenfreundliche Gemüth der Prinzen machen, zu wissen, daß in den Gewölben des Schlosses, wo sie übernachteten, solche Unglückliche schmachteten und verzweifelten; viele waren sicherlich vielleicht unschuldige Opfer der Willkür oder der Ränke und eines unversöhnlichen Hasses der Höflinge. Die Prinzen, in dem heiteren Gebiete der Menschenliebe und der Pflichten für das Gemeinwohl erzogen, mußten zurückschaudern vor diesem Staats-Elend, das ihnen einen traurigen Aufschluß gab, hinter dem noch gräßliche Geheimnisse zu lauern schienen. Und all diesen Jammer gebot ein lakonischer Verhaftbrief des Königs, eine lettre de cachet, von denen, unter schwachen Regenten, Günstlinge und Maitressen oft einen Vorrath hatten, in Blanco ausgestellt und zu beliebiger Ausfüllung. Diese Entrüstung sollte aber noch gesteigert, und durch eigene Anschauung die Ueberzeugung gewonnen

werden von einer Gräuelthat, die jedes menschliche Gefühl empören mußte.

Ein Seitenstück zu der eisernen Maske ist in der geheimen Kabinetsgeschichte des französischen Hofes der eiserne Käfig auf dem Michaelsberge. Beide schreiben sich her aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten. Die Sage von der eisernen Maske ist bekanntlich eine Fabel. Auf die Erkundigung nach dem Käfig erfuhren die Prinzen aber, daß er noch vorhanden sey, nur nicht von Eisen, sondern von Holz. Unter Ludwig dem Vierzehnten konnte die französische Presse auf keine andere Weise den König und seine Handlungen besprechen, als in der einer unbedingten Vergötterung; die Aeußerung von Tadel, oder auch nur Zweifel, wurde geahndet wie ein Verbrechen an der geheiligten Majestät. Dagegen fanden sie Aufnahme in die französischen Zeitungen, die in Holland herauskamen. Der König war auf's Aeußerste erbittert darüber; ja Ludwig der Große, wie er sich gerne nennen ließ, dachte klein genug, um sich persönlich an einem Zeitungsschreiber zu rächen und zwar auf die unwürdigste Weise. Seine Aussendlinge gingen nach Holland, lockten den unglücklichen Redacteur unter einem Vorwand an einen entlegenen Ort, wo er überfallen, gebunden und auf Seitenwegen über die französische Grenze gebracht wurde. Man führte ihn nach Mont-Saint-Michel, wo er siebzehn Jahre in dem Käfig schmachtete, den die verletzte Eitelkeit des Königs mit sinnreicher Rachlust für ihn ersonnen hatte. Der Prior erzählte den Prinzen, daß seit fünfzehn Jahren kein Gefangener fortwährend darin eingesperrt worden sey. Dagegen bediene man sich noch häufig dieses Käfigs, um Gefangene, „wenn sie boshaft werden,“ darin einzusperren; jedoch nur für vierundzwanzig Stunden oder höchstens zwei Tage, denn der Ort sey schrecklich feucht und ungesund. Wenn die Absonderungsstrafe für längere Zeit statt finden solle, bediene man sich eines andern Gewölbes, das eben so fest und dabei doch nicht ungesund sey.

In ihren Denkwürdigkeiten erzählt die Genlis, der Graf von Artois (Carl der Zehnte), der einige Zeit vor den Prinzen von Orleans auf dem Michaelsberge gewesen, habe die Vernichtung des

Käfigs befohlen. In dem Reisetagebuche, das während der Reise selbst geführt wurde, finden wir von St. Malo, wohin sie von Mont-Saint-Michel gingen, unterm 6. Sept. 1788 folgenden Bericht:

Auf die obige Mittheilung des Priors, der ohne Zweifel einen lobenswerthen Fortschritt in der beschränkten Verwendung des Käfigs anerkannt wissen wollte, äußerte die Frau v. Genlis ihr Befremden darüber, daß man sich noch eines solchen Marterwerkzeugs bedienen könne. Des Priors naive Antwort war: „er habe allerdings daran gedacht, den Käfig gelegentlich vernichten zu lassen.“ Darauf riefen Mademoiselle und ihre Brüder, daß es ihnen eine unendliche Freude machen würde, wenn das in ihrer Gegenwart geschähe. Der Prior erwiederte, da er die Befugniß dazu habe, so wolle er ihnen am folgenden Morgen dieses Vergnügen gewähren.

Am folgenden Morgen wurden die Prinzen und Mademoiselle mit ihrem Reisegefolge nach dem Orte geführt, wo der Käfig stand. Der Prior mit seinen Mönchen und zwei Zimmerleute begleiteten sie. Auf den Wunsch der Prinzen folgten auch alle die Gefangenen, welche frei herumgehen durften. Man stieg in die unterirdischen Felsengewölbe herab, in die das Tageslicht nie drang. Beim Fackelschein ging man viele Treppen hinab, durchwanderte viele Gänge und kam endlich in einen kalten, gräßlichen Kellerraum, aus dem rohen Gestein gehauen. Hier stand der schauderhafte Käfig auf der Erde; das Wasser rieselte unter ihm hinweg. Er war von dicken Bohlen gezimmert, die in offenen Zwischenräumen von drei bis vier Fingerbreite mit starken eisernen Klammern zusammengefaßt waren, und sehr klein. Beim Anblick dieses Aufenthalts, in das Niemand ein wildes Thier gesperrt haben würde, konnte man es nicht fassen, daß ein menschliches Wesen so viele Jahre hindurch das Daseyn fristen konnte in einem Behälter, der nur wenig Wechsel in der Lage des Körpers gestattete.

Schaudernd sah Ludwig Philipp, wie sein Großahn den Journalismus behandelt hatte. Die Ahnung einer solchen Grausamkeit wäre in seinem menschenfreundlichen Gemüth nicht aufgekommen, und nun mußte er an diesem Schreckensorte erkennen, wie jener Ludwig,

dessen Ruhm über einen Welttheil erschallte, durch schändliche Rachgier sein Andenken entehrt hatte. Wer kann daran zweifeln, daß dieser Augenblick sich in die Erinnerung des jungen Prinzen tief eingeprägt habe.

Ludwig Philipp ergriff ein Beil und führte die ersten Streiche zur Zertrümmerung dieses Denkmals der Tyrannei, welche von den Zimmerleuten unter dem lauten Beifall der anwesenden Gefangenen vollendet wurde. Zum erstenmal wohl ertönte ein Freudenruf in diesen schrecklichen Mauern. Nur Einer sah mit Bedauern und Verdruß dem Vorgange zu; es war der Schließer, der den Fremden den Käfig zeigte, dessen Vernichtung wahrscheinlich sein Trinkgeld schmälern würde. Woran knüpft nicht der Eigennutz den Faden seines Rechengewebes; Gräber und Gefängnisse beherbergen ihn so gut, als die heiteren Räume des verfeinerten Lebensgenusses.

Das für Frankreich und nicht lange darauf für den Entwickelungsgang der ganzen europäischen Civilisation so verhängnißvolle Jahr 1789 war herangebrochen. In diesem Jahre trat auch Ludwig Philipp zum erstenmal aus der Zurückgezogenheit der Erziehung auf den Schauplatz der großen Welt, wenn auch vorerst nur aus Veranlassung einer Ceremonie im königlichen Hause.

Die Prinzen vom Geblüt wurden gewöhnlich in ihrem fünfzehnten Jahre in die Zahl der Ritter vom heiligen Geist-Orden aufgenommen. Es war ein Gebrauch, der indessen nicht auf einem den Prinzen zustehenden Rechte beruhte. Der König konnte es abschlagen. Der Herzog von Orleans stand bereits in dem gespanntesten Verhältnisse zum Hofe von Versailles. Bis jetzt war das Begehren der Opposition noch in dem Kreise einer billigen und in der That wünschenswerthen Reform. Noch war der Widerstand in den Grenzen

der gesetzlichen Befugnisse geblieben, die indessen der Hof nicht als solche anerkannte; er erkannte überhaupt gar keinen Widerspruch an und wollte nur Gutheißung und Billigung seiner Anträge. Die Notabeln hatten dem Hofe nicht die erwünschte Zustimmung gewährt; das Pariser Parlament hatte gegen Einregistrirung der Steuer-Edikte protestirt; der Herzog von Orleans hatte das wahre, damals so gewichtige Wort ausgesprochen, daß nur die Generalstaaten ein Steuerbewilligungsrecht ausüben könnten, und war nach Villers-Cotterêts verwiesen worden. So sehr man sich sträubte, mußte man dennoch zu den Generalstaaten seine Zuflucht nehmen. Noch im Jahre 1788 war beschlossen worden, die Generalstaaten zusammenzuberufen. Die Wahlen waren größtentheils vorgenommen, der Herzog von Orleans in Crespy gewählt worden. Am Hofe versuchte die Partei, welche Ludwig der Achtzehnte sehr richtig die Cabale Polignac nanhte, den König zu veranlassen, daß die Einberufung der Generalstaaten zurückgenommen oder doch nicht in Ausübung gebracht werde. Die Gazette de France vom 6. Januar 1789 verkündigte aber den Staatsrathsbeschluß vom 27. December, welcher bestimmte, daß die Zahl der Abgeordneten zu den Generalstaaten wenigstens Tausend, und die des dritten Standes wenigstens das Doppelte von den beiden andern Ständen betragen solle. Nach dieser Bekanntmachung war also der Zusammentritt der Generalstaaten gewiß, und er erfolgte auch wirklich am 4. Mai darauf. Im Januar 1789 kannte man also die Wahl des Herzogs von Orleans zum Mitglied der Generalstaaten, und er hatte sich einer, zwar noch in ihren Forderungen gemäßigten, aber entschiedenen Opposition offen angeschlossen. Man betrachtete ihn als dem Hofe und der Regierung feindlich gesinnt. Er hatte es sehr übel genommen, daß Marie Antoinette's Bruder, der Erzherzog Maximilian, bei seinem Aufenthalte in Frankreich den Prinzen vom Geblüt keinen Besuch abgestattet habe, und er hielt die Königin für die Urheberin des Mißlingens seiner Bewerbung um die Anwartschaft auf die Würde eines Groß-Admirals von Frankreich. Es herrschte daher zwischen der Königin und ihm eine, gelinde gesagt, höchst gereizte Stimmung.

Unter solchen Verhältnissen war es, daß der Herzog von Orleans sich an den König wandte, um das blaue Band des heiligen Geist-Ordens für seinen ältesten Sohn, den Herzog von Chartres, zu erlangen. Er schrieb dem König einen Brief, den wir nicht kennen, von dem aber der Graf von Provence sagte, daß er ihn, in des Herzogs Stellung, nicht hätte schreiben können. Wie er nun auch gewesen seyn mag, jedenfalls war der Schritt an sich einer von den Widersprüchen im Benehmen des Herzogs, durch welche er sich und Andern so viel Unheil bereitet hat. In der Stellung, die er dem Hofe gegenüber genommen, durfte er nicht vom Könige eine Gnade erbitten, die unter den obwaltenden Umständen nur einen Werth haben konnte, wenn wenigstens von Seite des Königs durch eine der indirecten Andeutungen, die sich so leicht darbieten, dazu aufgefordert worden wäre. Der Herzog von Chartres war dabei im Grunde außer Spiel; es konnte für ihn keine Beschämung seyn, den Orden nicht zu haben; man hätte ihn an dem vielversprechenden jungen Manne vermißt, damit geschmückt, war er wie der andern Prinzen Einer. Würde die Bitte dem Herzog von Orleans abgeschlagen, so war es eine verdiente Demüthigung, und der König wäre in seinem Rechte gewesen; würde sie gewährt, so übernahm der Herzog stillschweigend eine Verpflichtung, die er doch nicht halten wollte noch konnte, ohne seinen politischen Grundsätzen ungetreu zu werden. Die Königin rieth dazu, die erbetene Gunstbezeugung nicht zu gewähren; der König nahm, wie er so häufig in großen und kleinen Dingen that, keinen Entschluß und verschob die Antwort. Der Herzog wandte sich an den Grafen von Provence und ersuchte ihn, den König um die Gründe der Rechtsverweigerung zu befragen, welche die Verzögerung einer Antwort wahrscheinlich mache. Der Graf von Provence stellte der Königin vor, daß dem Herzog von Chartres den Hausorden verweigern so viel hieße, als eine Ungnade über die Familie Orleans öffentlich aussprechen und damit noch vor der Eröffnung der Generalstaaten einer noch feindseligern Opposition des Herzogs einen Vorwand geben. Die Königin verstand sich nicht ohne Schwierigkeit dazu, ferner an dieser Angelegenheit keinen Theil zu nehmen. Es wurde nun nicht

schwer den König zu bereden, und die Befehle wurden gegeben zur Ertheilung des Ordens an den Prinzen.

Demnach empfing der Herzog von Chartres unter den üblichen Gebräuchen den feierlichen Ritterschlag als Mitglied des Ordens vom heiligen Geiste am zweiten Februar, am Tage Mariä Reinigung, an welchem Kirchenfeste von jeher diese Ceremonie vollzogen wurde.

Wer hätte damals ahnen können, daß Ludwig Philipp der letzte französische Prinz war, der noch während der alten Monarchie den Heiligen-Geist-Orden an dieser Stelle und mit den vollen Ceremonien nach altem Gebrauch empfing *); wie viel weniger noch, daß er ihn dereinst ablegen sollte, um den französischen Thron zu besteigen.

Auf die Verleihung des Ordens an den Herzog von Chartres folgte im April Monat desselben Jahres eine andere Gunstbezeugung, welche der Familie Orleans erwiesen wurde.

Wie wir schon berichtet, hatte die feierliche Taufhandlung Ludwig Philipps in der Kapelle von Versailles erst 1785 statt gefunden. In diesem Jahre nun wurde die feierliche Taufe seiner Schwester Mademoiselle von Orleans vollzogen. Der König und die Königin waren Pathen. Die Königin hätte gerne dem Herzog von Orleans diese, wie jede andere Gunstbezeugung, versagt, allein sie war der Herzogin und ihrem Vater, dem Herzog von Penthièvre, schon lange vorher versprochen. Ohnedieß war eine künftige Vermählung des Herzogs von Angoulème mit Mademoiselle von Orleans verabredet. Die Königin verbarg ihre Gesinnung nicht, und die auffallende Kälte, mit der sie an diesem Tage den Herzog von Orleans behandelte, zeigte deutlich genug, daß nicht ihm zu Liebe die Majestäten erschienen waren.

Die Zeit zur Eröffnung der Generalstaaten war gekommen. Die Abgeordneten aller Stände aus allen Gegenden Frankreichs waren

*) Der Herzog von Enghien hatte schon den Heiligen-Geist-Orden; der Herzog von Angoulème und der Herzog von Berry bekamen ihn in der Emigration von Ludwig dem Achtzehnten; der Herzog von Bordeaux hatte ihn 1830 noch nicht erhalten.

eingetroffen, und Versailles wimmelte von Besuchern, welche nicht blos eitle Neugierde, sondern ängstliche Erwartung, redliche Sorge um das Wohl des Landes oder ränkevolle Parteiplane dahin geführt hatten, so daß die Zahl der Anwesenden um weit mehr als das Doppelte die gewöhnliche Einwohnerzahl überstieg.

Am 3. Mai 1789 verkündigten Herolde für den folgenden Tag den Aufzug des Hofes und der Generalstaaten zur Anhörung der heiligen Geist Messe.

Am 4. Mai wohnte Ludwig Philipp diesem Kirchenfeste bei, welches recht eigentlich die französische Revolution einleitete, insofern es die Versammlung einführte, in der sie Gestalt und nationale Kraft gewinnen sollte. Man begab sich in die Kirche, um den heiligen Geist anzurufen. Es ist wohlgethan, jedes große Vorhaben mit Gebet würdig zu beginnen, traurig aber ist es, daß die meisten Menschen nur den Geist für den heiligen anerkennen wollen, der ihre besonderen Pläne fördert. Hätte man, als es noch Zeit war, dem heiligen Geiste der Gerechtigkeit und der Bruderliebe ein billiges Gehör nicht versagt, so wäre der gewaltige Geist nicht entfesselt worden, der, wenn die Warnungsfrist ungenützt verronnen, zerstörend sich erhebt, und die Wege der Vorsehung vom elenden Menschenwerke säubert. Wie verhängnißvoll mußte denen, die das erkannten, die Berufung erklingen und das Veni, creator, womit man die letzte Frist erflehte und erhielt, aber nicht zu nützen wußte.

Der König erhob sich mit seiner Familie, mit den Prinzen seines Hauses und einem prächtigen Gefolge nach der Kirche zu Unserer lieben Frau in Versailles. In dem ersten königlichen Wagen befanden sich die Herzoge von Bourbon und Enghien, die Prinzen von Condé und Conti. Im Wagen des Königs waren, außer ihm, die Grafen von Provence und Artois, die Herzoge von Angoulême, Berry und Chartres. Vier Könige von Frankreich saßen sich hier gegenüber, von denen der letzte einundvierzig Jahre später den Scepter ergreifen sollte in Folge der Ereignisse, die bald hervorbrachen aus den Berathungen der Versammlung, deren Einweihung sie eben im Verein begehen wollten. Der Herzog von Orleans schloß sich

nicht dem königlichen Zuge an, sondern nahm seinen Platz unter den Abgeordneten des Adels. Die Königin fuhr allein mit Madame Elisabeth, Ludwig des Sechzehnten Schwester. Beide wurden wenige Jahre darauf Opfer der Revolution. Darauf begab man sich von der Kirche zu Unserer lieben Frau, im feierlichen Aufzuge und unter Vortragung des Allerheiligsten, nach der Pfarrkirche des heiligen Dionysius, des Patrons der Königsgräber in Frankreich. Den Zug führte der dritte Stand, der nachher auch die Revolution führte, dieser vom Hof, Adel und Geistlichkeit verächtlich über die Schulter angesehene Tiers, der aber sehr gut begriffen hatte, was kurz vorher Abbé Sieyes gesagt hatte in seiner Flugschrift: Qu'est-ce que le Tiers? „Alles," hatte er geantwortet. — „Und was war er bis jetzt?" — „Nichts!" Dafür hielt ihn noch die Hofpartei. Was konnten denn diese unbekannten Advokaten, Aerzte, Bürgermeister, Kaufleute und kleine Landpfarrer bedeuten? Wer kannte damals Robespierre, Lanjuinais, Barnave, Bouchotte, Cazalès, Grégoire, Bailly, Pétion, Boissy-d'Anglas und so viele Andere? Sieyes Bedeutung ahnten nur Wenige, — Mirabeau war damals nur bekannt als ein Wüstling, als ein „verlorner Sohn" seines Vaters, der ihn öfter hatte einsperren lassen, höchstens als schamloser Libellist, der, von seinen Standesgenossen zurückgewiesen, sich um die Wahl der Rotüre beworben hatte. Alle diese und viele Andere, die bald genug sich eine Bahn brachen und berühmt oder berüchtigt wurden, erschienen hier als unbekannte und stumme Figuren, die sich der Unterordnung bescheiden fügten, wie das Ceremonial der Generalstaaten von 1641 es vorschrieb. Es war das letzte Staatsfest der alten Monarchie, mit altherkömmlicher Pracht und Standesabstufung bei altherkömmlichem Gehorsam, dem Ludwig Philipp hier beiwohnte.

Es endigte indessen nicht ohne ein bedrohliches Wetterzeichen. Als nämlich der Bischof von Nanci, Herr de la Fare, in seiner Anrede an die Versammlung die Möglichkeit von Reformen in Aussicht stellte, hallten die Gewölbe der Kirche wieder von einem dröhnenden Beifallsklatschen.

Am 5. Mai wurden die Generalstaaten mit einer königlichen

Sitzung eröffnet. Der große Saal der Menus-Plaisirs war dazu eingerichtet worden. So sonderbar die zufällige Zusammenstellung der ursprünglichen Bestimmung dieses Bankett-Hauses mit dem, was jetzt darin vorgehen sollte, auch war, so bedeutsam wurde gleich noch vor dieser ersten Sitzung eine, ohne Zweifel absichtliche, Vernachlässigung in der räumlichen Einrichtung. Man hatte sowohl für die Geistlichkeit, wie für den Adel, Nebensäle vorbereitet, in welchen diese Stände ihre Separatberathungen vornehmen konnten. Der dritte Stand hatte kein eigenes Local, und sollte, bei Absonderungen nach den Ständen, im allgemeinen Sitzungssaale zurückbleiben. Am Morgen des 5. Mai regnete es in Strömen. Die Mitglieder der Geistlichkeit und des Adels versammelten sich in aller Bequemlichkeit in ihren Sälen, um nachher corporativ in den großen Saal zu treten. Der dritte Stand mußte lange im Regen auf der Straße stehen, und als die bürgerlichen Abgeordneten, durchnäßt und beschmutzt, in den Saal gelassen wurden, fanden sie dort die beiden privilegirten Stände, die bereits auf ihren mit Lilien durchwirktem Sammt überzogenen Lehnstühlen saßen, während die bürgerlichen verdrießlich sich zusammendrängten auf den mit grobem blauem Tuch beschlagenen Bänken. So wenig achtete man die Männer, welche man berufen hatte, um das Volk zu vertreten. Aber auch damit hatte man die Erledigung der ersten Streitfrage zu ihrem Vortheile vorbereitet, denn sie mußte den Platz behaupten, als man nach Ständen abstimmen wollte. Gleich vom Anfange erhob sich der Streit wegen Beglaubigung der Vollmachten. Die beiden ersten Stände wollten, daß diese, jede constitutionelle Versammlung einleitende Vornahme in jedem Stande besonders, der dritte Stand wollte, daß sie gemeinschaftlich statt finde. Kein Stand wollte nachgeben. Anfangs freute sich der Hof über diese Uneinigkeit, er hoffte, daß dadurch die Bedeutung der Generalstaaten überhaupt gelähmt werde. Der dritte Stand blieb unerschütterlich, er verlangte die Gemeinschaft der Verification der Vollmachten — welche natürlich die Gemeinschaft der Berathungen und der Abstimmungen nach sich ziehen müßte — nicht mehr als ein Zugeständniß um ein gutes

Vernehmen zu erhalten, sondern als eine Nothwendigkeit für die beiden anderen Stände, die, nach seiner Behauptung, nur die Privilegien repräsentiren, während er, der dritte Stand, allein das Volk vertrete, ohne dessen Zustimmung eine Beschlußnahme der andern Stände ungültig sey. Der Hof war blind und sah nicht die Gefahr; er hätte den Formstreit beschwichtigen müssen, um durch die Versammlung wahrhaft beruhigende Maßregeln zu erlangen. Bereits am 10. Mai erklärte das Pariser Wahlcollegium seine Permanenz. Der Hof war unschlüssig und schwach genug, diese anarchische Eigenmächtigkeit zu dulden; man wollte die Pariser nicht vor den Kopf stoßen. Der Mai ging zu Ende, ohne daß Einer der Stände einen Fuß breit gewichen wäre. Fünf Conferenzen brachten kein Ergebniß. Man erörterte die Befugnisse der alten Generalstaaten, man las lange Auszüge vor aus den Verbalprozessen der Vergangenheit, während die Gegenwart vulkanisch erbebte; man längnete, daß der dritte Stand die Gemeinen Frankreichs vertrete, aber dieser wußte recht gut, daß das Volk seine Befähigung dazu anerkenne, und blieb fest. Der Prinz von Condé, der Herzog von Broglie und Baron Bezenval bildeten einen geheimen Kriegsausschuß. Hunderttausend Mann sollten um Paris und Versailles zusammengezogen werden. Am 12. Juni erklärte der dritte Stand die Sitzung begonnen, ungeachtet der Abwesenheit der andern Stände. Diese fingen an zu schwanken. Am 13. verließen drei Pfarrer aus Poitou die Geistlichkeit und erschienen im großen Saal, wo der dritte Stand die Verification der Vollmachten schon begonnen hatte. Man begrüßte sie mit Jubel. Bald folgten Erzbischöfe und Prälaten. Der dritte Stand sah seine Bedeutung anerkannt und auf Legrands Vorschlag erklärte er die Vereinigung aller Stände als Nationalversammlung. Der Hof wollte Einhalt thun. Eine königliche Sitzung wurde angekündigt; der Sitzungssaal sollte bis dahin geschlossen bleiben. Der dritte Stand verlangte vergebens Zutritt in den Saal, alle Vorstellungen seines Präsidenten Bailly wurden zurückgewiesen. Nicht lange blieben die Abgeordneten in müßiger Entrüstung vor den geschlossenen Thüren des Menus-Plaisirs; sie zogen nach dem Ballsaal. Einer hatte den

Ort genannt — und sogleich setzte sich der Zug in Bewegung, umwogt von einer großen Volksmasse. Kaum waren die Abgeordneten im Ballsaal angekommen, so wurde in auflodernder Begeisterung der große Eid geleistet: „sich nicht zu trennen, bis das große Werk der Wiedergeburt Frankreichs vollbracht sey.“ Am Sonntag den 21. Juni wurde die Mehrheit des Adelstandes am Hofe empfangen; der Herzog von Luxemburg las eine Adresse, worin der Adel gegen die Uebergriffe des dritten Standes protestirte. Diesen Schritt hielt die Hofpartei für entscheidend. Der Graf von Artois glaubte ihn zu vervollständigen, indem er dem Ballmeister anzeigen ließ, daß er am folgenden Tage Ball spielen wolle; der dritte Stand konnte also seine Sitzung nicht im Ballsaale halten. Damit wähnte der Prinz also, ihm eine große und unbezwingliche Verlegenheit bereitet zu haben. Man begreift solche Kurzsichtigkeit nur, wenn man daran denkt, daß Carl der Zehnte einundvierzig Jahre später noch nicht besser über die Verhältnisse in Frankreich unterrichtet war. Dem dritten Stande öffnete der Pfarrer Jacob die Kirche des heiligen Ludwig, um darin seine Sitzungen zu halten. Kaum war die Nachricht davon nach dem Schlosse gelangt, so verbreitete sich schon die Schreckenskunde, daß zwei Erzbischöfe und vier Bischöfe, an der Spitze von 170 Pfarrern, sich mit dem dritten Stande vereinigt hatten.

Am 23. Juni war Ludwig Philipp gegenwärtig bei der denkwürdigen Sitzung, worin die bekannte königliche Declaration erfolgte. Der Herzog von Chartres, der damals noch nicht sein sechzehntes Jahr zurückgelegt hatte, zeigte bei dieser Gelegenheit eine für sein Alter ungewöhnliche Haltung, die bewies, wie richtig er urtheilte und mit welcher Sicherheit er schon als Jüngling sich zu benehmen wußte. Sein Vater schloß sich wiederum nicht dem königlichen Gefolge an, sondern erwartete den Hof unter den Abgeordneten, zu deren Standschaft er gehörte. Ludwig Philipp aber nahm den ihm gebührenden Platz unter den Prinzen in der Begleitung des Königs. Seine königlichen Vettern empfingen ihn mit bemerkbarer Kälte, mit dieser Höflichkeit, die, indem sie genau nur das Unerläßliche ertheilt, eine Zurückweisung andeuten will und die, in diesem Falle von dem großen

Schwarm der dem orleanischen Hause so feindlich gesinnten Hofpartei pflichtschuldigst nachgeahmt, ganz geeignet war, auch einem lang geübten Hofmanne Verlegenheit zu bereiten. Der junge Herzog jedoch wußte diesem stummen Angriffe die Spitze zu bieten durch den würdevollen Anstand, mit dem er seinen Rang und die Ehre seines Hauses behauptete; der Geist, der sich in seinem Benehmen beurkundete, und die bescheidene Würde seiner anmuthigen Persönlichkeit wiesen solche Zeichen von Mißkennung zurück, die er nicht hätte übersehen dürfen.

Bekanntlich hatte die königliche Declaration, welche Ludwig der Sechzehnte in dieser Sitzung mit einer Rede einleitete und beschloß, keinesweges den gehofften Erfolg. Der König hatte Zugeständnisse gegeben und Zusagen ertheilt, namentlich über einen geordneten Staatshaushalt, aber er wollte die Trennung der drei Stände in Berathung und Abstimmung aufrecht erhalten wissen. Der größte Theil der Geistlichkeit und des Adels zog sich in ihre Säle zurück, nachdem der König das Haus verlassen hatte, aber der dritte Stand und die Geistlichen, welche sich bereits ihm angeschlossen, blieben in dem großen Saal, obschon man ein eigenes Local für den dritten Stand bereitet hatte. Da nun bald darauf immer mehrere Mitglieder der Geistlichkeit, und endlich auch achtundachtzig Edelleute, an deren Spitze der Herzog von Orleans, sich mit dem dritten Stande vereinigten, so mußte der König, um die gefährliche Volksstimmung, welche sich kund gab, zu beschwichtigen, den noch in Absonderung verharrenden Edelleuten und Geistlichen befehlen, sich mit dem dritten Stande zu vereinigen. Die Generalstaaten waren verschwunden und die Nationalversammlung war mit königlicher Bewilligung constituirt. Aber zwei Monate waren in Formstreitigkeiten verloren, die, besser angewendet, den Thron Ludwig des Sechzehnten hätten vom Untergange retten können.

Die ersten Beschlüsse der Nationalversammlung fanden allgemeinen Beifall. Damals war die große Mehrheit der Franzosen aller Stände vollkommen einig. Man wollte Abschaffung der drückenden Vorrechte, eine billige Besteuerung und eine zuverläßige Finanz-

Ordnung. Die Hofpartei aber betrachtete diese bisher noch ganz gemäßigten Beschlüsse der Volksversammlung als eine an ihr begangene Rechtsberaubung. Die Hofleute wollten keinen Beitrag geben zu den Staatseinkünften, sondern nur sie verzehren helfen, und bereiteten einen Widerstand vor. Man hatte Truppen herbeigezogen und glaubte sich hinlänglich stark, um einen Gewaltstreich ausführen zu können.

Am 11. Juli bekam Necker den Befehl, das Portefeuille der Finanzen abzugeben und sogleich Versailles und Paris zu verlassen. Er reiste noch an demselben Tage ab. Am 12. Juli kam es zum Handgemenge im Garten der Tuilerien in Paris zwischen dem Volke, zu dem ein großer Theil der Garde Française übergetreten war, und den Regimentern Royal-Allemand und Royal-Lorraine unter Anführung des Prinzen von Lambesc, der sich zurückziehen mußte. Die Bürgergarde wurde in Paris gebildet, oder vielmehr, sie organisirte sich von selbst; am 13. Juli Abends waren schon achtzigtausend Bürger bewaffnet und Lafayette nahm den Oberbefehl. Am 14. Juli fiel die Bastille, die Garnison wurde größtentheils niedergemacht und Herr v. Flesselles ermordet. Paris war in vollem Aufstande begriffen und die ersten blutigen Thaten der Revolution waren geschehen.

Während dieser Ereignisse war Ludwig Philipp mit seinen Geschwistern und der Frau v. Genlis in St. Leu. Die Erziehung ging ganz in ihrer gewohnten Weise fort und war nicht unterbrochen worden, als für die wenigen Tage, an denen Ludwig Philipp in Versailles gewesen war, um den oben beschriebenen Feierlichkeiten beizuwohnen. Der Herzog von Orleans war am 11. Juli in Paris. Es war ein Sonntag; an diesem Tage Morgens bekam Necker seinen Abschied. Der Kanzler des Herzogs, Herr v. Latouche, war in Versailles. Necker ließ ihn kommen und benachrichtigte ihn von seiner Verabschiedung. Latouche sprengte sogleich mit verhängten Zügeln nach Paris, um diese wichtige Nachricht im Palais-Royal zu überbringen. Am 12. wollten die Prinzen in St. Leu das Geburtsfest der Frau v. Genlis feiern. Der Herzog von Orleans und Herr v. Genlis wurden in St. Leu erwartet. Ein reitender Bote brachte

einen Brief von Herrn v. Genlis, der das Vorgefallene meldete und hinzufügte, daß der Herzog Paris nicht verlassen könne. Die Ereignisse wurden in St. Leu besprochen ganz im Sinne der Revolution. Dabei muß man aber nicht vergessen, daß man damals nicht voraussehen konnte, wie mit dem Widerstande des Volkes gegen die königlichen Dragoner unter Lambesc, am 12., eine Reihe von Begebenheiten eröffnet war, die in schnell auf einander folgenden Ausbrüchen, durch Blut und Gräuel zum Umsturz der bestehenden Gesellschaft führen sollten. An so etwas dachte, mit äußerst geringen Ausnahmen, Niemand noch. Die Genlis und ihre Umgebung, so wie die Personen, welche an diesen und den folgenden Tagen von Paris nach St. Leu kamen, sahen in dem Widerstande des Volkes nur eine gerechte Auflehnung gegen die tyrannische Bedrückung des Hofes. Die Truppen, hieß es, wären um Paris und Versailles gehäuft worden, um alle ertheilten Zugeständnisse zurückzunehmen, um die Abgeordneten des dritten Standes und alle Mitglieder der andern Stände, die sich für das Volk erklärt hatten, zu verhaften und Alle, welche ihnen Beistand leisten würden, niederzumachen. Dieß war allerdings wahr und nicht übertrieben — das wollte wirklich, nicht der König, sondern die Kriegspartei in Versailles. In dem Fall der Bastille sah man, bei allem Bedauern der Opfer auf beiden Seiten, nur eine glänzende That des Volkes, das durch die Zerstörung der Zwingburg der Willkürherrschaft seine Freiheit ausgesprochen hatte. Man triumphirte über die Ohnmacht des Hofes und übersah dabei, daß eben dadurch die Selbsthülfe des Volks gefährlich werden mußte, nicht blos für den Hof, sondern für jede bestehende Ordnung. Dieselbe Verblendung, welche zu Versailles herrschte, in Beziehung auf die Macht des Hofes und die Gesinnung der Mehrheit der Nation, waltete ob bei den Männern der Bewegung, sie wähnten, das Volk werde da stehen bleiben, wo sie es gebieten würden.

Einen Vorfall aus dem Aufenthalt in St. Leu wollen wir noch erwähnen. Der Herzog von Chartres ritt mit seinem Bruder Montpensier durch ein Dorf einige Stunden vom Schlosse. So wie die Bauern das blaue Band des Herzogs sahen, brachen sie in

Verwünschungen aus, holten Knüppeln und Sensen und verfolgten die Prinzen, welche ihren Weg fortsetzten, ohne diese Bewegung auf sich zu beziehen, bis man ihnen zurief: „Flieht nur, Elende, wir werden Euch dennoch kriegen!“ Kaum hatten die Prinzen diesen Zuruf vernommen, so hielten sie an. Einer ihrer Leute ritt der rasenden Menge entgegen und fragte sie, was sie vom Herzog von Chartres begehrten. Bei diesem Namen stutzten die Bauern, versicherten, daß sie die Prinzen für Hofherren aus Versailles angesehen, hätten und bezeugten dem Herzog ihre Ergebenheit.

Frau v. Genlis kam mit ihren Zöglingen von St. Leu nach Paris und zeigte ihnen von Beaumarchais Garten aus die Zerstörung der Bastille. Es war wohl sehr natürlich, wenn Ludwig Philipp, seinem Alter nach und bei der Stimmung und den Ansichten aller Personen in seiner Umgebung, dieses denkwürdige Schauspiel nur mit den Empfindungen einer begeisterten Freiheitsliebe betrachtete. Es war ja nicht blos die unerfahrene Jugend, welche damals ahnungslos vor den Trümmern der Bastille stand und in dieser Zerstörung nur eine gute Lehre für den Hof sah. Allein ganz abgesehen von der schrecklichen Bedeutung der Begebenheiten, die hier ihren thatsächlichen Anfang hatten, war dieser Zeitpunkt auch von der größten Wirkung auf die Charakterentwicklung Ludwig Philipps. Er trat auf einmal aus dem heiteren Kreise der sorgenlosen Kindheit in einen neuen Lebensabschnitt. Alle Eindrücke aus dem Bereiche der Vergangenheit und selbst die Erlebnisse der Gegenwart waren bis jetzt an ihn gelangt durch die Vermittelung einer wachsamen Erziehung; ihre Mittheilung war vorbereitet, die Lebhaftigkeit des Eindrucks gemildert durch eine einleitende Ansicht, welche sie fast in Bestandtheile eines Erziehungsstoffs verwandelte. Nun aber war auf einmal das große Buch des Lebens aufgeschlagen und die Ereignisse sollten durch unmittelbare Anschauung oder durch unvermittelte Kenntnißnahme zum Bewußtseyn sprechen. Sie folgten sich auch mit so reißender Schnelligkeit und so überwältigender Bedeutung, daß die Vergangenheit mit allen lieblichen Bildern einer friedlichen Kindheit bald wie in eine nebelhafte Ferne trat. Es war auch damit wie

eine plötzliche Umwandlung vorgegangen, die sich im geistigen Zustande wie im Benehmen des Prinzen zeigte, in der Richtung seiner Aufmerksamkeit, in der selbsteigenen Theilnahme, wie in der Art sich auszudrücken.

Wenn wir zurückblicken auf die ganze Erziehungsperiode Ludwig Philipps, auf Alles, was er gelernt, gesehen, erfahren hatte, so wie auf die Anschauungsweise, in welcher dieß Alles ihm gezeigt war und vor seinem freien Urtheile erscheinen mußte, wenn wir die Stellung seines Vaters und die Gesinnungen aller Personen ins Auge fassen, deren Ansichten und Urtheile dem Prinzen mitgetheilt wurden: so können wir über das Ergebniß davon nicht im Geringsten erstaunen. Ludwig Philipp war der Revolution aufrichtig und ohne Rückhalt zugethan. Volksfreiheit im edelsten und schönsten Sinne war das glänzende Ideal, das seiner Phantasie vorschwebte, das erhabene Ziel, dem er die unverdorbene Kraft seiner Jugend widmete mit dem Aufschwung jugendlicher Begeisterung, wie mit der Einseitigkeit jugendlicher Unerfahrenheit, die im guten Bewußtseyn einer edlen Absicht den nächsten Weg zum Ziele unbedenklich für den besten hält.

Die Art, wie Ludwig Philipp in der Geschichte unterrichtet worden, hatte ihn nicht in eine lebhafte persönliche Beziehung mit der historischen Vorzeit seines Geschlechts gesetzt. Der ritterliche Ahnenstolz im edleren Sinne, der durch das Bewußtseyn erweckt werden mußte, einem Hause anzugehören, dessen Geschichte von der Frankreichs unzertrennlich ist, war wohl nicht unterdrückt, jedenfalls aber der philantropischen Anschauungsweise nachgesetzt worden, welche in rein bürgerlicher Allgemeinheit die historische Persönlichkeit so zu sagen auflöst, um die Einzelthat vorzugsweise nur in ihrer principiellen Beziehung zu einer Staatsmoral zu betrachten, die keinem Zeitalter angehört, sondern jedes richtet, ohne seine Besonderheit in Anschlag zu bringen. Diese Weise kann sehr richtig seyn, aber sie prägt sich in prosaischer Nüchternheit nur dem Gedächtnisse ein, und wenn sie allein vorwaltend ist, so stellt sich dem jugendlichen Gemüthe die Geschichte als eine Doctrin, nicht als ein Erlebniß dar; sie zerlegt sich wie die lebenswarme Natur auf einer gut gefertigten geographischen

Karte, aber sie vergegenwärtigt sich nicht wie in einem farbenreichen Gemälde, in dem die schroffe Eigenthümlichkeit zur gestaltenden Persönlichkeit wird. Als nun plötzlich die Gegenwart sich in so thatenreicher Entwickelung aufrollte, daß fast jeder Tag geschichtlich wurde, so begreift man, daß sie ausschließlich die Aufmerksamkeit fesselte, und daß Ludwig Philipp freudig und ohne Bedauern die Vergangenheit eines französischen Prinzen hingab und in der neuen Entwickelung nur eine ritterliche Zukunft erblickte, in welcher die edelsten Entwürfe sich verwirklichen sollten. Man bedenke, daß der Prinz persönlich nur die traurigsten Ueberreste einer morschen Vergangenheit kennen gelernt hatte, welche sich täglich unfähiger zeigte sich zu erhalten, und man erinnere sich, wie kühn und lebenskräftig damals die Neuzeit Schlag auf Schlag jeden Widerstand besiegte. Ludwig Philipp schloß sich der Bewegung an, mit der Lust eines Jünglings, der durch Thaten und Verdienste die Berechtigung einer hohen Stellung erringen will.

In der denkwürdigen Nacht vom 4. August stürzte das Gebäude der Lehenherrlichkeit mit allen Gebräuchen, Rechten und Gewohnheiten zusammen. Ein Noailles machte an diesem Abende in der Nationalversammlung den Vorschlag, die Frohnpflichtigkeit abzuschaffen, und ein Taumel der Verzichtleistung bemächtigte sich aller Stände. Adel, Geistlichkeit, Städte, Körperschaften, Parlamente, Provinzen, alle drängten sich herbei im begeisterten Wettkampfe, um sich in Opfern zu überbieten. In wenigen Stunden waren Zehnten und Steuerfreiheit, Jagd- und Herrenrechte, Anhäufung der Pfründen und Pfründensteuer an den römischen Hof, Gnadengedinge, Zunft und Meisterrechte, Zollrechte der Provinzen, Steuerfreiheit von Städten und Körperschaften, dahingegeben. Die Verträge von Jahrhunderten lagen zerrissen vor der Rednerbühne der Volksversammlung, schreiende Mißbräuche waren zertrümmert; aber alle Gliederung und Abstufung der französischen Staatsgesellschaft war verschwunden, alle Strebepfeiler eines gesetzlichen Widerstandes gegen das höchste Gebot eines Mehrheitbeschlusses waren niedergerissen und Alle waren gleich geworden in der Ohnmacht vor dem Staatsbegriff, der nunmehr alle Vorrechte in sich vereinigte und ohne Widerspruch sie geltend machen

konnte. Am 16. Juni waren die Stände des Reichs in eine Nationalversammlung zerronnen; der 23. Juni hatte mit Nichtbeachtung der königlichen Declaration, die moralische Gewalt der Krone auf die Nationalversammlung übertragen; der 14. Juli hatte die materielle Gewalt in die Hände des Volks gelegt; in der Nacht vom 4. August fielen alle Schranken der alten Monarchie, der Staat war Alleinherrscher und die Nationalversammlung eine constituirende geworden.

Paris war in voller Bewegung; politische Clubbs hatten sich organisirt und Dupont ihre Verbündung veranlaßt; Wahlcollegien, Bürgerausschüsse, Distrikte, Jeder wollte befehlen, und Lafayette erhielt durch die Bürgerwache nur mit großer Mühe eine dürftige Ordnung. Der König hatte zuerst die Beschlüsse vom 4. August zurückgewiesen, nachher aber sie angenommen. So widersetzte er sich auch der Erklärung der Menschenrechte. Der Hof wollte den König von Versailles entfernen, damit er von einer Grenzstadt aus, auf dem Heere sich stützend, die Nationalversammlung für aufrührerisch und ungesetzlich erkläre; das Volk wollte den König auch nicht in Versailles, sondern in Paris, damit er die Beschlüsse der Versammlung legitimire. Diese Spannung konnte nicht lange bestehen. Die Unschlüssigkeit des Königs und die verkehrten Maßregeln der Hofpartei bereiteten bald dem Volke einen neuen Sieg. Truppen wurden wieder um Versailles und Paris zusammengezogen. Gerüchte von einem Vorhaben gegen die Revolution vermehrten die Gährung in Paris, die durch den Brodmangel gefährlich werden mußte. Das Fest der Garden im Versailler Schauspielhause am 1. Oktober zum Willkomm des flandrischen Regiments löste alle Zweifel; im Rausche der Begeisterung und des Weins verrieth man einen Vorsatz, der, um zu gelingen, nur mit der That hätte ausgesprochen werden müssen. Und dennoch wußte der Hof nichts Besseres zu thun, als am 3. Oktober das unselige Fest zu wiederholen. Am 5. Oktober brach der Volksunwille in Paris los, das Geschrei der Menge „nach Versailles“ ertönte, Lafayette hielt sie lange zurück, bis er mit der Bürgergarde dem vorangezogenen Weiberhaufen folgen mußte. Die Leibgarden wurden in Versailles angegriffen, einige getödtet, die

königliche Familie nur mit Mühe gerettet und mitten im jubelnden Volkshaufen nach Paris gebracht. Die Nationalversammlung folgte dem König, der nunmehr unter der Aufsicht des Volks in der Hauptstadt der Revolution leben mußte. Die Versammlung schritt unaufhaltsam in ihrem Werke vor, die Provinzen verschwanden und Frankreich wurde in dreiundachtzig Departements getheilt und das Decret vom 2. December erklärte die Güter der Geistlichkeit für Volkseigenthum. Der Herzog von Orleans war nach den Oktoberunruhen nach England gegangen, um seiner Partei sich zu entziehen, aber er hatte schon das Vertrauen aller Parteien verloren.

So sehr war die Stellung Ludwig Philipps in dem kurzen Zeitraume von acht Monaten verändert worden. Die alte Monarchie war gestürzt, er selbst in den unaufhaltsamen Gang der Ereignisse hineingedrängt worden, und gegen seinen Vater bereitete man einen Hochverrathsprozeß vor.

Die Frau v. Genlis hatte ihre Zöglinge in den Clubb der Cordeliers geführt. Hier hörten sie, was dort täglich zu hören und zu sehen war, die Wuth des gemeinen Mannes gegen alle Höherstehenden. Schuhflicker und Sackträger traten als Redner auf und sprachen in den ungemessensten Ausdrücken; Zorn und Rache gegen Adelige, Priester und Reiche ergossen sich in Strömen wie schwerglühende Lawa aus dem geborstenen Krater sich hervorwälzt. Es muß zugestanden werden, daß die Frau Gouvernante ihre praktische Erziehungsmethode etwas weit ausdehnte. Und keine Ahnung beschlich sie von dem, was hier bereitet wurde? Wenn sie hörte, wie bereits hier Gemeinheit und abgerissene Niedrigkeit als die einzige zuverläßige Gewährleistung für aufrichtigen Patriotismus bezeichnet wurden, so fiel ihr dabei nichts auf, als der schlechte Ton, der bei den Cordeliers herrschte. Die Genlis versichert, daß sie nie etwas von Politik verstanden habe, und in der That, sie kann uns keinen besseren Beweis dafür geben, als den Besuch bei den Cordeliers und die naive Unbefangenheit, mit der sie ihn bespricht. Da indessen der Herzog von Chartres später in den Jacobinerclubb treten mußte, so

hatte er wenigstens durch die befremdliche Fürsorge seiner Erzieherin einen Vorgeschmack bekommen von dem, was er dort finden sollte.

Die Nationalgarde hatte sich durch Lafayette's Bemühungen und seinen großen Eifer ziemlich militärisch gebildet. Von jeher waren die Prinzen vom Hause Orleans in Paris volksthümlich gewesen. Ludwig Philipp und seine Brüder entsprachen also nur der allgemeinen Erwartung, indem sie sich der Pariser Bürgergarde anschlossen, welche eine schöne und wichtige Pflicht erfüllte, indem sie für die öffentliche Ordnung und die Sicherheit der königlichen Familie wachte. Am 9. Februar 1790 erschien Ludwig Philipp mit seinen Brüdern in der Nationalgarde-Uniform im Distrikthause von St. Roch, wozu das Palais-Royal gehörte, um auf die Liste der Pariser Bürgergarde eingetragen zu werden. Als der Herzog von Chartres sich einschreiben sollte und alle seine Titel auf dem Register sah, strich er sie aus und schrieb an ihre Stelle: „Ludwig Philipp von Orleans, Bürger von Paris.“ Dieß wurde damals und nachher vielfach und laut, und nicht allein von der Hofpartei, getadelt; man wollte darin eine Verzichtleistung auf sein Geschlecht sehen, um dem Volke zu schmeicheln. Wir finden darin jedoch nur eine ganz natürliche Folgerichtigkeit des Benehmens. Ludwig Philipp konnte nicht ferner in Paris den Ereignissen fremd bleiben, mußte sich den Nationalbestrebungen anschließen. Wollte und mußte er das, so wäre es ein lächerlicher Widerspruch gewesen, auf den Registern der Bürgergarde mit einem Herzogtitel prangen zu wollen, da er doch nur als Bürger von Paris in die Reihen treten konnte. Uebrigens bewarb er sich vergebens um den Oberbefehl des Bataillons von St. Roch; seine Mitbewerber wurden vorgezogen.

Ludwig Philipp war in die philantropische Gesellschaft aufgenommen worden, deren Vorstand der edle Armand Joseph von Bethune-Charost war. Er wurde ein eifriges und thätiges Mitglied dieses Vereins, in dem er hinlängliche Gelegenheit fand, seinen Sinn für Wohlthun zu bethätigen und die Art kennen zu lernen, wie man den Armen helfen soll.

In den Sitzungen der Nationalversammlung wurde Frankreichs

Schicksal entschieden. Hier erörterte man die Anträge, aus denen die Verfassung hervorgehen sollte, welche die künftige Lebensordnung des Staats zu bilden bestimmt war. Hier erklang das gewaltige Wort eines Mirabeau, und jeder Tag sah neue Männer in die Schranken treten, von denen Viele ihr Andenken mit Blut oder Ruhm bedeckt haben. Hier war es auch, wo Ludwig Philipp die Hochschule seiner politischen Studien begann, welche Lehre, Erörterung und Uebung so gleichzeitig verband, wie wohl kaum je eine andere es gethan hat. Fast in jeder Sitzung war er Zuhörer und Zeuge der Kämpfe, die sich hier entspannen und von denen die meisten fast nach allen Richtungen hin gänzlich ausgefochten wurden, denn noch hatte jede Richtung Vertreter, die ohne Scheu ihre Meinung durchführen konnten und es auch thaten, noch war der Clubbton der einschüchternden Gräuelbotschaft nicht angeschlagen worden.

Gerade durch das Vorhandenseyn von Standesgenossen und Wortführern der Staatseinrichtungen, welche zurückgedrängt wurden, so wie von den Vorkämpfern einer neuen Ordnung, die im Kampfe nach Gestaltung rang, war dieser Großrath des französischen Volks eine der merkwürdigsten politischen Versammlungen, die es gegeben.

Die Bevorrechteten bildeten die rechte Seite, den erhaltenden Widerstand gegen die gleichmachenden Reformer. Sie bestand aus den Standesmitgliedern des Adels und der Geistlichkeit, welche bei dem Streite über die Trennung der Stände sich der Verschmelzung widersetzt hatten. Diese Partei war allerdings bei den letzten Ereignissen in Uebereinstimmung mit den Gemeinen gewesen, oder hatte für den Augenblick mit ihnen gestimmt, aber sie wollte erhalten, was möglicherweise zu retten war, so viel wenigstens, daß einige Lebensfähigkeit blieb für eine künftige Wiederaufrichtung ihrer Stände. Darum vertheidigten sie sich meist nur durch Begründung einer beständigen Einrede und Verwahrung. Ihre Wortführer waren: der Abbé Maury, unermüdlich im Widerspruch, ermüdend im wortreichen Umfange seines Vortrags, aber dabei kühn, unterrichtet und stets bereit, aus dem Stegreife unvermutheten Einwendungen entgegen zu

treten — und Cazalès, sicher in seinen Ansichten, klar in bündigen Entwickelungen, kurz und schneidend in plötzlichen Ausfällen.

Die Monarchisten, wie man sie später genannt hat, unterstützten Necker und sein Ministerium. Sie hatten die englische Verfassung im Auge, ein Zweikammersystem. Zu ihnen gehörte eine Minderheit des Adels und ein Theil der Bischöfe, welche, wenn Neckers Ideen durchgingen, in die erste Kammer zu kommen hofften. Unter ihnen traten voran Mounier, Lally-Tolendal und Clermont-Tonnere. Sie wollten vermitteln und versöhnen, die Gewalthaber überreden zum Verständniß mit den Mindermächtigen. Vor den Pariser Aufständen erflehten sie vom Hofe Zugeständnisse, nachher wollten sie den dritten Stand zu einer Vereinbarung mit dem Hofe bewegen. Sie verloren aber ihre Mühe, denn zum Vermitteln war es zu weit, oder vielmehr noch nicht weit genug gekommen. Die Sieger wollten Alles, man mußte erst später zu der Erkenntniß kommen, daß dieß allzuviel war, um dann Vermittelungsvorschlägen ein Ohr zu leihen.

In der Volkspartei der Versammlung war eigentlich keine Spaltung; in den Hauptfragen war man vollkommen einig. Einige jedoch wollten der Revolution vorausgehen, Andere nur mit ihr vorschreiten. Die ungestümen Dränger auf der äußersten Linken hatten damals drei talentvolle Führer: den Anwalt Dupont, den Parlamentsrath Barnave und den Edelmann und Obrist Alexander von Lameth. Sie bildeten einen eng geschlossenen Verein und handelten in fester Uebereinstimmung. Sie fürchteten einen Nachlaß im Eifer des Volks nach der Errungenschaft in schnellen Siegen, darum trieben sie es vorwärts, und Dupont führte die Verbindung der Clubbisten durch. Sie wollten nicht die Herrschaft der Menge fördern, aber dieses rasende Erregungsmittel mußte dahin führen, und sie wurden selbst davon überwältigt. Gegen die Herrschaft der Menge und für den Einfluß der Bürgerklassen auf die Beschlüsse der Nationalversammlung mit der ordnungsgemäßeren Stütze der Bürgerwache und des Stadtrathes waren diejenigen, welche Mirabeau, Lafayette und Bailly folgten. Die Nationalversammlung war in Ausschüssen getheilt für die gesetzgebenden Vorarbeiten, und da die königliche

Macht nur dem Namen nach bestand, so hatte die Versammlung auch Ausschüsse für Handhabung der ausübenden Gewalt, welche eigentlich der Regierung zustand, die aber machtlos geworden war, während Gemeinden und Bürgergarden in ganz Frankreich der Nationalversammlung gehorchten. In den Ausschüssen hatte der kalte, berechnende, aber kräftige und gedankenreiche Sieyes, der die Revolution systematisirte, entscheidenden Einfluß. Auf der Rednerbühne bot der colossale Mirabeau jeder Verwickelung Trotz, bewältigte jeden Andrang, überbot jeden Aufschwung, ruhiglächelnd im Gewirre tobender Leidenschaften, vom Widerstande getragen auf die Höhe, wo der Genius die Adlerschwingen entfaltet, schleuderte er nie ein Wort in das Gedränge des Parteikampfes, ohne daß es traf, zertheilte, entschied.

So war die Versammlung, in deren Sitzungen Ludwig Philipp zuerst die parlamentarische Erörterung kennen lernte. In einem Alter, in welchem Prinzen gewöhnlich ritterlichen Uebungen oder Vergnügungen obliegen, wohnte er thätig und aufmerksam dem größten Wechselwurfe bei, der in der modernen Geschichte gethan, der mit dem Geschick der europäischen Völker auch seine Zukunft bestimmte. Er war eben in die Welt getreten, um noch den Abschluß des alten Hoflebens zu sehen und eine Umwälzung alles Bestehenden zu erfahren, wie sie in so ätzender, zerstörender und mörderischer Weise ohne Beispiel in der Geschichte war. Vor seinen Augen wurde Stück für Stück die Monarchie abgetragen, es war eine Versteigerung auf Abbruch der bisherigen Familiengüter der verganteten Staatsgesellschaft, worin das Gesinde die Liegenschaften und Rechte der kindisch gewordenen Herrschaft erhandelte oder ertrotzte. Noch war eine gewisse Methode im Verfahren, aber das Uebergewicht neigte sich so stark, daß bald Verschleuderung eintreten mußte. Nur ein träger und geringer Geist konnte hier theilnahmlos bleiben, nicht aber ein Jüngling mit so rüstigem Bewußtseyn seines Gehaltes, so gut vorbereitet auf ein thätiges Leben und in so ungeschwächter Blüthe, wie Ludwig Philipp. Das ist der Charakter aller Wendepunkte der Geschichte, daß die Bewegung fast unwiderstehlich alle unerprobten Kräfte an sich

zieht, welche die Sporen verdienen wollen und selbst die reifere Entwickelung kann dem Drange nicht widerstehen, mit dem das Genie, oder auch nur das seiner Fähigkeit bewußte Talent in die weitgeöffnete Bahn lenkt, die dem Muthigsten den Sieg, den Tüchtigen fast sicheren Erwerb an Ruhm und Ehre, Allen Neues und Ungekanntes verheißt, die reizendste Verlockung, die man Menschen vorhalten kann. Daß Widerstand zur Erhaltung der Elemente eines neuen Baues, welche die unbemessene Bewegung mit fortschwemmen will, einen edleren Ruhm gewähren kann, daß überhaupt die Bewegung zum Stillstand gebracht werden muß, wenn sie nicht sich selbst aufreiben soll, diese Einsicht ist fast immer nur das Ergebniß einer erprobten Erfahrung. Die kräftige Jugend erfreut sich mit den Göttern an der siegenden, selten mit Cato an der besiegten Sache. Damals war die Bewegung noch nicht blinde Zerstörung geworden, und jetzt bewährt Ludwig Philipp eine so großartige Kraft in der Erhaltung, und aus viel edleren Motiven als die eines persönlichen Ruhmes in Bewältigung von Schwierigkeiten.

Das Erstgeburtsrecht auf die Majorate adeliger Güter wurde abgeschafft durch ein Decret vom 15. März 1790. Ludwig Philipp war in der Sitzung gegenwärtig. Als er seinem Bruder Montpensier dieß ankündigte, äußerte er seine Freude darüber. Das lag ganz in seiner wohlwollenden Persönlichkeit und in der Hochherzigkeit der Gesinnung, die damals allgemein war in Darbringung von Opfern an Vorrechten und persönlichen Vorbehalten.

Der Herzog von Orleans kehrte im Juli von England zurück. In dem Bericht des Chatelet über die gegen ihn geführte Untersuchung, veranlaßt durch seine angebliche Aufwiegelung bei dem Zuge nach Versailles und Anstiftung der Ereignisse, die dort im Oktober 1789 vorgefallen waren, fanden sich auch Beschuldigungen gegen Ludwig Philipp, namentlich in Beziehung auf Aeußerungen, die er in einer Sitzung der constituirenden Versammlung gemacht haben sollte. Man behauptete nämlich, daß er dort gesagt hätte: „man müsse die Aristokraten an die Laterne bringen.“ Die ganze Beschuldigung erschien schon deßwegen höchst unzuverläßig, weil man Personen

aufführte von der Umgebung des Herzogs von Chartres, die an dem Tage, wo die Aeußerung gefallen seyn sollte, gar nicht bei ihm waren. Ein Zeuge, Digaine mit Namen, hatte nämlich vor der Commission des Chatelet ausgesagt, daß Frau v. Genlis mit den Herzogen von Chartres und Montpensier in der Sitzung gewesen sey, der Zeuge habe sie gesehen und ganz deutlich gehört, wie der Herzog von Chartres die oben angeführten Worte zu Herrn v. Barbantane gesagt habe. Nun war aber die Frau v. Genlis nicht in dieser Sitzung; sie war nicht einmal in Paris, sondern in Passy. Herr v. Barbantane war allerdings in der Sitzung, allein sehr weit vom Herzog von Chartres entfernt und es ist vollkommen erwiesen, daß er an diesem Tage ihn in der Sitzung nicht gesprochen habe, nicht sprechen konnte, weil er gar nicht in seine Nähe kam. Lebrun hatte an diesem Tage die Prinzen in die Sitzung begleitet. Bekanntlich war der Bericht des Chatelet gedruckt und an die Mitglieder der Nationalversammlung vertheilt worden. Das war schon ein bedeutender Grad von Veröffentlichung. In Erwartung der genaueren Untersuchung, welche von der Commission zu gewärtigen stand, die von der Nationalversammlung ernannt war, um über den Beschluß wegen Versetzung in Anklage, eine Erklärung abzugeben, wollte man vom Palais-Royal aus einen Brief in die Zeitungen einrücken lassen, welcher vorläufig den Ungrund der obigen Aeußerung des Herzogs von Chartres darthun, und zugleich eine andere im Bericht des Chatelet aufgenommene Beschuldigung zurückweisen sollte, die nämlich, daß Frau v. Genlis in Passy Versammlungen von Abgeordneten halte, worin feindliche Plane gegen den Hof verabredet würden. Man wollte, daß Herr Lebrun, der den Ungrund beider Behauptungen vollkommen bezeugen konnte, diesen Brief unter seinem Namen in die Zeitungen gäbe. Er weigerte sich indessen. Er war bereit, persönlich vor dem Gericht zu bezeugen, daß beide Angaben des Berichts falsch seien; schreiben aber wolle er nicht, denn er habe einen unüberwindlichen Abscheu davor „gedruckt zu werden." Diese Kleinmüthigkeit eines Mannes, der seiner Stellung nach dazu berufen war, auf jede Weise im Interesse seiner Zöglinge der Wahrheit

offen Ehre zu geben, tadelt Frau v. Genlis mit Recht sehr scharf. Der Mann war redlich und ehrenwerth, aber sein Geist war gedrückt in dem beschränkten Kreise einer untergeordneten Wirksamkeit, und er schreckte zurück vor der Unbehaglichkeit, öffentlich genannt und möglicherweise angegriffen zu werden; als wenn dieß Alles in Betracht kommen dürfe, wo es sich darum handelt, eine Pflicht zu erfüllen. Herr v. Barbantane übernahm die Widerlegung, die so leicht zu führen war. Dessen ungeachtet wurde die Aeußerung des Herzogs von Chartres als etwas ganz entschieden Vorgefallenes nachher vielfach wiederholt, ohne daß der Widerlegung irgend Erwähnung gethan worden. So steht sie in Flugschriften und Encyclopädien im Englischen, Deutschen und Französischen. Noch heutigen Tages argumentiren die Parteien daraus: die Republikaner schreien über den Abfall von so schönen Grundsätzen, wie diese Laternenworte sie verkündigen; die Legitimisten gerathen in ein frommes Entsetzen und brechen in Verwünschungen aus über terroristische Gesinnungen. An der ganzen Sache ist kein wahres Wort, aber die Zahl derer ist überschwenglich, bei denen das letzte Buch, das sie eben gelesen, darum Recht hat, weil es so bequem ist, das Gegebene hinzunehmen wie es ist, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob es nicht zufälligerweise eine ganz kleine unschuldige Lüge wäre, ein Gugucksei, das man der faulen Portion phlegmatischer Leser ins Nest gelegt hat.

Nach dem Willen des Herzogs von Orleans wurde der Herzog von Chartres von seinem siebzehnten Geburtstage an, am 6. Oktober 1790, vollkommen sein eigener Herr und bekam seinen eigenen Hausstand. Frau v. Genlis erzählt, daß der Herzog von Orleans die Absicht gehabt habe, Laclos als Sekretär bei seinem Sohne anzustellen. Laclos gehörte zu den Umgangsfreunden des Herzogs von Orleans und war der Verfasser der berüchtigten Liaisons dangereuses, eines der unsittlichsten Romane, die je geschrieben wurden zur Erregung der gröbsten Sinnlichkeit. Glücklicherweise war der Herzog von Orleans nicht so fest in seinen Entschlüssen, so daß es gelang, ihn von dieser Idee abzubringen. Er sah in dieser Anstellung durchaus keine Gefahr für seinen Sohn., denn jenes Buch, das

man so verderblich finden wolle, sey ja ganz geeignet, vom Laster abzuschrecken, und Laclos Ansichten über das in den Verhältnissen der Geschlechter Erlaubte oder Nichterlaubte hätten ja mit seiner amtlichen Wirksamkeit beim Herzog von Chartres nichts zu schaffen. Es ist bekannt, daß der Herzog von Orleans Umgangsgenossen hatte, deren Gesinnungen sowohl in politischer, wie in moralischer Beziehung sich von jeder Regel entbunden hatten. Man muß aber wohl beachten, daß dieser Kreis auf Ludwig Philipp keinen Einfluß geübt hatte, noch üben konnte. Seine Zeit war noch immer genau eingetheilt und fortwährend Studien und damit in Verbindung stehenden Beschäftigungen gewidmet. Seine Ausgänge hatten immer bestimmte Zwecke, und außerdem hatte er bis jetzt immer einen seiner Lehrer zur Begleitung gehabt. In die Nationalversammlung begleitete ihn abwechselnd Herr v. Barbantane, Lebrun, oder Herr Biauzat, sein Lehrer im Staatsrecht. Sonst besuchte er die Versammlungen der philantropischen Gesellschaft, die politischen Clubbs, ging einige Mal in der Woche ins Hôtel-Dieu, um Verwundete zu verbinden und Aderlasse vorzunehmen, worin er eine große Fertigkeit erreichte, was ihm mehr wie einmal in seinem Leben sehr zu Nutzen kam; bisweilen besuchte er Abends das Theater. Nie aber schlenderte er müßig herum, wie er denn überhaupt seiner Erziehung und dem angebornen Thätigkeitstrieb, der so glücklich entwickelt wurde, es verdankt, daß es früh bei ihm zur zweiten Natur wurde, in großen und kleinen Dingen die Zeit richtig einzutheilen und sie als ein köstliches Gut zu betrachten, dessen Vergeudung immer Nachtheil bringt. Seitdem Ludwig Philipp frei über seine Zeit und seine Handlungen verfügen konnte, hatte er Nichts in seiner Lebensweise geändert. Er nahm regelmäßig Theil an den Unterrichtsstunden in Belle-Chasse, und die Frau v. Genlis versichert, daß er sie bis zu seiner Abreise von Paris fast nie versäumt hat, als um nützlichen Bestrebungen obzuliegen. Dreimal in der Woche aß er zu Mittag bei seiner Mutter, so oft er konnte mit seinen Geschwistern, nur alle vierzehn Tage bei seinem Vater. Das seltene Erscheinen beim Herzog von Orleans hatte keinesweges seinen Grund in einer Abneigung, sondern der Herzog war

vollkommen damit einverstanden, da er sehr wünschte, daß sein Sohn, so lange er noch nicht persönlich thätigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten nehmen könne, seine Zeit so viel als möglich der Fortsetzung seiner Studien vorbehalte. Sein öfteres regelmäßiger Erscheinen bei der Herzogin hatte ohne Zweifel, außer seiner innigen Liebe zu ihr, auch darin seinen Grund, daß die Spannung zwischen der Herzogin und ihrem Gemahl bereits hoch gestiegen war, und daß sie namentlich großes Mißtrauen gegen die Frau v. Genlis bezeigte, so daß der Herzog von Chartres doppelt bemüht war, durch häufige und regelmäßige Besuche stillschweigend zu beweisen, daß die Erziehung die Herzen ihrer Kinder ihr nicht entfremdet habe — eine Verdächtigung, welche der Herzogin beigebracht war, und der sie Glauben beizumessen schien. Aus diesem Allem aber ersieht man, daß die vertrauliche Umgebung des Herzogs von Orleans, deren täglicher Umgang allerdings einem jungen Manne nicht ersprießlich seyn konnte, gar keinen Einfluß auf Ludwig Philipp üben konnte, da er fast gar nicht mit ihr in Berührung kam. Ganz anders wäre es freilich gewesen, wenn Laclos sein Sekretär geworden wäre, und wir dürfen es als einen glücklichen Umstand bezeichnen, daß dieser Plan nicht zur Ausführung kam; denn obwohl es wenige Menschen geben wird, die ihr ganzes Leben hindurch so sittlich treu geblieben sind, als Ludwig Philipp, nicht blos dem Anstande, sondern auch der That nach, so kann doch Niemand die Macht der Verführung ermessen, die hier durch die verwerflichsten Grundsätze fast unwillkürlich statt gefunden hätte.

Statt Laclos wurde Alexander Pieyre, der geistreiche und würdige Verfasser der „Schule der Väter“ bei Ludwig Philipp angestellt, und diese glückliche Wahl rechtfertigte sich vollkommen in jeder Beziehung.

Am 1. November 1790 wurde Ludwig Philipp zum Mitglied einer Gesellschaft von „Freunden der Revolution“ aufgenommen. Diese Freunde der Revolution waren aber keine andere, als die Jacobiner, die schauderhaften, gräßlichen Jacobiner, welche nachher den eigentlichen Heerd aller Gräuel bildeten, durch die später die Revolution

gebrandmarkt wurde, die aber, wie es oft in der Welt vorgekommen, einen verhältnißmäßig unschuldigen Ursprung hatten.

Noch vor der Revolution war in Frankreich das Revolutioniren gleichsam Mode geworden; Opposition gegen die Regierung und den Hof gehörte zum guten Ton schon vor der ersten Zusammenberufung der Notabeln. Nun ist Opposition freilich keinesweges nothwendig Revolution, aber wenn sie leichtsinnig von Unkundigen und Gesinnungslosen unter einer schwachen und unschlüssigen Regierung geübt wird, so führt sie fast unumgänglich dazu. Der schlechte Spaß wird dann ein schaudervoller Ernst. Man spielte damit in der Gesellschaft wie mit einem Mode-Artikel. Wer nicht die Mittel hatte, um mit Pferden, Hunden, Maitressen und Schulden Aufsehen zu erregen, der konnte doch, in der Anmaßung kühn, und bei einiger Belesenheit im Fache der Oeconomisten und Encyclopädisten, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen durch declamatorische Opposition in den Salons, in den Foyers der Schauspielhäuser, in Weinhäusern, auf den Spaziergängen, auf dem Marktplatze, überall, wo so viele zusammenkamen, daß Bewunderung, Beifallgeklatsche und Bravo's die Mühe der Anstrengung einigermaßen lohnen konnten. So ging es eine Zeit lang fort, und das Possenhafte des Unfugs trug dazu bei, den Hof in Sicherheit zu wiegen; man verachtete, was sich oft so ungenügend, verkehrt oder lächerlich erwies, und übersah theils, daß unter den Frondeurs wirkliche Talente zum Vorschein kamen, theils vergaß man, daß die Mode im Kleiderschnitt zwar keine andere Spuren als die der Scheere zurücklassen, daß aber eine als Mode auftretende Art der Meinungsäußerung bald Gewohnheit wird, und daß Gewohnheit mächtig, ja übermächtig werden kann bei Individuen wie in der Staatsgesellschaft. Die Berufung der Notabeln, der Widerstand des Parlaments und die Generalstaaten, welche sich in eine constituirende Nationalversammlung umwandelten, hatten endlich den Talenten eine glänzende Laufbahn eröffnet; für diejenigen aber, welche sich darauf vorbereiten wollten, hatte man nach Art der englischen parlamentarischen Clubbs, worin Uebungen statt fanden, ganz in der Form und in der Weise der Erörterungen im

Parlament, eine Gesellschaft errichtet. Man blieb aber nur eine Zeit lang in den Grenzen einer Vorschule; bald trat die Wirklichkeit an die Stelle des Uebungsstoffes. Es konnte nicht fehlen, daß eine der aufflammenden Leidenschaft für politische Kämpfe so entsprechende Einrichtung großen Zulauf fand. Das Haus, worin zuerst die Versammlungen statt fanden, war bald nicht geräumig genug, um die lernbegierigen Parlamentsschüler zu fassen, und schon zu Ende des Jahres 1789 übersiedelte die Gesellschaft in ein aufgehobenes Jacobinerkloster in der Straße St. Honoré. Wir wissen, was die Jacobiner geworden sind, sie haben sich eine herostratische Unsterblichkeit erworben, als die Cariatiden eines Irrengebäudes, worin der Staatswahnsinn hauste. Die phrygische Mütze ist sehr unschuldig dazu gekommen, das Emblem eines politisch kranken Gehirns zu werden. Alle, die nach der Revolution geboren sind, haben Kunde bekommen von den Jacobinern, als von den Urhebern und Vollstreckern der ärgsten Schandthaten, deren die Geschichte Erwähnung thut, und das waren sie auch in den letzten Jahren des Bestehens dieser gräßlichen Gesellschaft. Man muß sich indessen sehr hüten, die Sache von rückwärts zu betrachten, so nämlich, daß man glaube, daß die Jacobiner von vorne hinein mit solchen Absichten und Zwecken zusammentraten, wie sie später unter ihnen aufkamen und erstrebt wurden. Viele ausgezeichnete Männer, fast Alle, die in der Revolution sich hervorgethan haben, viele gute Menschen sind Jacobiner gewesen. Wie in allen zahlreichen Vereinen, war beinahe die Mehrzahl der Verbrüderten gefoppte Brüder, frères dupes, gerade wie es noch heute in allen politischen Associationen der Fall ist. Viele talentvolle Jacobiner, sobald sie das Unheil kommen sahen, zogen sich noch so zeitig zurück, daß sie nicht Spießgesellen des Verbrechens wurden; aber die Gefoppten wurden es, ohne es zu ahnen, und blieben es aus Furcht: denn die Rädelsführer speculirten auf die Jämmerlichkeit rebellischer Krämerseelen, die nur im Interesse ihrer Buden revolutionirt hatten, und die nachher aus Angst alle Gräuel votirten, so wie sie sich überzeugten, daß ihre Köpfe nur unter der rothen Mütze sicher waren, und daß sie, um nicht gehenkt zu werden, Henker werden

mußten. Am Ende des Jahres 1790 hatte der Jacobinerclubb allerdings schon seinen politischen Einfluß in so fern beurkundet, daß es bereits schwierig, ja fast nicht möglich geworden war, gegen den Willen der Jacobiner und ohne Vorbereitung in ihren Sitzungen eine Maßregel von Wichtigkeit in der Nationalversammlung durchzubringen. Mirabeau und Lafayette, welche aus dem Clubb getreten waren, mußten wieder hineintreten, weil sie ohne die Jacobiner nichts ausrichten konnten. Wenn wohl schon damals der kundige Beobachter, der Kenner des menschlichen Charakters, die Keime künftigen Unheils in der leidenschaftlichen Erörterungsweise der Jacobiner wahrnahm, so wie in der Anmaßung, die Beschlüsse der Nationalversammlung zu leiten, so konnte man doch damals keinesweges voraussehen, daß der Jacobinismus sich in Blut tränken werde, und selbst die Voraussichtigsten, welche ganz gut die äußersten Grenzen eines entzügelten Volkswillens kannten, hofften noch mit Zuversicht, daß die Constitution, welche man am 14. Juli desselben Jahres bei der Föderation auf dem Marsfelde beschworen hatte, die Mittel bieten würde, der Anarchie vorzubeugen und die Leidenschaften zu zügeln.

Es ist wohl kaum nöthig zu sagen, daß, als der Herzog von Orléans den Wunsch äußerte, daß sein Sohn in den Jacobinerclubb treten möge, Ludwig Philipp darin nur die Absicht erblicken konnte, ihm eine Gelegenheit darzubieten, durch Theilnahme an der Behandlung öffentlicher Angelegenheiten sich zu einem thätigen öffentlichen Leben vorzubereiten, oder, wenn man will, es eben so zu beginnen. Wir haben die politischen Ansichten Ludwig Philipps entwickelt, wie sie hervorgegangen waren aus seiner Erziehung, aus den Meinungen aller Personen, die ihn umgaben, aus Allem, was vor seinen Augen vorgefallen, aus der Zeit, in welcher sein Urtheil zuerst Selbstständigkeit gewann. Für ihn waren die Jacobiner wirklich „Freunde der Constitution,“ wie sie sich noch nannten; sie bildeten so zu sagen, oder vielmehr wirklich, eine Vervollständigung der Nationalversammlung, wohin die Mitglieder der Volkspartei mit vorgefaßten Beschlüssen kamen, die selten von der Erörterung Aenderung erlitten. Demnach war der eigentliche Kampf bei den Jacobinern, die darum auch den

großen Vortheil hatten, in der Nationalversammlung mit der Zuversicht einer schon im Voraus gesicherten Sache auftreten zu können. Eine Vorberathung unter Meinungsgenossen, um der öffentlichen Erörterung von ihrer Seite aus eine sichere Form, planmäßigen Inhalt und Steigerung zu geben, ist an sich nicht inconstitutionell; wir finden bisweilen in England Zusammentretungen zwischen Mitgliedern verschiedener Meinung, wenn etwa nur durch gegenseitige Zugeständnisse der Parteien ein Entscheid zu erhalten ist. Eine Vorberathung aber, wie die der Jacobiner, öffentlich, mit Zulassung von Zuschauern, in derselben Form wie die der verfassungsmäßigen öffentlichen Versammlung mit Präsident, Sekretären, Bureaux — muß überall für inconstitutionell angesehen werden, weil die Verfassung nur eine öffentliche berathende und entscheidende Versammlung will, und hier eine zweite, vom Volke nicht gewählte auftrat, ohne Vollmacht, ohne Gewährleistung, ohne höhere Genehmigung. Das mußte überall Verlegenheit bereiten, und nun vollends bei einem Volke mit so leidenschaftlichem Temperament, so ungeduldig und hastig, so ungeübt in der Handhabung constitutioneller Formen.

Außerdem konnte Ludwig Philipp seinen Eintritt in den Jacobinerclubb nur als einen unter den obwaltenden Verhältnissen ganz natürlichen Schritt betrachten, denn, wie schon gesagt, die ausgezeichnetsten und unbescholtensten Männer waren in dieser Gesellschaft, und seine Lehrer Lebrun und Lecouppey waren auch Jacobiner. Seine Theilnahme an den Verhandlungen war größtentheils eine passive. Er sprach selten, nie um das Feuer des destructiven Jacobinismus zu schüren, sondern meist nur, um zu vermitteln und zu vertreten, um Unglücklichen Theilnahme zuzuwenden, wie den Kostschülern, deren Unterhalt die philantropische Gesellschaft aufgeben mußte, da ihre Mittel durch Auswanderung und das Zurückziehen vieler um die Zukunft besorgter Mitglieder sehr abgenommen hatten.

Uebrigens wollen wir hier das wahre Verhältniß keineswegs bemänteln oder verschleiern. So wahr es ist, daß Ludwig Philipp nie an einer Unthat der Revolution Theil genommen hat, so wahr ist es, daß er ein warmer und aufrichtiger Freund und Förderer

der Revolution war. Das läßt sich nicht läugnen und soll auch nicht geläugnet werden; es erklärt sich, wie aus der Erziehung, der Zeit, und der Stellung seines Vaters, so auch aus persönlichen Empfindungen. Ohne sein Zuthun war das lehensherrliche Gerüste der alten Monarchie abgebrochen worden; er sah darin nur den Untergang eines veralteten Systems voll Ungerechtigkeit und Bedrückung, und Niemand wird läugnen, daß es deren genug enthalten hatte. Er hatte am 14. Juli 1790 bei der Föderation auf dem Marsfelde, wie der König, die Königin und die Hundertausende, die da versammelt waren, der neuen Constitution den Bürgereid der Treue geschworen; und er wollte ihn halten. Unmittelbar vor dieser feierlichen Volkshandlung hatte ein Decret alle Adelstitel, Ritterorden, Wappen, Livréen, alle Standesauszeichnungen abgeschafft. Dieß, fast mehr als jede andere Maßregel, erbitterte den Adel und veranlaßte Auswanderungen in Masse. Ludwig Philipp bedauerte nicht den Verlust dieser persönlichen Vorzüge. Es lag ganz in dem natürlichen Stolze eines kräftigen Bewußtseyns, daß er die eitlen Abzeichen der angebornen Stellung leicht vermißte, denn er war Franzose geblieben, und die Zahl der Mitbewerber um persönliche Auszeichnung durch Verdienste erhob nur das Vertrauen zu der eigenen Kraft, durch die sie erworben werden sollte. Das liegt ganz in der Natur des Gefühls bei einem jungen Manne von Geist und Aufschwung, der nicht müßig am Grabe der Erinnerungen stehen bleibt, sondern sich eine Bahn durch's Leben brechen will und sich nicht geringer glaubt, als so Viele, die sich durch eigene Thaten aus der Niedrigkeit bis auf die Spitze des Ruhmes erhoben. Darum begnügte er sich gerne damit, Franzose zu seyn, er betrachtete diese Eigenschaft als einen Ausgangspunkt, von dem aus man zu jeder Stufe von Ruhm und Ehre gelangen kann; darum war er aufrichtig und ohne Rückhalt ein Freund der Gleichheit.

Wir finden diese Gesinnungen ausgesprochen in einer improvisirten Rede, welche Ludwig Philipp später, im Jahre 1791, im Filialclubb der Jacobiner in Vendôme hielt, wo er in Garnison lag. Diese Rede des Obristen vom 14. Dragonerregiment, was Ludwig

Philipp damals war, findet sich im Moniteur von 1791 in einem Briefe aus Vendôme an den Redacteur Maret, nachherigen Herzog von Bassano. Ludwig Philipp wandte sich damals mit folgenden Worten an die Versammlung:

„Meine Herren! Sie kennen den Beschluß, der alle Orden und Auszeichnungen abgeschafft hat, welche Geburtsunterschiede voraussetzen, und ich hoffe, Sie haben mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu glauben, daß ich ein zu großer Freund der Gleichheit bin, um nicht jenem Beschluß freudig meinen Beifall zu zollen. Ich habe also von jenem Augenblicke an, und mit größtem Vergnügen, diese Unterscheidungszeichen abgelegt, welche von nun an nur dem Verdienste gebühren. In dem Augenblick, wo eine Revision der Arbeiten unserer Versammlung vorbereitet wird, muß dieser Beschluß uns die Hoffnung gewähren, daß von nun an die freien und gleichen Franzosen nur durch Dienste ausgezeichnet seyn werden, die sie dem Vaterlande geleistet haben. Ihnen sollen die wahren Ehrenzeichen vorbehalten werden, an denen man sogleich diejenigen erkennen kann, welche Rechte auf die öffentliche Achtung haben. So wenig ich die Bevorzugung geschätzt habe, welche ich nur dem Zufalle meiner Geburt verdankte, so sehr werde ich mich der Ehrenzeichen rühmen, welche ich etwa in der Folge durch dem Vaterlande gewidmete Dienste erwerben kann. Glänzende Thaten, welche die Aufmerksamkeit und Belohnungen des Vaterlandes auf sich ziehen, können nicht ohne besondere Gelegenheit erreicht werden; wenn aber, sollte diese fehlen, die aufrichtigsten patriotischen Gesinnungen, und ein ganzes Leben, einzig dem Dienste des Vaterlandes geweiht, es vermögen, die Zeichen der Ehre zu erlangen, so habe ich das volle Vertrauen, mich derselben würdig zu machen.“

Es war in den damaligen Zeitverhältnissen, und in der Stellung, in welcher Ludwig Philipp sich befand, nothwendig, jede Gelegenheit zu ergreifen, um öffentlich seine Gesinnungen auszusprechen. Was in ruhigen Zeiten ohne besondere und dringliche Veranlassung gesucht erscheinen müßte, war damals unerläßlich, um dem Verdachte einer lauen Gesinnung zu entgehen, denn diese Voraussetzung würde die

Meinung derer von ihm abgewendet haben, deren Unterstützung er brauchte, um zu einer Thätigkeit zu gelangen, in der er Auszeichnung erwerben konnte.

In der Zeit, die noch verstrich bis zur Abreise Ludwig Philipps zur Armee, war das wichtigste Ereigniß in der Familie die Abreise der Herzogin von Orleans, die im April 1791 plötzlich ihren Gemahl verließ und sich unter den Schutz ihres Vaters, des Herzogs von Penthièvre nach Eu begab. Bereits seit dem October des vorigen Jahres waren störende Auftritte vorgefallen, in sofern nämlich die Herzogin der Frau von Genlis ihr Vertrauen entzogen hatte, und dieß nicht blos indirekt durch ein zurückhaltendes Benehmen zu erkennen gab, sondern offen sich darüber aussprach, und die Gräfin aufforderte, ihre Entlassung zu nehmen. Die Herzogin läugnete nicht und konnte in der That nicht läugnen, daß ihre Kinder vortrefflich erzogen waren, die Thatsache sprach zu entschieden für sich selbst, und selbst die bittersten Feinde der Orleanischen Familie stellten dieß nicht in Abrede. Es blieben daher nur zwei Hauptanklagepunkte übrig gegen die Erziehung und ihr Ergebniß. Die Frau v. Genlis — so sagten die Gegner — hatte auf jede Art und Weise sich die Neigung ihrer Zöglinge so zugewendet, daß die Liebe für ihre Mutter nur den zweiten Platz einnahm. Zweitens hatte die Gräfin ihren Zöglingen Gesinnungen beigebracht, welche sie der Revolution zuführten. Die letzte Behauptung war bedingungsweise wahr, wie wir es schon erläutert haben. Die erste aber war ungegründet. Abgesehen davon, daß das Erziehungstagebuch die wiederholtesten Ermahnungen und Aufforderungen enthielt, die Liebe zu ihren Eltern als die erste und höchste Pflicht gegen Menschen zu betrachten und jeder andern Neigung voranzustellen, so war es ganz unläugbar, daß die Aufforderungen ihrer Erzieherin gar nicht nothwendig gewesen wären, denn diese wahrhaft liebenswerthen Kinder liebten und verehrten ihre Mutter innig und aufrichtig. Seitdem die Erziehung der Gräfin Genlis übertragen war, hatte aber die Herzogin ihre Kinder nicht sehr oft bei sich gesehen, sie überzeugte sich zwar fortwährend von ihrem Wohlseyn und Wohlverhalten, aber sie sah sie nicht täglich,

und jedenfalls nicht so oft, als der Herzog, der sie fast täglich besuchte. Auch hatte sie das Tagebuch nicht lesen wollen, aus dem sie volle Kenntniß der Beschäftigungen eines jeden Tages hätte schöpfen können; sie zog es vor, dieß aus mündlichen Mittheilungen zu erfahren. Ohne Zweifel beruhte das auf Ansicht der Herzogin, daß sie es für angemessen hielt, der freien Entwickelung der Erziehung kein Hinderniß durch ihr Dazwischentreten in den Weg legen zu wollen; denn Niemand hat jemals daran zweifeln können, daß sie immer ihre Kinder mit aller mütterlichen Zärtlichkeit liebte. Nun brach die Revolution aus, und auf einmal sah die Herzogin ihre Kinder auf eine Seite treten, auf der, ihrer Ueberzeugung nach, die Sproßen des königlichen Geblüts sich nie befinden durften. Erinnern wir nun an alle andere Ursachen zum Mißvergnügen, welche aus den freien Lebensansichten ihres Gemahls stammten, so begreift man, in welchem unglücklichen Zwiespalt die Herzogin sich befand. Sie hatte sich überzeugt, daß sie auf das politische Benehmen ihres Gemahls keinen Einfluß gewinnen konnte. Es scheint, daß das Bemühen, ihre Kinder dem Einflusse der Frau v. Genlis zu entziehen, der letzte Versuch war, den sie thun zu müssen glaubte, um ihre Familie in Einklang zu bringen mit den Grundsätzen, zu denen sie und ihr Vater sich bekannten. Als sie sich aber überzeugte, daß ihr das nicht gelingen konnte, weil, selbst bei einer Entfernung der Genlis, die auch für eine kurze Zeit Statt fand, dennoch ihre Grundansichten in der Ueberzeugung ihrer Zöglinge fortbestanden, so verließ die Herzogin plötzlich, und nur von der Marquise von Chatelux begleitet, Paris, und begab sich nach Eu zum Herzog von Penthièvre, den sie nicht mehr verließ. Sie sah den Herzog von Orleans nie wieder.

Unterdessen hatte die Nationalversammlung im April 1791, bei der drohenden Stellung des Auslandes gegen die französische Revolution, unter andern auch den Beschluß erlassen, daß jeder Regiments-Inhaber entweder persönlich den Befehl seines Regiments übernehmen, oder den Dienst verlassen solle. Ludwig Philipp bereitete sich vor, zu seinem Regiment abzugehen, wünschte aber noch zuvor seine Mutter zu sehen. Am 21. Mai schrieben er und sein Bruder Montpensier

an die Herzogin, um ihre Genehmigung zu erhalten zu einem Besuche in Eu. Die Herzogin antwortete ablehnend. Die Prinzen beschlossen nun, nach dem Schlosse la Mothe zu reisen, das dicht bei Eu liegt, und dem Herzog von Orleans gehörte. Sie bekamen hiezu die Einwilligung ihres Vaters, und schrieben an die Herzogin, um ihr zu melden, daß, da eine erschütternde Wirkung auf das Gemüth der Herzogin von dem Besuche der Prinzen befürchtet werde, eine Bitte um diese Gunst nicht wiederholt werden solle, dagegen würden sie sich nach La Mothe begeben, um in unmittelbarer Nähe genauere Nachrichten über das Befinden ihrer geliebten Mutter zu bekommen; dort würden sie weitere Befehle abwarten. Sie rechneten auf das Herz der Mutter, und diese Erwartung täuschte sie auch nicht. Am 26. Mai reisten sie in Begleitung des Herrn Pieyre nach La Mothe, von wo aus sie sogleich nach Eu berufen wurden. Die Herzogin empfing ihre Söhne mit dem vollen Erguß der mütterlichen Liebe, die kaum einen Augenblick überschattet werden konnte von einer Mißstimmung, die unter dem betrübenden Zerwürfnisse aller Verhältnisse und dem verwirrenden Andrange der widersprechendsten Ueberredungen wie etwas Fremdartiges in ihrem Herzen aufgekommen war, aber nicht Bestand haben konnte bei dem Anblick ihrer blühenden Söhne, in denen ein Geist sich aussprach, der sicher beurkundete, daß sie, wie auch die Zukunft sich gestalten möge, stets auf der Seite der Ehre und des Rechts anzutreffen seyn würden.

Mit dieser beruhigenden Ueberzeugung nahm die Herzogin von ihnen Abschied. Es war auch eine bedeutungsvollere Zusammenkunft, als Jemand ahnen konnte. Der Herzog von Montpensier sah die Herzogin nie wieder, Ludwig Philipp erst im Jahre 1809 in Mahon, von wo aus sie ihn nach Palermo zu seiner Vermählung begleitete.

Die Revolution war bereits nicht mehr ein blos innerer Vorgang, sondern Europa nahm ihr gegenüber eine Stellung, und zwar eine drohende an. Die Cabinette waren in vollkommener Uebereinstimmung in Beziehung auf die gebieterische Nothwendigkeit, die Revolution als einen vermessenen Angriff auf alle Throne zurückzuweisen. Leider waren sie auch alle in demselben Irrthume

befangen in Beziehung auf die Leichtigkeit, dieses zu vollbringen. Sie kannten gar nicht die Stimmung in Frankreich, die sie doch aus den öffentlichen Verhandlungen hätten kennen lernen können. Sie verachteten diese Aufklärung, wie sehr sie sich auch durch die That bewährte, weil sie von einer rebellischen Rotüre kam, und vertrauten mehr den zuversichtlichen Schilderungen des ausgewanderten Adels, der einen Feldzug von geregelten Heeren gegen die Revolution als einen leicht auszuführenden Handstreich schilderte. Man glaubte einen überflüssigen Luxus an Streitkräften aufgestellt zu haben in den Zusicherungen der Verbündeten, welche der bekannten Erklärung von Mantua, vom 20. Mai 1791, vorangingen. Und allerdings war eine Gesammtmacht, die nöthigenfalls auf hundert und fünfzigtausend Mann gebracht werden konnte, unter allen Umständen, und besonders damals, ein mächtiges Heer, mit dem viel auszurichten war. Unter zweckmäßiger Leitung hätte gewiß ein gewaltiger Schlag damit geführt werden können; man kannte aber noch nicht die Gewalt eines ganzen Volks, das man durch die Erklärung, keine Neuerung anerkennen, und das unmöglich gewordene Alte unbedingt herzustellen zu wollen, dazu nöthigte, die Brücke hinter sich abzuwerfen und mit Aufgebot aller Kräfte einen Kampf der Verzweiflung anzutreten. Graf Durfort wurde mit der geheimen Sendung beauftragt, Ludwig dem Sechzehnten die Zusage zu bringen von den Hülfskräften, welche die verbündeten Mächte zur Verfügung zu stellen bereit waren. Ludwig der Sechzehnte aber fürchtete den Preis, um den das verbündete Ausland ihm helfen wollte. Lothringen, Elsaß, das französische Flandern, Dauphiné, würden bei der Ausführung dieses Plans nothwendig besetzt werden müssen, und bei den vielfachen Ansprüchen auf diese Provinzen von Seiten des Kaisers, des Reichs und Sardiniens, wäre es möglich, daß man die Besetzung in eine Besitznahme umwandelte. Andererseits scheint es auch, daß Ludwig der Sechzehnte mit Mißtrauen den Einfluß bedachte, den der Graf Artois gewinnen müßte, wenn er, vom Auslande unterstützt, an der Spitze der siegenden Auswanderung den alten Thron wieder aufrichtete. Ludwig zog vor, durch eigene Hülfe und mit einem

französischen Heere aus dem Bedrängniß herauszukommen, in dem er sich befand. Er verließ sich auf die Unterstützung des Marquis Bouillé, der ein treuer und fähiger General war. Bouillé stand an der Spitze einer gut organisirten und ihm vollkommen ergebenen Heeresabtheilung; er stand in geheimem Briefwechsel mit dem König, und bot ihm Schutz und Hülfe an zur Wiederherstellung der königlichen Gewalt im ächt französischen Sinne. Die Vorbereitungen zur Ausführung dieses Plans wurden getroffen.

Gerade um diese Zeit war es, daß Ludwig Philipp, der am 29. Mai von Eu zurückgekommen war, zu seinem Regiment abgehen sollte. Nachdem die Zurüstungen zu diesem neuen Wirkungskreise, den Ludwig Philipp längst ersehnt hatte, getroffen waren, verließ er, von Herrn Pieyre begleitet, Paris, und kam am 15. Juni 1791 in Vendôme im Departement Loir und Cher an, wo das vierzehnte Dragonerregiment in Garnison lag.

Ludwig Philipp war durch seine neue Bestimmung im glücklichsten Augenblicke von Paris entfernt worden, wo von nun an erschütternde Katastrophen sich folgten und drohende Anzeigen eine gesellschaftliche Umwälzung verkündigten. Der junge Herzog konnte nun alle seine Kräfte dem ehrenvollen Berufe der Vertheidigung des Vaterlandes widmen, und wurde dadurch der endlosen Verwirrung ränkevoller Parteiumtriebe entrückt. Er trat auch seinen Dienst an mit dem besonnenen, aber durchgreifenden Eifer, und mit der Ausdauer, die ihn sein ganzes Leben hindurch charakterisirt hat. Gleich vom Anfange an zeigte er, daß es ihm Ernst sey, nicht blos den Oberbefehl über das Regiment zu führen, sondern ganz damit vertraut zu werden bis in alle Einzelnheiten hinein, so daß er alle Zustände in den täglichen Vorkommenheiten mitlebte. Darum begnügte er sich nicht damit, den Waffenübungen beizuwohnen, sondern er war des Morgens früh meist noch eher im Stall, als der Offizier, der den Tagsdienst hatte. Hiedurch trat er auf dem dienstlichen Wege in ein näheres Verhältniß zu dem gemeinen Manne, überzeugte sich von den Bedürfnissen der Leute, lernte sie einzeln kennen, sah mit eigenen Augen ihr Benehmen in dem kleinen Dienst, der gewöhnlich nur von

den subalternen Offizieren überwacht wird, und der doch so wesentlich ist, wenn das Ganze einen in allen seinen Gliedern gelenken, zuverlässigen und festgeschlossenen Gesammtkörper bilden soll. Denn das ganze Leben des Soldaten ist von Wichtigkeit, und die Waffenübungen bilden nur einen Theil davon, der sich erst durch das Kleinleben aller Tage und Stunden vervollständigt. Das erkannte Ludwig Philipp sogleich, und er wollte den Vorzug, in solcher Jugend ein Regiment zu führen, durch die Gewissenhaftigkeit rechtfertigen, mit der er sich dieser Ehre würdig zu machen strebte. Durch dieses Hineinleben in den Zustand des Regiments wurde er auch in den Stand gesetzt, die Berichte der Offiziere richtig beurtheilen zu können. Diese waren noch nicht an eine solche Beaufsichtigung gewöhnt, obwohl das vierzehnte Dragonerregiment einen guten Ruf hatte und auch verdiente. Anfangs jedoch störte der rege Eifer des jungen Obristen etwas die Bequemlichkeit der hergebrachten Weise, nach welcher jeder Rittmeister zwar für die Leistung seiner Schwadron vor dem Befehlshaber verantwortlich war, dagegen sonst die innere Ordnung seiner Abtheilung, obwohl mit Einhaltung der Hauptvorschriften, in den meisten Dingen doch vielfach nach eigenem Gutdünken leitete. Der Oberstlieutenant, der bis jetzt in Abwesenheit des Titulairobristen den Oberbefehl geführt hatte, bemerkte dem Herzog, daß der gemeine Mann, gewohnt ihn alle Tage und zu jeder Stunde zu sehen, leicht die Ehrfurcht verlieren könnte, die er einem Chef, der sich seltener zeige, williger darbrächte, und daß die Offiziere, vor den Augen der Leute, vom Obristen beaufsichtigt, dadurch an Gewicht und Achtung verlieren müßten. Ludwig Philipp jedoch erinnerte seinen natürlich viel älteren Obristlieutenant ruhig aber bestimmt daran, daß, bei aller Achtung für seine größere Erfahrung, er doch bedenken möge, daß sie alle, vom Obristen bis zum letzten Manne, unter derselben Mannszucht stünden, und daß diese nur gewinnen könnte, wenn Jeder ohne Ausnahme sich derselben unterwürfe. Bald überzeugten sich Offiziere um Mannschaft, daß der Herzog nicht aus Eigensinn oder Befehlsucht, sondern aus wahrem Eifer für den Dienst solche Strenge übte, und da er von jeher verstand, Alle, die in persönlicher Berührung

mit ihm waren, für sich einzunehmen, so hatte der anmuthige junge Obrist in kurzer Zeit Alle gewonnen, und erwarb sich bald die Achtung und Liebe des ganzen Regiments, das gerne einem solchen Führer folgte, und der Garnison das Beispiel der pünktlichsten Ordnung gab.

Ludwig Philipp war nur kurze Zeit in Vendôme gewesen, als er Gelegenheit fand, sich auch den Stadtbewohnern werth zu machen. Bekanntlich hatten viele Priester sich nicht der Verfügung der Nationalversammlung unterwerfen wollen, welche den Geistlichen den Bürgereid als Bedingung ihrer Amtsausübung auferlegte. Als am 24. Juni 1791 das Frohnleichnamsfest durch feierlichen Umgang und ganz nach Vorschrift der katholischen Kirche in Vendôme gefeiert wurde, vergaßen zwei nicht beeidigte Priester so sehr die Ehrfurcht vor der heiligen Handlung, daß sie es wagten, den beeidigten Vicar, der das Allerheiligste trug, öffentlich zu beschimpfen. Es war sehr natürlich, daß das Volk in Zorn ausbrach bei der Vermessenheit solcher Priester, die nicht allein das bürgerliche, sondern auch das kirchliche Gesetz auf eine eben so unerhörte als thörichte Weise verhöhnten. Sie flüchteten in einen Gasthof, vor dem sich das Volk versammelte dun ihre Auslieferung verlangte, in der laut ausgesprochenen Absicht, daß sie mit dem Leben die That büßen sollten. Bereits waren die Priester in den Händen der wüthenden Menge, als der Herzog von Chartres ganz allein dazu kam. Er nahm sogleich die Unglücklichen unter seinen Schutz, aber nur nach den heftigsten Anstrengungen gelang es ihm, sie den Händen der zornglühenden Rächer zu entreißen. Muth und Entschlossenheit eines Einzelnen im ungleichen Kampfe machen fast immer Eindruck auf eine aufgeregte Menge. Selbst die Tollsten traten zurück vor dem jungen Offizier, der so nachdrücklich seine Schützlinge vertrat. Man verlangte, daß die Priester sogleich die Stadt zu Fuß verlassen sollten. Dieser billigen Forderung wurde Folge geleistet. Einige unbewaffnete Dragoner waren hinzugekommen, und mit ihrer Hülfe schützte der Herzog noch ferner die Priester, denen der Volkshaufe nachströmte. Der Herzog aber wollte sie vollkommen gerettet wissen, und durfte sie daher nicht verlassen, bis sie ganz in Sicherheit waren. Seine Voraussicht bewährte sich auch;

ohne seine Gegenwart wäre es um sie geschehen gewesen. Fast eine Meile von der Stadt führte der Weg über eine Brücke. Plötzlich vertrat das Volk den Weg und ergriff die Priester, um sie ins Wasser zu stürzen. Vergebens warf Ludwig Philipp mit seinen wenigen unbewaffneten Dragonern sich zwischen die Wüthenden und ihre Opfer, Bitten und Vorstellungen wurden nicht mehr angehört. Aber grade im letzten Augenblicke bewirkte der persönliche Muth des Herzogs noch einmal ihre Rettung. Einer schlug ein Gewehr an auf den einen Priester, aber Ludwig Philipp stellte sich vor die Mündung, und die Menge stutzte. Nun gewann er über sie, daß das Leben der Priester geschont werde, wogegen er dafür einstand, daß sie im nächsten Gefängnisse verhaftet werden sollten. Damit endlich beruhigte man sich; auch geschah, was der Obrist versprach. Ludwig Philipp konnte nicht besser die gegen ihn vom Chatelet erhobene Anklage zurückweisen, welche ihm Gesinnungen und Aeußerungen zuschrieb, die zum Laternisiren der Aristokraten und der Priester aufforderten.

Am folgenden Tage erschien beim Herzog ein Mann mit einem Korb voll Früchte.

„Sind diese Früchte für mich?“

„Ja, Herr Obrist, als Beweis meiner Dankbarkeit.“

„Wofür?“

„Weil Sie mich von der Reue einer schweren Sünde gerettet haben; denn ich war es, der gestern den Priester erschießen wollte.“

Kaum waren einige Tage nach diesem Vorfall verflossen, so gab Ludwig Philipp wieder einen Beweis seiner aufopfernden Menschenliebe. Der Civilingenieur Siret badete im Flusse und kam einem Strudel, dessen Vorhandensein ihm unbekannt war, so nahe, daß er davon ergriffen wurde. Der Herzog war grade nahe am Ufer und hörte sein Hülfgeschrei. Sogleich eilte er hinzu, stürzte sich ins Wasser, und schwamm nach der Stelle, wo er nur noch die Hand des Verunglückten sah. Diese ergriff er. Siret aber packte in krampfhafter Angst den Arm seines Befreiers so fest, daß der Herzog nicht kräftig genug schwimmen konnte, um die kreiselnde Bewegung des Wasser-

wirbels zu durchbrechen. Beide wären wahrscheinlich eine Beute des Todes geworden, wenn nicht Eduard, des Herzogs Mohr, der ihn eben an diesem Tage begleitete, seinem Herrn nachgeschwommen wäre, Siret ergriffen, an sich gezogen, und dadurch auch den Herzog aus der Gewalt der Strömung herausgebracht hätte. Alle drei erreichten glücklich das Ufer. Siret kam bald wieder zur Besinnung; er war Vater von fünf Kindern.

Der Stadtrath von Vendôme bezeigte dem Herzog feierlich den Dank der Stadt für diese schönen Handlungen, deren Andenken in einem Gedenkbuche aufbewahrt wurden, das den Namen „die Bürgerkrone von Vendôme“ führte. Dieses Gedenkbuch wurde im Jahr 1814 von der Stadt der Herzogin von Orleans dargebracht; — die Königin der Franzosen wird nicht leicht einen werthvolleren Schatz zu bewahren haben.

Bald trat ein Fall ein, der als Maßstab dienen konnte für das Vertrauen, welches die Kriegsgenossen Ludwig Philipps in ihn setzten. Ein neuer Fahneneid war vorgeschrieben und an die Regimenter abgesendet worden. Die Eidesformel trug ganz das Gepräge des Augenblicks, denn sie verpflichtete nicht allein dazu, keinen Theil zu nehmen an Verschwörungen und Ränken gegen die Nation, das Gesetz und den constitutionellen König, (der von Glück sagen konnte, daß man dabei noch seiner gedacht hatte,) sondern am Schlusse fand sich eine Art von Zugeständniß, das in der That bei jedem auch ganz constitutionell gesinnten Offizier Bedenken erregen konnte. Es hieß nämlich: „Ich willige ein, wenn ich gegen diese Verpflichtungen fehle, als ein Niederträchtiger angesehen zu werden, der nicht würdig ist, Waffen zu tragen und zu den französischen Bürgern gezählt zu werden.“ Es war eine rein stadtbürgerliche Ansicht von dem Ehrgefühl eines Offiziers, von ihm zu verlangen, daß er laut die Voraussetzung aussprechen sollte, für einen Niederträchtigen angesehen werden zu können. Alle Welt weiß, daß aus der französischen Bürgerklasse Helden hervorgegangen sind, deren Thaten den Ruhm ihres Vaterlandes erhöht haben, aber ich bin überzeugt, daß keiner von ihnen, nachdem er mit dem Kriegerleben vertraut geworden, einen solchen

Eid geleistet hätte, so wenig als man ihnen später einen ähnlichen zugemuthet haben würde. Damals aber war man noch in dem ersten Polizeistadium der Bürgergewalt, und so erklärte es sich, daß man in den reinen Fahneneid eine Art von Fluch einmischen konnte.

Dieser Eid fand auch bei den Offizieren des vierzehnten Dragonerregiments so viel Anstand, daß von achtundzwanzig nur sieben ihn leisteten. Es war ohne Zweifel ein mißlicher Umstand, von drei Viertheilen der Offiziere eines Regiments den Eid zurückgewiesen zu sehen, der sonst dem Ehrenverhältnisse eine religiös bindende Form gibt. Dieses jedoch blieb in seiner ganzen Stärke, und das Vertrauen zu einer unter allen Umständen ehrenvollen Führung ihres jungen Obristen, den sie in der kurzen Zeit hochachten gelernt hatten, setzte diesen in den Stand, die vollständigste Mannszucht zu erhalten, so daß sogar die Minderheit, welche den Eid geleistet hatte, von ihren Kriegsgenossen nicht mißkannt wurde.

In der Nacht vom 20. auf den 21. Juni 1791 entfloh Ludwig der Sechzehnte heimlich mit seiner Familie aus Paris; bekanntlich wurde er erkannt und bei Varennes angehalten. Bouillé, sogleich durch Eilboten unterrichtet, kam mit seinem Reiterregiment um einige Stunden zu spät. Ludwig wurde nach Paris zurückgebracht, und Bouillé mußte das Heer und Frankreich verlassen. Die königliche Gewalt wurde provisorisch suspendirt, und der König als Gefangener betrachtet bis zur Annahme der Constitution, die im September erfolgte.

Die Erklärung zu Pilnitz vom 27. Juli 1791 zeigte die feindliche Stellung der fremden Höfe gegen Frankreich, das dadurch aufgefordert wurde, auf seine Vertheidigung bedacht zu seyn. Eine vorläufige Maßregel war die Besetzung der Grenzen von Hüningen bis nach Dünkirchen in den großen Heerabtheilungen, deren Oberbefehl den Marschällen Rochambeau, Luckner und General Lafayette übertragen wurde. Bei der dadurch veranlaßten Armeebewegung wurde das vierzehnte Dragonerregiment nach Valenciennes beordert. Ludwig Philipp traf im August in Valenciennes ein und blieb den Winter

über dort als Platzcommandant, da er nach seinem Patent vom 20. November 1785 der älteste Obrist der Garnison war.

Am 29. September 1791 hatte Thouret in der letzten Sitzung der Nationalversammlung ausgerufen: „die constituirende Versammlung erklärt ihre Sendung als vollzogen, und schließt ihre Sitzungen!“

Am 1. October verkündigte sich die legislative Versammlung als begonnen. Diese war ganz im volksthümlichen Sinne und unter dem Einflusse der Clubbs gewählt worden, welche auch die äußeren Stützen der Parteien in der Versammlung selbst blieben. Stellvertreter der Regierung und der ehemals bevorrechteten Stände fehlten ganz. Der Adel war im Auslande, und bereitete sich zum Einfall in Frankreich mit den Bundesheeren der fremden Mächte, oder in Frankreichs entfernten Provinzen, um diesen Plänen im Innern vorzuarbeiten und bei der Ausführung möglichst zu unterstützen. Die nicht beeidete Geistlichkeit, über ganz Frankreich verbreitet, ängstigte in Hirtenbriefen und in den Beichtstühlen das Gewissen der Gläubigen, und regte an zu religiösen Unruhen, die an vielen Orten zum Ausbruch kamen. Gleich Anfangs kam die Versammlung in Spannung mit dem König, der die Abordnung, welche ihm die Eröffnung der Versammlung ankündigen sollte, durch den Justizminister empfangen ließ. Als man vorläufig die Form verhandelte, in welcher der König in der Versammlung erscheinen sollte, schlug man vor, den Thron durch einen Lehnstuhl zu ersetzen, und sich nicht mehr der Ausdrücke „Sire“ und „Majestät“ zu bedienen. Grangeneuve beantragte zum ersten Mal den Titel eines „Königs der Franzosen“. Diese Vorschläge wurden mit Stimmenmehrheit angenommen, jedoch vor der königlichen Sitzung zurückgenommen. Das Wort war aber ausgesprochen worden.

In der Versammlung bestand die rechte Seite aus entschiedenen Constitutionellen: Dumas, Ramond, Vaublanc, Beugnot. Sie stützte sich nach Außen auf den Clubb der Feuillants und auf die Bürgerklasse.

Die linke Seite bestand aus den Girondisten, die um jeden Preis die Revolution vertheidigen wollten, unter denen Vergniaud,

Gaudet, Gensonné, Isnard, Brissot, der Herausgeber des „Patrioten“, Condorcet, der in dieser Versammlung auftrat wie Sieyes in der vorigen, Pétion, der Bailly ablöste.

Aber die linke Seite war schon überboten, nicht an Zahl, sondern in Heftigkeit der Gesinnung von einer Abtheilung ihrer eigenen Partei, zu denen Chabot, Bazire und Merlin in der Versammlung gehörten, während sie außerhalb der Versammlung ihre furchtbarsten Häupter hatte an Robespierre bei den Jacobinern; Danton, Camille-Desmoulins und Fabre d'Eglantine bei den Cordeliers. Der Brauer Santerre, der Bürgergeneral der Vorstädte, verfügte für diese Partei über ein Heer von Pikenmännern.

Das Centrum war der neuen Ordnung aufrichtig ergeben, aber mit gemäßigten Gesinnungen, entschlossen, die königlichen Rechte aufrecht zu erhalten, wenn der König aufrichtig der Verfassung treu blieb, so wie die demokratischen Bemühungen abzuweisen, welche die Revolution aus der verfassungsmäßigen Bahn herausschleudern und durch Ausnahmsmaßregeln vorschreiten wollten. Aber diese richtige Mitte war unhaltbar, weil sie sich nicht auf ein hinreichend starkes, und von den andern Parteien unabhängiges Element außerhalb der Versammlung stützte. Dieses Centrum wurde in kurzer Zeit bodenlos, besonders durch den Andrang des Auslandes, und kam unter die Botmäßigkeit der Linken.

Das Ministerium, du Portail, Bertrand de Molleville, Delessart und Narbonne, konnte mit seiner Hinhaltung und kleinlichem Verfahren nicht vorhalten. Ein neues wurde gebildet: Clavière bekam die Finanzen, Lacoste das Seewesen, Duranthon die Justiz, de Grave den Krieg. Aber die wesentlichsten waren Roland im Innern, und Dumouriez im Auswärtigen.

Roland war ein redlicher, gewissenhafter, fester Charakter, ein Mann des befreiten Bürgerthums im amerikanischen Styl, schlicht und einfach, ohne hervorragende Geisteseigenschaften. Aber er vervollständigte sich so zu sagen für die ihm fehlende Schwungkraft durch seine Frau, die Alles hatte, woran es ihm gebrach: Scharfsinn, Gewandtheit, Thatkraft. Madame Roland wurde die Minerva der

Gironde; sie trieb die Kühnen zur That, die Fähigen auf die Rednerbühne. Das Ministerium hieß daher am Hofe le ministère sans culotte.

Dumouriez hatte, ohne alle politische Ueberzeugung, die Farbe der Zeit getragen; Hofmann, so lange das Losungswort von Versailles kam, constitutionell während der Nationalversammlung, war er jetzt Girondist, und wurde Jacobiner unter dem Convent. Aber er war ein Mann von überragender, fast genialer Tüchtigkeit: scharfblickend, weitsehend, durchgreifend, fest vertrauend auf den Erfolg, und darum mächtig in der Ausführung, auch dann, wenn die That nicht gelang, aber bisweilen auch wagehalsig und leichtfertig in Berechnung der Hilfsmittel.

Die neuen Rathgeber des Königs kamen sogleich zu der Ueberzeugung, daß man zur That schreiten müsse, das heißt zum Krieg, denn man sah, daß das Ausland ihn beschlossen hatte. Oestreich stand voran in den feindlichen Bestrebungen des Auslands gegen die Revolution; an Oestreich wandte man sich, mit ihm unterhandelte man. Kaiser Leopold war gestorben, Franz der Zweite, König von Ungarn und Böhmen, wie Frankreich ihn vorzugsweise nannte, war designirter aber noch nicht erwählter Kaiser. Oestreichs Absichten waren unzweifelhaft. Es hatte, die Neutralität der Schweiz nicht beachtend, eine starke Garnison nach Pruntrut verlegt, die über den Doubs in Frankreich einfallen konnte; es gestattete am Rhein die Bildung von Corps der Ausgewanderten, und obwohl sie in Belgien, das noch nicht hinlänglich gesichert gewesen, nicht zugelassen wurden, so sah man doch wieder in Brüssel einen uniformirten Generalstab mit weißer Cocarde. Oestreich zog seine Heere zusammen und ernannte Anführer. Frankreich stellte Vorfragen über so bedrohliche Anzeichen, aber nicht einmal der Haus-, Hof- und Staatskanzler, Fürst Kaunitz, sondern in seinem Auftrag der Baron Cobentzel, verkündete das letzte Wort des Wiener Cabinets. Es forderte als unerläßliche Bedingungen: Wiederherstellung der französischen Monarchie nach den Grundlagen der königlichen Declaration vom 23. Juni 1789; Rückgabe der Lehengüter an die im Elsaß besitzhaltenden Reichsglieder mit der Lehen-

herrlichkeit, die nicht mit Geld abgelöst werden dürfe; Rückgabe der Güter, Liegenschaften und Zehnten an die französische Geistlichkeit; Rückgabe der Grafschaft Vénaissin an den Pabst. Also — vollständige Abweisung alles dessen, was seit drei Jahren in Frankreich geschehen, und Rückkehr zum Ausgangspunkte mit den Generalstaaten in drei abgesonderten Ständen.

Obwohl das Ministerium sogleich entschlossen war, glaubte der Kriegsminister, de Grave, dennoch es der Königin, als einer Tante des Kaisers von Oestreich, schuldig zu seyn, sie noch vor dem endlichen Beschluß um ihre Ansicht zu befragen. Da er sie nicht sogleich sprechen konnte, schrieb er. Er bekam als Antwort seinen eigenen Brief zurück. Marie Antoinette hat nur mit Bleistift am Rande darauf geschrieben: „Krieg!“ Ein Wort, das, wenn es die Entscheidung herbeigeführt hätte, welthistorisch geworden wäre.

Am 20. April 1792 erschien Ludwig der Sechzehnte, von allen seinen Ministern umgeben, in der legislativen Versammlung, und lud sie ein, den Vortrag des Ministers des Aeußern über die Lage des Reichs, den fremden Mächten gegenüber, anzuhören. Dumouriez entwickelte darauf den Gang der Unterhandlungen und ihr Ergebniß in dem Ultimatum, worauf der König die Kriegserklärung gegen den König von Ungarn und Böhmen zur Berathung vorschlug. In einer sogleich anberaumten Abendsitzung wurde dieser Vorschlag fast einstimmig zum Beschluß erhoben. Der Krieg war erklärt. Die Nachricht davon verursachte die freudigste Bewegung in ganz Frankreich, von überall her kamen billigende Sendschreiben an die Versammlung, man wollte sich in Masse erheben für das bedrohte Vaterland. Für den ersten Anstoß jedoch konnte man nur auf die geregelten Heereskräfte zählen, und diese waren folgendermaßen an der weit gedehnten Grenze vertheilt.

Von Dünkirchen bis Philippsburg stand die Nordarmee unter Rochambeau mit beinahe vierzigtausend Mann und achttausend Pferden.

Von Philippsburg bis Weißenburg war die Armee des Centrums aufgestellt mit angeblich fünfundvierzigtausend Mann und sieben tausend Pferden unter Lafayette.

Von Weißenburg bis Basel deckte Luckner die Grenze mit der Rhein-Armee, die aus 35,000 Mann mit 8000 Pferden bestand.

Das schwächste Heer, dessen Zahl wohl kaum 15,000 Mann betrug, stand im Süden unter Montesquiou, und war bestimmt, gegen Angriffe von den Alpen oder den Pyrenäen her zu wirken.

Rochambeau wollte bei der Vertheidigung der Grenze stehen bleiben. Dumouriez aber, der, obwohl Minister des Aeußern, die Kriegsbewegungen vom Kabinet aus leitete, setzte einen andern Plan durch, der einen Einfall in Belgien vorschrieb, dessen Bevölkerung man mit Recht als der Revolution günstig betrachtete, was sie gezeigt hatte durch den Aufstand in 1790, den Kaiser Leopold nur durch sehr überlegene Streitkräfte bewältigt hatte. Die französischen Soldaten waren aber weder in hinlänglicher Zahl, noch damals kriegsgewöhnt genug, um diesen Plan so vollständig und schnell auszuführen, als nothwendig war, um den Erfolg zu sichern.

Der Hauptangriff geschah von der Nordarmee aus durch die Generale Dillon und Biron, die unter Rochambeau befehligten. Dillon setzte sich mit 4000 Mann gegen Tournay in Marsch, aber wie seine Truppen an der Grenze mit dem Feinde zusammentrafen, flohen sie unter dem Rufe: „rette sich wer kann!“ und die Flucht war so wild, daß sie in Aufwiegelung überging, so daß die Soldaten in einem Wuthanfall Dillon, der sie aufhalten wollte, niederhieben. Biron brach mit 10,000 Mann von Valenciennes gegen Mons auf; seine Truppen hielten jedoch eben so wenig Stand, und er mußte sich in Unordnung auf seine alte Stellung zurückziehen. Lafayette sollte von Metz aus in Eilmärschen über Stenai, Sedan, Mézières und Givet auf Namur gehen. Er kam bis Bouvines, wo er die Schlappen vor Lille und Valenciennes erfuhr, und, da demnach der Plan nicht ausgeführt werden konnte, zog er sich wieder zurück. Rochambeau, unwillig über das Verfahren des Ministeriums, nahm seinen Abschied. Er wurde in der Nordarmee nicht wieder ersetzt. Lafayette bekam den Oberbefehl vom Meere bis Longwy; Luckner den von der Mosel bis zum Juragebirge.

Der Herzog von Orleans, ein persönlicher Freund von Biron, war mit dem Grafen Beaujolais in Valenciennes eingetroffen.

Ludwig Philipp und sein Bruder Montpensier nahmen Theil an Birons Operation und kamen bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal ins Feuer. Die Prinzen waren zugegen bei den ersten Gefechten am 28. April bei Boussu und Quaragnon. Einen lebhafteren Antheil nahm Ludwig Philipp, ohne jedoch ein spezielles Commando zu haben, an dem unglücklichen Gefecht bei Quiévrain am 30. April. Er that Alles, was in seiner Macht stand, um die Flüchtigen zum Stehen zu bringen, aber wenn es ihm mit einigen Haufen gelang, so wurden sie gleich von andern, die sich auf sie warfen, mit fortgezogen, und, ohne verfolgt worden zu seyn, machten sie erst Halt unter den Kanonen von Valenciennes. In seinem offiziellen Bericht an den Kriegsminister im Moniteur vom 4. Mai 1792 bemerkt General Biron: „Die Herren von Chartres und von Montpensier begleiteten als Freiwillige die Expedition, und waren zum ersten Mal im Feuer, wo sie sich auf das Ehrenvollste benahmen.“

Am 7. Mai wurde Ludwig Philipp nach Anciennetät zum Maréchal de Camp ernannt. Zugleich mit ihm rückte Berthier, (unter Napoleon Fürst von Wagram,) in diesen Grad vor.

Dieß Mißlingen des ersten Angriffs der Armee erregte in der Versammlung in Paris Spannung und Streit. Die Generale schoben die Schuld auf Dumouriez Plan; er fand das Fehlerhafte in der Art, wie er ausgeführt worden sey. Die Versammlung aber entließ die besoldete Garde des Königs, sprach einen Verbannungsbeschluß aus gegen die Priester, welche den Eid verweigerten, und nahm den Vorschlag des Kriegsministers Servan an, der Degrave ersetzt hatte, ein Lager von 20,000 Mann aus den Departements vor Paris zusammenzuziehen. Ludwig der Sechzehnte verwarf die Beschlüsse der Versammlung, verabschiedete seine Minister, und Dumouriez ging zum Heere.

Die Monarchisten, die Feuillants und Lafayette versuchten vergebens die Macht des Königs und des Gesetzes aufzurichten, und die Macht der Clubbs zu unterdrücken. Das bekannte Schreiben

Lafayette's aus Maubeuge vom 16. Juni an die Versammlung diente nur dazu, die Führer der äußersten Volkspartei zu einer Bewegung zu treiben, die auch am 20. Juni statt fand. Volkshaufen aus den Vorstädten drangen in die Tuilerien, um vom König die Annahme der Beschlüsse der Versammlung zu erzwingen. Sie erreichten dieß zwar nicht, und es gelang, sie zum Abziehen zu bewegen; aber die Stimmung wurde immer drohender und das Aufwühlen der Clubbisten immer gefährlicher. Lafayette machte noch einen letzten Versuch und erschien unerwartet am 28. Juni in Paris vor den Schranken der Versammlung. Er forderte die Bestrafung der Urheber der Verletzung der königlichen Wohnung am 20. Juni und die Unterdrückung der Jacobiner. Er fand keine Unterstützung in der Versammlung. Noch hoffte er, mit Hülfe der Nationalgarde die Clubbs schließen zu können, und ließ eine Musterung ansagen. Der Hof aber, der, wie man glauben muß, eine Wendung der Dinge von dem bevorstehenden Einmarsch der fremden Truppen hoffte, wollte auch nicht den Sieg der Constitutionellen, und veranlaßte durch seinen Einfluß auf die gutgesinnten Grenadiere und Jäger der Nationalgarde, daß diese sich nicht bei Lafayette einfanden, der, verlassen von Allen, denen er Hülfe bringen wollte, unverrichteter Sache zur Armee zurückging. Kurz darauf erklärte die Versammlung: „Bürger, das Vaterland ist in Gefahr!“ Und die Gefahr war unläugbar.

Das Manifest des Herzogs von Braunschweig, Oberbefehlshabers der verbündeten Armee, vom 25. Juli aus Coblenz entschied vollends das Uebergewicht der äußersten Volkspartei. Es ließ nur die Wahl zwischen unbedingter Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, oder Krieg auf Tod und Leben, und forderte also zur Anwendung der äußersten Mittel auf. Der Aufstand, der schon mehrere Tage vorbereitet war, brach aus am 10. August. Die Tuilerien wurden angegriffen, der König flüchtete mit seiner Familie in die Nationalversammlung. Die Schweizergarde und die Vertheidiger des Schlosses wurden niedergemetzelt. Aber die siegreiche Gemeinde blieb nicht dabei stehen. Sie forderte und erhielt die Suspension des Königs, der zuerst nach dem Luxemburg gebracht und dann im

Temple gefangen gesetzt wurde; — sie erhielt die Verabschiedung der Minister und die Berufung eines Nationalconvents.

In den Departements fand das Ergebniß des 10. August fast durchgängig Beifall, und zwar hauptsächlich wegen des braunschweigischen Manifestes; man betrachtete die Umgestaltung in Paris als eine Antwort darauf. Die Armee war nicht sogleich entschieden; mehrere Generäle der Corps waren der neuen Gewalt nicht abgeneigt, die Kraft, Entschlossenheit und Beförderung in Aussicht stellte. Luckner schwankte, aber Lafayette wollte den Thron und die Constitution bis zum letzten Augenblick vertheidigen, obwohl beide nicht mehr vorhanden waren. Sein Hauptquartier war in der Nähe von Sedan. Er gewann die Behörden dieser Stadt, die mit den Truppen den Eid auf die Constitution erneuten, und als die drei Commissäre der Versammlung Kersaint, Antonnelle und Péraldy ankamen, wurden sie festgenommen und ins Gefängniß gesetzt. Allein, wie das deutsche Heer längs der Mosel heranrückte, sprach sich die Stimmung der Truppen für die legislative Versammlung aus. Luckner, der anfangs den Versuch Lafayette's gebilligt hatte, erklärte sich vor dem Stadtrathe in Metz unbedingt dagegen, und Lafayette selbst erkannte, daß er nichts mehr ausrichten konnte. Er nahm die Verantwortlichkeit der Widersetzlichkeit auf sich und verließ Frankreich, da er die neuen Gewalthaber nicht anerkennen wollte. Begleitet von Bureau-de-Pusy, Latour-Maubourg und Alexander Lameth, ging er durch die feindlichen Vorposten nach Holland zu, von wo aus er sich nach Nordamerika begeben wollte, wurde aber erkannt, von den Oestreichern gefangen, zuerst nach Magdeburg und dann nach Olmütz gebracht, wo er mehrere Jahre im Gefängniß saß.

Unterdessen hatte der Herzog von Chartres, nach seiner Ernennung zum Maréchal de Camp, den Befehl einer Reiterbrigade übernommen, die aus den vierzehnten und siebzehnten Dragonerregimentern bestand. Luckner erhielt nach Rochambeau's Abschied den Oberbefehl über die Nordarmee. Die französische Vorhut, bei welcher Ludwig Philipp mit seiner Brigade stand, machte eine Bewegung auf Courtray, das eingenommen wurde. Dieser Vortheil verlor

indessen alle Bedeutung, da Luckner bald darauf eine rückgängige Bewegung machte, und der Platz aufgegeben werden mußte. Luckners Heer wurde in zwei Corps getheilt. Das eine blieb unter Dumouriez in Flandern zur Deckung der Grenze; das andere ging unter General Harville nach Lothringen. Die Brigade des Herzogs von Chartres befand sich bei Harville's Corps und traf Ende Juli in Metz ein.

Kellermann bekam den Oberbefehl über diese Armee, und Ludwig begab sich in sein Hauptquartier, um sich bei ihm zu melden. Kellermann wunderte sich über die Jugend seines Brigadiers, Ludwig Philipp aber antwortete ihm: „Ich bin der Sohn dessen, der Sie zum Obristen gemacht hat.“

Das verbündete Heer hatte sich am 30. Juli von Coblenz aus in Bewegung gesetzt und rückte gegen das französische Gebiet. Es bestand aus 70,000 Mann Preußen und 68,000 Oestreichern, Hessen und französischen Ausgewanderten. Der Herzog von Braunschweig, der den Oberbefehl des Ganzen hatte, führte das Centrum, das aus dem preußischen Heere bestand, über den Rhein und am linken Moselufer, um über Longwy, Verdun und Châlons vorzurücken. Zu seiner Linken marschirte der Fürst von Hohenlohe mit einem Corps auf Metz über Thionville. Rechts führte General Clairfayt die Oestreicher über die Maas, um über Rheims und Soissons vorzugehen. Die drei feindlichen Heerabtheilungen sollten also in den Flußgebieten zwischen der Maas und der Mosel, sich gegenseitig stützend und deckend, concentrisch vorgehen, um vor Paris zusammenzutreffen und es mit vereinter Macht zu bewältigen.

Am 11. September wurde Ludwig Philipp zum Generallieutenant ernannt, mit der Weisung, das Commando in Straßburg zu übernehmen. Er erklärte dem Kriegsminister, daß er zu jung sey, um sich in einen festen Platz einzuschließen, und bat um die Erlaubniß, bei der Armee bleiben zu dürfen. Außer daß ein neunzehnjähriger Offizier stets wünschen muß, im Felde zu bleiben, so wurde er damit auch allen Umtrieben der politischen Parteien entrückt, während er namentlich in Straßburg mitten unter ihnen eine Stellung hätte

nehmen müssen, die ihn unfehlbar in die schwierigsten Verwickelungen gedrängt hätte. Er blieb also bei Kellermanns Armee und führte den Befehl über zwölf Bataillone Infanterie und sechs Schwadronen Cavallerie.

Als es sich darum handelte, dem eindringenden deutschen Heere die Spitze zu bieten, walteten verschiedene Ansichten ob in Beziehung auf die Stellung, in welcher das französische Heer den Feind erwarten solle. Dieses Heer war allerdings der Schild Frankreichs, denn unter seinem Schutze sollten die neu ausgehobenen Truppen, die sich überall in Lagern versammelten, organisirt werden. Würde das Heer geschlagen, oder auch nur beträchtlich geschwächt, so war nicht nur die Straße nach Paris offen, sondern die Reserve konnte sich nicht bilden, und die Königlichgesinnten, nach dem 10. August zahlreicher und entschlossener, würden sich überall erheben. Diese Gründe konnten mit Recht geltend gemacht werden, und sie bestimmten ohne Zweifel die Ansicht der meisten Oberoffiziere sowohl in Paris wie am Heere, welche der Meinung waren, man müsse eine Stellung an der Marne nehmen, um hier den Feind in seinem Vordringen gegen Paris aufzuhalten. Die Marne bildet einen großen Halbmond gegen die Maas- und Moselgrenze hin, um bei Charenton in die Seine zu fallen. Aber das Marnethal ist die letzte Stellung vor Paris gegen ein von Osten andringendes Heer. Die erste nach der Grenze hin, an der Mosel und an der Maas, war bereits in der Gewalt des Feindes. Am 20. August erschienen die Preußen vor Longwy, am 21. begann das Bombardement, und am 24. capitulirte es. Am 30. August standen die Preußen vor Verdun, das sogleich genommen wurde. Diese Ereignisse brachten in Paris eine ungeheure Wirkung hervor. Während die Armee noch ihren Oberfeldherrn gegen den äußern Feind suchte — denn man schwankte noch zwischen Dumouriez und Kellermann — trat zu Paris der blutige Danton auf gegen den inneren Feind der Revolution, gegen die Royalisten. Und beide, Dumouriez und Danton, obwohl mit sehr verschiedenen Mitteln, entschieden wirklich das Schicksal der Revolution, die nachher Dumouriez vertrieb und Danton vernichtete.

Danton trat auf in dem Ausschuß, der gebildet war für die Vertheidigung Frankreichs unter Beisitzung der Minister, und theilte seine Meinung mit, deren Inhalt war: „Ihr könnt Paris nicht aufgeben, weil damit Frankreich aufgegeben wäre. Ihr könnt Paris nicht vertheidigen, wenn der Feind davor steht, weil die Royalisten darin in Bewegung kämen, und Ihr zwischen zwei Feuern vernichtet würdet. Seit dem 10. August gibt es in Frankreich nur Royalisten und Republikaner, und die letzteren bilden eine nicht zahlreiche Minderheit. Die Republikaner allein werden gegen den Feind kämpfen wollen, der Bundesgenosse der Royalisten ist. Werden die Republikaner geschlagen, so ist die Freiheit verloren, ein Sieg aber decimirt ihre Reihen, und die Royalisten sind so ungeschwächt, wie vorher. Um daher ihre Absichten zu vereiteln und dem Feinde Halt zu gebieten, müssen wir den Royalisten Schreck einjagen." Und als der Ausschuß, den gräßlichen Sinn seiner Worte begreifend, bestürzt schwieg, wiederholte er: „Ja, ja, ich sage Euch, wir müssen ihnen einen heilsamen Schreck einjagen!" Da nun die Versammlung sich mit Abscheu von diesem, eines Würgengels würdigen Plan abwendete, ging Danton an die Gemeinde und fand sogleich Gehör. Haussuchungen wurden gehalten bei den Verdächtigen unter Adel und Geistlichkeit, und sie waren es Alle. Bald waren die Gefängnisse der Abtei, der Carmeliter, der Conciergerie, der Force, voll von diesen Unglücklichen. Am 1. September brachen alle waffenfähige Bürger, die auf dem Marsfelde in Regimenter eingetheilt waren, nach der Grenze auf. In der Nacht auf den 2. September kam die Nachricht von der Einnahme von Verdun, und der Wiederhall davon in Paris war blutig, wie der des braunschweigischen Manifestes es am 10. August gewesen war. Das Lärmgeschütz wurde abgefeuert, die Sturmglocken läuteten, Dantons gräßliche Bande versammelte sich, das Morden der Gefangenen begann und dauerte drei Tage. — Das fluchwürdigste politische Verbrechen vielleicht, das die Geschichte aufbewahrt; aber es erreichte seinen Zweck: der Schreck lähmte die Gegner der Revolution so lange, bis sie durch Siege Selbstständigkeit gewann.

Dumouriez war eiligst von Maulde in das Lager vor Sedan

eingetroffen. Ein sogleich zusammenberufener Kriegsrath hatte für die Stellung an der Marne entschieden. Dumouriez aber beschloß, eine Stellung zwischen der Marne und der Maas zu nehmen, und mit einem wahrhaft genialen Blick wählte er dazu den hügeligen Wald von Argonne, der sich von St. Menehould, an der Straße von Verdun nach Châlons, nördlich bis beinahe auf die Höhe von Rethel hinaufzieht. Durch Behauptung dieser Stellung war die Champagne ganz gedeckt und der linke Flügel des Feindes würde höchst wahrscheinlich, so lange das Centrum vor Argonne aufgehalten war, keine großen Fortschritte in Lothringen machen können. Die Wege, auf welchen man durch den Argonnerwald in die Champagne gelangen kann, münden aus, nördlichst bei Chêne-Populeux, Croix-au-Bois, Grandpré, La Challade und Les grandes Islettes bei St. Menehould. Diese Punkte mußten besetzt werden; aber die Preußen waren kaum acht Stunden von Argonne entfernt, und die Franzosen hatten einen viel weiteren Weg zu machen, um zu ihren Positionen zu gelangen. Die Bewegung wurde schnell und glücklich ausgeführt. Chêne-Populeux und Croix-au-Bois wurden vorläufig nur schwach besetzt, aber General Beurnonville sollte von Flandern mit 9000 Mann in Rethel eintreffen bis znm 13. September, und Duval mit 7000 Mann nach Chêne kommen. General Arthur Dillon besetzte Islettes mit 7000 Mann, und Dumouriez bezog mit 13,000 Mann ein Lager bei Grandpré. Ferner hoffte er, Kellermann, der mit 22,000 Mann bei Vitry-le-Français stand, an sich zu ziehen. In dieser Stellung war mit Grund anzunehmen, er würde den Feind aufhalten können, bis Verstärkungen aus dem Innern heranrückten.

Hier erfuhr er die Einnahme Verduns und schrieb an den vollziehenden Rath den bekannten Brief: „Verdun ist genommen. Ich erwarte die Preußen. Die Lager von Grandpré und les Islettes sind Frankreichs Thermopylen: aber ich werde glücklicher seyn, als Leonidas.“ Es fehlte indessen nicht viel daran, daß er eben so unglücklich geworden wäre.

Der Herzog von Braunschweig, der von Verdun heranzog, und die Franzosen in einer so vortheilhaften Stellung im Argonnerwalde

vorfand, machte eine unerwartete Bewegung, welche bald Dumouriez's Plan vereitelt hätte. Statt ihn nämlich in der Fronte anzugreifen, beschloß der Herzog ihn zu umgehen, und schwenkte rechts ab von der Straße, um im Norden von Argonne durchzudringen. Dumouriez hatte allerdings die Unvorsichtigkeit begangen, seine beiden nördlichsten Positionen verhältnißmäßig schwach zu besetzen, aber er erwartete wohl darum diesen Marsch des Feindes nicht, weil er nur auf den schlechtesten Wegen und mit fast unglaublichen Schwierigkeiten für eine große Armee zu bewerkstelligen war. Die Preußen nahmen Chêne-Populeux und Croix-au-Bois, und waren auf dem Punkte, Dumouriez selbst bei Grandpré zu umgehen und einzuschließen. Wäre dieß gelungen, so hätte er die Waffen strecken müssen. Nur der Ausweg nach Süden war noch möglich. In der Nacht auf den 14. September brach Dumouriez sein Lager bei Grandpré ab, und zog sich über die Aisne nach St. Menehould, wo er am 16. September ankam. Dieser Rückzug verbreitete aber Schreck und Unruhe in seinem Corps. Die Cavallerie, die sich verfolgt glaubte, überritt das Fußvolk im Galopp, die Brigaden vermischten sich, und die Unordnung war allgemein. Erst vor St. Menehould wurde die Ordnung wieder hergestellt. La Challade und Les grandes Islettes blieben besetzt. Kellermann war bis jetzt nach den Befehlen des vollziehenden Raths in Vitry-le-François und St. Didier an der obern Marne geblieben. Hätte man vielleicht geglaubt, durch diese Trennung Dumouriez zu nöthigen, sich dem Vertheidigungssystem an der Marne anzuschließen, so erkannte Kellermann, daß die Lage nun anders war; er zögerte nicht, Dumouriez's dringenden Vorstellungen Gehör zu geben, und vereinigte sich mit ihm. Am 19. September Abends kam er bei Dumouriez an, und stellte sich an seinem linken Flügel auf zwischen Dommartin-la-Planchette und Valmy. Die erste Linie seines Lagers befehligte der Generallieutenant Valence, die zweite der Generallieutenant Herzog von Chartres. Kellermanns Vorhut stand unter General Desprez de Crassier bei Hans, und stützte sich auf ein Corps leichter Truppen von Dumouriez Armee unter General Stengel. Das erste Dragonerregiment unter Obrist

Tolozan wurde nach Gisancourt beordert, südlich der Heerstraße von St. Menehould nach Châlons.

Während also Dumouriez's erste Aufstellung in den Argonner Positionen gegen die Maas gerichtet gewesen, war er umgangen. Die preußische Armee brach durch Croix-au-Bois und Grandpré in die Ebene von Champagne, um die Straße nach Paris über Châlons zu gewinnen. Sie rückte bis auf die Straße vor. Da sie aber ein so bedeutendes Heer, wie das von Dumouriez und Kellermann, nicht im Rücken haben konnte, so machte sie Fronte gegen die Franzosen, die nun die Argonner Positionen im Rücken hatten.

Am 20. September noch vor Anbruch des Tages warfen sich die preußischen Husaren von Köhler auf Gisancourt. Kaum konnten die französischen Dragoner aufsitzen und aus dem Dorfe rücken mit Hinterlassung ihres Gepäcks. Da die preußischen Husaren bei dieser Recognoscirung keine Infanterie bei sich hatten, so konnten sie nicht in Gisancourt bleiben. Es wurde später von den Franzosen besetzt.

Um sechs Uhr Morgens hörte man eine heftige Kanonade von Hans her, nördlich von Valmy und im Lager wurde Generalmarsch geschlagen. Ein Adjutant des Generals Desprez de Crassier meldete, daß die Avantgarde von bedeutenden Streitkräften angegriffen wäre und sich zurückziehe. Kurz darauf rückte Desprez ins Lager, und benachrichtigte Kellermann, daß, so weit er in dem dichten Nebel habe unterscheiden können, so sey die ganze preußsche Armee im Anrücken. Kellermann sandte sogleich Desprez nach Gisancourt, um sich gegen eine Bewegung von Süden her zu sichern, die durch den Ueberfall der Husaren angedeutet schien. Vor Orbeval, in einer senkrechten Linie vom Norden auf die Heerstraße, zwischen dem kleinen Flusse Auve und der Höhe von Valmy, ließ er das erste Treffen unter General Valence aufstellen. Auf dem Kamm der Anhöhe von Valmy, bei einer Mühle, ließ er eine starke Batterie Positionsgeschütz auffahren, und beorderte den Herzog von Chartres mit dem zweiten Treffen auf die Höhe, um eine Linie zu bilden, die, parallel mit der Heerstraße, einen rechten Winkel machte mit der Aufstellung von Valence. Dumouriez seinerseits traf sogleich Anstalten, um Kellermann

zu unterstützen, gegen dessen Corps besonders der Angriff gerichtet schien. Er ließ die Reserve in St. Menehould und das Corps des Generals Arthur Dillon in Les Islettes. General Chazot mit neun Bataillonen und acht Schwadronen rückte auf der Heerstraße nach Dampierre-sur-Auve und Gisancourt, um Desprez und den linken Flügel von Valence zu unterstützen. Beurnonville mit sechzehn Bataillonen wurde nach der Höhe von Hyron beordert, wo unterdessen General Stengel sich einfand. General Lèvemur sollte sich mit zwölf Bataillonen und zwölf Schwadronen am rechten Flügel Beurnonville's ausbreiten, um gelegentlich den Nachtrab der Preußen zu beunruhigen und ihr Gepäck zu überfallen.

Sobald der Herzog von Chartres, bei dem sein Bruder Montpensier Aide-de-Camp war, die Bestimmung seines Corps erfahren hatte, traf er seine Vorkehrungen. Ein Bataillon Freiwillige von Saone und Loire wollte keine Wache zum Gepäck abgeben und bat um die Vergünstigung, daß Alle ohne Ausnahme bei der Fahne bleiben dürften. Ludwig Philipp, erfreut über den Geist dieser Leute, antwortete: „Wohl, so mag das Gepäck sich selbst bewachen. Ihr aber sollt in der Linie fechten, damit Eure Kameraden sehen, daß der französische Bürger ein muthvoller Soldat ist!“ Der Herzog rückte in seine Stellung ein und löste den General Stengel ab, der sie vorläufig besetzt gehalten hatte.

Stengel eilte mit einigen leichten Schwadronen voraus durch das Dorf Valmy nach der Höhe von Hyron. Eine Colonne Infanterie und zwei Compagnien Artillerie unter den Hauptleuten Barrois und Anique folgten ihm. Seine Absicht war, den Preußen zuvorzukommen in der Besetzung dieses wichtigen Punktes. Er kam grade an, als der Feind dagegen vorrückte, und behauptete sich unter nachdrücklicher Vertheidigung den ganzen Tag in Hyron.

Schon während der Herzog von Chartres seine Linie stellte, hatte die Kanonade gegen die Mühle von Valmy begonnen. Gegen zehn Uhr wurde das Feuer heftiger, indem der Feind zwei Hauptbatterien auffahren ließ gegen diesen Punkt, welcher der Schlüssel der französischen Position war. Dem General Kellermann wurde

ein Pferd erschossen; der Artilleriegeneral Senarmont wurde schwer verwundet, und Obrist Lormier von den freiwilligen Grenadieren wurde getödtet. Die eine feindliche Batterie lag auf einer Verlängerung des Hügels, auf dem die Franzosen standen, die andere vor der Meierei la Lune, wo der König von Preußen am folgenden Tage sein Hauptquartier nahm. Sie fügten namentlich dem Corps des Herzogs von Chartres großen Schaden zu, ohne jedoch die Haltung der Truppen zu erschüttern. Eine Haubitzgranate sprengte zwei Pulverwagen in die Luft; dadurch wichen zwei Bataillone zurück, traten aber bald darauf in guter Ordnung wieder in die Linie. Sie waren von den alten deutschen Regimentern im französischen Solde Salm-Salm und Nassau, commandirt von den Obersten Rothenburg und Rewbell. Das Feuer dauerte fort mit ununterbrochener Heftigkeit, die Franzosen jedoch hielten ihre Linien gut geschlossen. Die Reiter, welche unberitten gemacht wurden, traten in die Reihen der Infanterie.

Um 11 Uhr zog sich der Nebel auf, und man sah nun die ganze preußische Armee auf der Ebene zwischen Somme-Bionne und La Chapelle-sur-Auve in Colonnen vorrücken. Ueber 100,000 Mann standen sich hier gegenüber und man war wohl zu der Erwartung berechtigt, daß im nächsten Augenblicke eine Schlacht erfolgen müsse. Dreimal formirten die Preußen Angriffscolonnen, aber alle dreimal griffen sie nicht an; es blieb bei einem Manöver unter einer fortwährenden Kanonade, die bis zur einbrechenden Dunkelheit fortdauerte.

Mit Ausnahme der Beschießung der Mühle auf der Höhe von Valmy, wo das Corps des Herzogs von Chartres stand, kam es also nicht zu einer Schlacht. Die Begegnung beider Heere führte nur die Kanonade von Valmy herbei, wie man sie nennt, aber man kann sagen, daß sie weit in die Geschichte hinaus wiederhallte, und größere Folgen hatte, als manche heiß gefochtene Schlacht, denn es gab hier Sieger und Besiegte, Gewinn und Nachtheil traten scharf hervor.

Wenn man annimmt, daß der Herzog von Braunschweig am

20. nicht angriff, weil er das Eintreffen des östreichischen Heers unter Clairfayt abwarten wollte, so fiel dieser Grund weg für den folgenden Tag, denn die Oestreicher kamen in der Nacht an. Obwohl die Franzosen in einer vortheilhaften Stellung waren, in der sie sich gut behaupteten, so bleibt es dennoch unbegreiflich, daß das deutsche Heer nicht allein keinen weiteren Versuch wagte, sondern umkehrte und unter fortwährenden Verlusten zurückging. Der Herzog von Braunschweig war also nicht geschlagen, sondern ohne Schlacht besiegt worden, und die Franzosen ernteten von der Kanonade bei Valmy alle Früchte eines vollständigen Siegs. Der König von Preußen und und der Herzog von Braunschweig verlangten von den französischen Generalen einen Waffenstillstand, und Unterhandlungen begannen. Das stolze Manifest milderte sich zu dem einfachen Verlangen, den König und die verfassungsmäßige Monarchie wieder hergestellt zu sehen. Allein der Convent hatte sich versammelt, die Republik war ausgerufen, und der vollziehende Rath erklärte, daß man keinen Vorschlägen Gehör geben könne so lange, bis das französische Gebiet vollständig vom Feinde geräumt sey. Der König von Preußen und die Ausgewanderten wollten eine Schlacht versuchen und Châlons besetzen, da aber das Heer Mangel an Lebensmittel litt, von Krankheiten heimgesucht und muthlos war, so rieth der Herzog von Braunschweig zum Rückzug, der auch vom 30. September an angetreten wurde. Solche waren die Folgen von Dumouriez's Besetzung des Argonnerwaldes und Dantons Schreckenssystem in Paris.

In Kellermanns Bericht im Moniteur vom 22. September 1792 heißt es:

„In der Wahl verlegen, führe ich unter denen, die glänzenden Muth gezeigt haben, Herrn Chartres und seinen Adjutanten Herrn Montpensier an. Die große Jugend des Letztern macht seine Kaltblütigkeit in einem so anhaltenden Feuer besonders bemerkenswerth.“

Obrist Mannstein vom preußischen Generalstab kam ins Hauptquartier Kellermanns und ersuchte den Herzog von Chartres, einen Brief an seinen Vater, den Herzog von Orleans, zu übernehmen. Der Herzog von Chartres stellte als Bedingung, daß der Brief nicht

politischen Inhalts sey. Als der Obrist die Vermuthung äußerte, daß der Brief annehmbare Vorschläge enthalten könnte, weigerte sich Ludwig Philipp, einen andern Brief an seinen Vater zu befördern, als einen solchen, der sich nur an ihn als Privatmann richtete. Ein solcher wurde ihm übergeben und abgesendet. Der Herzog von Orleans erhielt ihn, legte ihn aber uneröffnet dem Convent vor, der ihn sogleich ungelesen verbrennen ließ. Man behauptete damals, daß im feindlichen Hauptquartier die Ansicht geäußert worden sey, daß es jedenfalls beruhigender für das Ausland wäre, den Herzog von Orleans an der Spitze der Regierung zu sehen, als eine gänzliche Vernichtung des Königthums erleben zu müssen. Wie dem auch sey, so war in dem damaligen Augenblicke in Frankreich weder ein Königthum noch ein Herzog von Orleans mehr, dem schon am 15. September von der Gemeinde der Name Egalité ertheilt worden war.

Am 26. September ernannte der vollziehende Rath den Herzog von Chartres zum zweiten Befehlshaber einer Heeresabtheilung von neu ausgehobenen Truppen. Er wünschte aber in der Linie zu bleiben. Nachdem er eine kurze Zeit bei Luckner gewesen war, der in Châlons commandirte, ging er nach Paris, um sich die Erlaubniß zu erwirken, in Kellermann's Armee bleiben zu dürfen. Da jedoch seine Stelle dort schon besetzt worden war, so theilte man ihn Dumouriez zu, dessen Heer nach Flandern bestimmt war.

Nachdem Dumouriez dem Rückzug der Preußen bis nach Busancy gefolgt war, marschirte sein Armee-Corps in zwei Colonnen auf Valenciennes. Die erste Colonne führte General Beurnonville, die zweite der Herzog von Chartres.

Als Dumouriez in seinem Hauptquartier in Valenciennes ankam, fand er das Heer, mit dem er gegen die Oestreicher in Belgien verfahren sollte, zwar von dem besten Geiste beseelt und voll Kampfverlangen, aber materiell schlecht ausgerüstet. Es fehlte an nothwendigen Kleidungsstücken, an Schuhen, an allen den Bedürfnissen, die in einem naßkalten Herbste den Soldat gegen die Witterung schützen sollen. Es war nicht daran zu denken, diesem Mangel sogleich abzuhelfen, damals waren keine Niederlagen von Kriegsvorräthen;

Alles war neu, Alles sollte geschaffen werden, man hatte nicht viel mehr als Begeisterung und kräftigen Willen. Der größte Theil dieses Heers hatte in diesem Zustande einen Feldzug gemacht und die anstrengendsten Eilmärsche in guter Stimmung zurückgelegt. Unter solchen Umständen konnte alle, sonst so empfehlenswerthe Vorsicht und Berechnung nicht viel helfen, es mußte geschlagen und gesiegt werden. „Vorwärts“ war hier Bedingung der Erhaltung geworden. Dumouriez beschloß daher, sogleich zu Werke zu gehen.

Sein Armee-Corps bestand aus 48 Bataillonen Infanterie, von denen etwa nur ein Drittheil alte Truppen, die andern neu eingereihte Freiwillige waren. An Cavallerie waren nur Husaren und reitende Jäger vorhanden, die mit einigen Bataillonen leichter Infanterie unter Beurnonville und Dampierre beim Vortrab waren. Unter Stengel und Frégeville streiften zwei kleine Abtheilungen auf beiden Flanken. Dumouriez theilte zwei Corps ab. Die eine Division auf dem rechten Flügel unter dem Oberbefehl des Herzogs von Chartres bestand aus 24 Bataillonen unter den Brigadebefehlshabern Desforets, Drouet und Stetenhoff. Die andere eben so starke Division unter Generallieutenant Miranda stand auf dem linken Flügel mit den Brigadebefehlshabern Ferraud, Blottefière und Berneron; da Miranda noch nicht aus Paris eingetroffen war, führte Ferraud einstweilen den Oberbefehl. Das Ganze betrug 27,000 Mann. Hiemit sollte ein Einfall in Belgien bewerkstelligt werden.

Den Franzosen gegenüber, an beiden Seiten der Straße von Valenciennes nach Mons staffelförmig aufgestellt, stand eine östreichische Armee unter Clairfayt, die aus 22,000 Mann alter und geübter Truppen bestand. Herzog Albert von Sachsen-Teschen, Statthalter der östreichischen Niederlande, führte den Oberbefehl.

Am 2. November 1792 fand ein Gefecht des französischen Vortrabs unter Beurnonville statt bei dem Dorfe Thulin an der Heerstraße nach Mons. Hiebei erwies sich der Vortrab als zu schwach, und Dumouriez ließ ihn aus der Division Chartres verstärken. Am 3. November griff der Herzog von Chartres die Oestreicher an, die bei der Mühle von Boussy eine Batterie aufgeführt hatten, die

genommen wurde, während Beurnonville, Dampierre, Stengel und Frégeville den Feind von Ort zu Ort, wo er im Rückzuge sich stellte, bis nach Saint-Ghislain zurückdrängten. Nach diesen Vortheilen setzte Dumouriez am 4. November seine Armee in Bewegung, rückte vor und bivouaquirte am 5. im Angesichte der östreichischen Armee, die auf den Höhen von Jemappes in einem verschanzten Lager stand.

Die östreichische Stellung war sehr stark. Ihr rechter Flügel lehnte sich an das Dorf Jemappes und bildete einen rechten Winkel mit dem Centrum; der linke Flügel dehnte sich aus auf der Abdachung der Höhe bis nach Barlaimont. Ihr Centrum deckte das Holz von Fleru, worin Schanzen aufgeworfen und Verhaue gemacht waren.

Am Morgen des 6. Novembers ließ Dumouriez vor seiner Fronte zwölf Kanonen und zwölf Haubitzen unter dem Artillerie-Obrist Cabayette auffahren, während sein linker Flügel das Dorf Quaregnon angriff, das die Oestreicher hartnäckig vertheidigten. Seinen Vortrab ließ er in die Linie einschwenken, deren rechten Flügel er nun bildete, während demnach die Division Chartres das Centrum hielt. Dumouriez hatte den Angriff auf die Mittagsstunde bestimmt, um sich noch zuvor durch die Division des Generals Harville zu verstärken, der von Maubeuge heranrücken sollte. Als aber nach einer mehrstündigen Kanonade das Dragonerregiment Coburg in scharfem Trabe gegen den französischen Artilleriepark vorrückte, ließ er, ohne länger zu warten, Befehl geben zum allgemeinen Angriff. Der Herzog von Chartres stellte sechs Bataillone in Reserve, die achtzehn übrigen formirte er in Colonnen und rückte gegen das Holz von Fleru vor. Er warf die feindlichen Scharfschützen aus den Verhauen, ging durch das Holz und kam auf der Höhe an. Hier fand er die östreichische Linieninfanterie vor, durch starke Redouten unterstützt. Diese richteten ein so mörderisches Kartätschenfeuer gegen die andringenden französischen Colonnen, daß ihre Spitzen wankten und anhielten, so daß sie nicht durchbrechen und Linien formiren konnten. Sie gingen in größter Unordnung durch das Holz zurück. Viele Offiziere fielen hier, wie es immer geschieht, wenn junge Truppen in ein

starkes Feuer gebracht werden sollen; unter andern General Drouet, der Obrist Dubouzet vom hundertundvierten Linienregiment und der Obrist Dupont von Chaumont vom Generalstabe. Hätten die Oestreicher diesen Augenblick recht benutzt, so hätten sie das französische Centrum brechen können, wahrscheinlich aber hinderte das Gehölz sie daran, die Wirkung ihres Feuers in den französischen Reihen hinreichend zu übersehen, und sie plänkelten nur mit Jägern und Husaren, die nicht einmal durch das Holz drangen. Diese und einige andere leichte Angriffe wurden zurückgewiesen von den französischen Obristen Champollon und Villars vom 83sten Regiment, vom 98sten und 29sten Regiment unter den Obristen Leclerc und Laroque; und so gewann der Herzog von Chartres Zeit, die gestörte Ordnung seiner Infanterie wieder herzustellen. Sogleich, wie er merkte, daß die Spitzen seiner Colonnen vom feindlichen Feuer verheert wurden und dem ersten Stoße nicht Stand halten konnten, ließ er hinter dem Walde, nach dem französischen Bivouak hin, eine Kette von reitenden Jägern bilden, die eine weitere Zerstreuung der Fliehenden verhinderte. Bald gelang es ihm, sie zu sammeln; sie versprachen, die Schmach des Umkehrens durch einen glänzenden Angriff zu tilgen, und hielten Wort. General Desforêts hatte die fünf Fahnen der Fliehenden unter einem Regen von Kugeln gerettet, und, so schwer sie waren, hielt er sie umfaßt. Die Bataillone waren durch einander gekommen, und um keine Zeit zu verlieren, bildete der Herzog eine Gesammtcolonne daraus, die er das „Bataillon von Mons" nannte, ließ Sturmschritt schlagen und führte sie aufs Neue ins Feuer. Jetzt drangen die Franzosen, ungeachtet der Kartätschen, mit dem Bajonette auf die östreichische Infanterie ein, die zwischen den Redouten aufgestellt war, warfen sie, und bemächtigten sich eines Theils des Geschützes, das die östreichische Cavallerie vergebens bemüht war, nach Mons in Sicherheit zu bringen. Das Centrum entschied den Sieg. Nun rückten auch die Flügel vor. Der linke unter General Ferraud, unter dem ein Pferd erschossen wurde, und Obrist Thouvenot. Der rechte unter Beurnonville und Dampierre mit dem 19ten Regiment unter Despanchez und Darménonville, dem 71sten Regimente unter Obrist

de Bannez, und mit den Pariser Bataillonen. Dumouriez selbst chargirte an der Spitze einer Schwadron. Der Feind büßte eine Position nach der andern ein; bald wurde sein Rückzug eine Flucht; er verließ das Schlachtfeld bei Jemappes, das mit Todten und Kanonen bedeckt war.

Mehrere Berichte im Moniteur vom November 1792 heben auf das ehrenvollste den Antheil heraus, den Generallieutenant Egalité an der Schlacht von Jemappes und den folgenden Ereignissen genommen hat.

Bemerkenswerth ist es auch, daß bei Jemappes viele nachher so berühmt gewordene Krieger in der französischen Armee mitkämpften, theils in der Division Chartres, theils in den andern Abtheilungen des Heeres. Wir nennen hier: Davoust, nachher Marschall und Fürst von Eckmühl, Mortier, Herzog von Treviso, Moreau, Serrurier, Jourdan, Augereau, Maison, Gerard, General Foy, der nachher so berühmt gewordene Parlamentsredner.

Die französische Armee verfolgte und schlug die Oestreicher bei Anderlecht am 14., bei Tirlemont am 19., bei Varroux am 27., und rückte am 28. November in Lüttich ein. Hierauf bezog sie nach diesem kurzen, aber erfolgreichen Feldzuge, die Winterquartiere, welche vom Feinde vorläufig nicht beunruhigt wurden.

Der Herzog von Chartres wurde von seinem Vater eiligst nach Paris berufen, um seine Schwester, die Prinzessin Adelaïde von Orleans an einen Ort zu bringen, wo sie außer dem Bereich des Auswanderungsgesetzes sey, das man auf sie anwenden wollte. Mademoiselle von Orleans war mit der Frau v. Genlis nach England gereist im Oktober 1791. Das unglückliche Zerwürfniß ihrer Eltern, die Stellung ihres Vaters, der in die bedrohlichsten politischen Verhältnisse tief verstrickt war, die Abwesenheit ihrer Brüder bei der Armee, die gefährlichen Ereignisse, die bereits in Frankreich vorgefallen waren, alle diese Umstände hatten eine Entfernung der Prinzessin von Frankreich wünschenswerth gemacht. Sie war mit der Gräfin in London angekommen und bewohnte dort ein Haus, welches dem Herzog von Orleans gehörte. Unter den vielen

merkwürdigen Personen, mit denen sie dort in Berührung kam, war besonders auch der berühmte Sheridan, auf dessen Landgut im Ilesworth, nahe bei Richmond an der Themse, sie sich eine Zeit lang aufhielt. Im folgenden Jahre hatte der Herzog von Orleans mehrere Mal die Frau v. Genlis aufgefordert, die Prinzessin nach Frankreich zurückzubringen, ja er hatte sogar Maret nach London geschickt, um sie der Frau v. Genlis abzufordern. Sie glaubte indessen auch dieser Aufforderung nicht nachkommen zu dürfen, und behauptete, daß die Sicherheit der ihr so theuren Prinzessin unter den obwaltenden Verhältnissen in Frankreich gefährdet sey. Es scheint, daß Frau v. Genlis längere Zeit hindurch gefürchtet habe, daß Plane im Werke seyen, welche auf die Zukunft der Prinzessin einen unheilvollen Einfluß üben könnten. Vielerlei Gerüchte waren im Umlauf, und nach einigen konnte die Befürchtung entstehen, daß Ränke gesponnen wurden, die es nicht verschmähen würden, die Stellung des Vaters zu mißbrauchen, um ihn zu Verbindlichkeiten zu drängen, denen das Lebensglück seiner Tochter geopfert werden sollte. Es waren ohne Zweifel ungegründete Befürchtungen, aber es war des Außerordentlichen so viel geschehen, daß man wohl einige Zeit Zweifel hegen konnte, ehe man sich Ueberzeugung verschafft hatte, ob Besorgnisse, die unter andern Umständen geradezu unsinnig gewesen wären, unter so beispiellosen Verhältnissen ganz ohne allen Grund seyen. Wie dem auch sey, nachdem der Herzog noch einmal seine Tochter zurückberief, damit sie nicht des französischen Bürgerrechts verlustig werde, so reiste die Prinzessin mit der Gräfin im Dezember 1792 nach Frankreich. Sie gingen von Calais nach Chantilly. Dort fanden sie einen Courier des Herzogs mit der Nachricht, sie möchten dort bleiben, bis sie weitere Botschaft aus Paris bekämen. Sie reisten indessen doch nach Paris und stiegen ab in ihrer Wohnung in Belle-Chasse. Auf den Wunsch des Herzogs aber begaben sie sich nach Raincy, wohin auch der Herzog von Chartres kam.

Hier war es, wo Ludwig Philipp mit seinem Vater die traurige Lage besprach, in welcher er sich bald befinden würde als Mitglied des Convents, vor dem der Prozeß Ludwig des Sechzehnten zur

Entscheidung kommen sollte. Niemand konnte daran zweifeln, daß eine Mehrheit den Tod des unglücklichen Königs verlangen werde. Ludwig Philipp beschwor seinen Vater, sich unter allen Umständen dem gräßlichen Richteramte zu entziehen. Der Herzog von Orleans versprach es seinem Sohne, wie er es später, am 10. Januar 1793, Boissy-d'Anglas auch versprach.

Am folgenden Tage fand die Abreise von Raincy statt. Ludwig Philipp und die Prinzessin Adelaïde umarmten ihren Vater zum letzten Mal; sie sahen ihn nie wieder. Der Herzog von Chartres, Herr v. Sillery und sein Neffe César du Crest begleiteten die Prinzessin und die Gräfin nach Tournay.

Ludwig Philipp bekam in Tournay Nachricht von dem am 16. December 1792 gefaßten Conventsbeschluß, wonach alle Mitglieder der capetingischen Königsfamilie, mit Ausnahme derer, die im Temple gefangen gehalten würden, das Gebiet der Republik und das von den Armeen derselben besetzte Land verlassen sollten. Weit entfernt, dieß für ein Unglück zu betrachten unter den Verhältnissen, in welchen Frankreich sich damals befand, sah der Herzog von Chartres in diesem Beschlusse eine erwünschte Veranlassung, um seinen Vater aus der schrecklichen Lage zu befreien, in welcher er war. Er schrieb ihm, und forderte ihn auf, Frankreich zu verlassen, um mit den Seinigen nach den vereinigten Staaten in Nordamerika auszuwandern, woselbst eine bessere Zukunft für Frankreich abgewartet werden konnte. Indessen wurde der Verbannungsbeschluß, in so fern er die Mitglieder der orleanischen Familie betraf, schon am 19. Dezember zurückgenommen. Der Brief an seinen Vater, so wie ein anderer, den Ludwig Philipp an den Präsidenten des Convents gerichtet hatte, kamen erst in Paris an, als bereits der Beschluß zurückgenommen war. Der Brief an den Präsident wurde aus diesem Grunde nicht der Versammlung mitgetheilt, aber die Führer der Bergpartei lernten ihn kennen und ersahen daraus, daß Ludwig Philipp die Freiheit in einem Sinne verstand, mit dem ihre Plane in den schreiendsten Widerspruch kommen mußten.

Unglücklicherweise befolgte der Herzog von Orleans nicht den

Rath seines Sohnes, der ganz richtig vorausgesehen zu haben scheint, daß nur Entfernung seinen Vater retten könne von der Gewalt derjenigen, denen es angelegen seyn müsse, ihn ihrem blutigen Vorhaben beizugesellen.

In Beziehung auf den Auswanderungsplan soll der Herzog von Chartres unter anderm geäußert haben: „Wenn wir nicht nützen können, wenn wir Besorgnisse erregen, können wir da wohl anstehen, das Vaterland zu verlassen?“ Es war daher sehr natürlich, daß, als der Verbannungsbeschluß aufgehoben wurde, der Herzog in Frankreich blieb, denn allerdings konnte er dem Vaterlande nützen. Er war ein ausgezeichneter Offizier geworden, der nicht allein mit persönlichem Muthe — eine Eigenschaft, die man bei jedem Soldaten voraussetzen muß — sondern mit einem bemerkenswerthen Talent, mit richtiger Benutzung jedes Wechselfalles, und mit großer Energie bedeutendere Heerabtheilungen geführt hatte. Er hatte die unzweideutigste Anerkennung aller seiner Kameraden jeden Rangs erworben und zwar unter Verhältnissen, wo nicht Geburt und Würde, sondern nur die That allein entschied. Er war noch nicht zwanzig Jahre alt, und hatte bereits unter den schwierigsten Verhältnissen, an der Spitze von ungeübten Truppen, auf mehreren Schlachtfeldern gleich den besten, die mit ihm kämpften, sich bewährt. Hätte er später in Frankreich bleiben und ferner an den Kriegszügen Theil nehmen können, so berechtigt Alles zu der Vermuthung, daß er einer der bedeutendsten Heerführer seiner Nation geworden wäre, denn unter allen denen, deren Thaten nachher großartig hervortraten, hat kaum Einer glänzender angefangen, als Ludwig Philipp, dem nach seiner Verbannung nur Heere und Schlachtfelder fehlten, um es den besten gleich zu thun.

Es war daher eine Pflicht für Ludwig Philipp bei Wiedereröffnung des Feldzugs, seinen Platz im Heere einzunehmen. Den besten Franzosen war damals die Armee Frankreich, dasjenige Frankreich, dem sie ihre Kräfte weihen, das sie mit allen ihren Wünschen begleiten konnten. An allen in Paris vorgefallenen Unthaten, an dem an Ludwig dem Sechzehnten begangenen Verbrechen hatte das Heer

nicht Theil genommen; es schützte Frankreich gegen das Ausland, um es nachher gegen sich selbst zu schützen.

Ludwig Philipp folgte daher der an ihn im Februar 1793 ergangenen Aufforderung, sich zur Armee zu begeben, um unter General Miranda an der Belagerung von Maestricht Theil zu nehmen.

Der vorjährige Feldzug hatte damit geendet, daß Dumouriez Lüttich genommen hatte, Labourdonnaie sich Antwerpens bemächtigte, und Valence in Namur eingerückt war. Die östreichische Armee war hinter die Roër zurückgedrängt worden, und das französische Heer beherrschte die Maas und die Schelde.

Hier aber begann Dumouriez's Kampf gegen die bürgerliche Gewalt in Paris, dessen Ausgang einen so wesentlichen Einfluß auf Ludwig Philipps Schicksal gehabt hat. Die Jacobiner bemächtigten sich der Eroberung Dumouriez's; Belgien, das durch seinen Sieg bei Jemappes den Oestreichern entrissen war, sollte jacobinisirt, mit der ätzenden Säure der Pöbelherrschaft eingeimpft werden. Ein Schwarm von Aussendlingen, von emsigen Vergiftern alles Volkswohls im Namen des Volks, wurde nach Belgien geworfen, um Clubbs zu stiften nach dem Muster des scheußlichen Mutterclubbs in Paris, und mit ihnen wurde Belgien heimgesucht von Plünderung, Brandschatzung und Aufwiegelung, die sie überall hin begleiteten, und die überall sich Bestrebungen anschließen werden, die in demselben Sinne, wenn auch mit anderem Namen und unter anderem Aushängeschilde auftreten. Die Flamländer, die so sehr bei der Hand gewesen waren, um gegen die östreichische Regierung sich zu erheben, erkannten nun zu spät, in welche Hände sie gefallen seyen. Dumouriez kam nach Paris, um sich über dieses Aufwühlen in einem eroberten Lande zu beschweren. Er hatte sich bis jetzt zwischen den um die Herrschaft ringenden Factionen erhalten, hatte durch Gensonné Verbindungen mit der rechten Seite, durch Danton und Lacroix mit der Bergpartei, und hoffte so lange im Heerbefehl ungefährdet zu bleiben, bis er, durch neue Erfolge gegen den Feind mächtiger geworden, mit dem Heere gegen die Parteien auftreten konnte. Allein die Lorbeeren, die Dumouriez und die andern Feldherren an den Grenzen Frankreichs

erworben, flochten die Pöbelmänner in Paris um die rothe Mütze ihres Götzenbildes, jacobinisirten mit jeder neuen Aushebung auch die Armee, und unterjochten die Heerführer, die nicht unter ihrem Beile fielen, oder von ihnen verjagt wurden, bis der gewaltige Mann kam, der Frankreichs Lorbeeren ihnen entriß und sie zu Knechten seines Waffenglücks machte. Dumouriez erkannte bald, daß er mit der Pariser Regierung nichts ausrichten konnte, und ging mit andern Planen zu seiner Armee zurück.

Fast ganz Europa bereitete sich vor, alle Grenzseiten Frankreichs anzugreifen. Rußland, noch mit der zweiten Theilung Polens beschäftigt, erschien nicht sogleich auf dem Schauplatze, aber von allen Mächten waren keine neutral, als: die Schweiz, Dänemark, Schweden und die Türkei. Gegen diesen Andrang verordnete der Convent eine Aushebung von 300,000 Mann, und, damit diese Maßregel nach Außen gehörig unterstützt werde im Innern durch eine regelmäßige Fortdauer der Schreckensherrschaft, forderte und erreichte die Bergpartei einen Revolutionsgerichtshof mit neun Blutrichtern, die ohne Geschworne ein Urtheil sprechen sollten, von dem keine Berufung gestattet sey.

Sobald Dumouriez beim Heere angekommen war, ging er an die Ausführung seines Feldzugsplans. Dieser war folgendermaßen entworfen. Dumouriez selbst wollte an der Spitze von 20,000 Mann in Holland eindringen und die festen Plätze überrumpeln. General Miranda, der im Centrum dieser Operationslinie gegen den Norden befehligte, sollte Maestricht nehmen und dann mit 25,000 Mann sich bei Nimwegen mit Dumouriez vereinigen. Auf dem rechten Flügel sollte Lanoue mit einem Corps von einigen dreißig tausend Mann an der Roër und an der Maas die östreichische Armee im Schach halten. Den Preußen, die gegen Mainz und den Rhein operirten, sollte Custine begegnen.

Es lag in Dumouriez's Plan gegen Holland etwas, was darauf hinwies, daß er außerhalb Frankreich einen Stützpunkt suchte, nicht sowohl gegen dessen äußere, sondern auch gegen seine inneren Feinde. Ganz gewiß hatte er die Absicht, wenn Hollands Eroberung ganz

vollzogen worden, sich gegen den Convent und die Jacobinerherrschaft zu wenden. Schon früher war Dumouriez von bourbon'schen Agenten angegangen worden, sowohl während er beim Heere war, als in Paris. Noch vor der Begegnung der Heere bei Valmy, an demselben Abend, wo er, von Grandpré kommend, sein Lager bei St. Menehould bezogen hatte, kam ein Agent des Grafen von Provence zu ihm. Man wollte ihn gewinnen für eine Wiederherstellung im Sinne der Declaration vom 23. Juni 1789. Er aber wollte nur handeln für ein System, welches die Constitution von 1791 zuließ. Auf so etwas wollten damals die Ausgewanderten sich nicht einlassen, und es scheint, daß man nicht weiter auf Dumouriez rechnete. Valmy, Jemappes und der Tod Ludwig des Sechzehnten hatten unterdessen die Verhältnisse sehr geändert. Welchen Plan Dumouriez im Jahre 1793 ausgeführt haben würde, wenn sein Vorhaben mit Glück gekrönt worden wäre, kann wohl Niemand bestimmen. Es ist anzunehmen, daß er die Absicht hatte, den Convent zu stürzen, und Frankreich einen constitutionellen König zu geben, ob aber, wie Manche behauptet haben, den Herzog von Chartres, oder Ludwig den Siebzehnten, den er aus dem Temple befreit hätte, ist wahrscheinlich bei ihm selbst unentschieden gewesen. Obwohl er sich zuletzt offen für Ludwig den Siebzehnten erklärte, so ist es dennoch sehr möglich, daß er vor dem Verlust der Schlacht bei Neerwinden die Ansicht haben konnte, daß der Herzog von Chartres einer constitutionellen Ordnung mehr Gewähr leiste, als ein junger Prinz, der noch, und wahrscheinlich unter Einwirkung der alten Ordnung, erzogen werden sollte. Es war ja ganz dieselbe Ansicht, die im Jahre 1830, ganz unter ähnlichen Verhältnissen, und auch gegenüber einem unmündigen Prinzen der älteren Linie, die Wahl des Herzogs von Orleans bestimmte. Warum konnte Dumouriez nicht bedacht haben, was damals auch in der Natur der Dinge lag? Nur konnte er nach der Schlacht von Neerwinden nicht auf die Hülfe der Verbündeten für einen andern Prätendenten rechnen, als für den legitimen Kronprinz. Was man aber auch denken mag von Dumouriez's Planen, so kann man wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß damals der Herzog von Chartres

so wenig Kunde davon hatte, als der unglückliche Dauphin im Temple.

Im Anfang Februar ging Dumouriez gegen Holland los. Glänzende Erfolge krönten sein Unternehmen auf dieser Seite. Er nahm hinter einander Breda und Gertruydenburg. Eben wollte er nach Dortrecht hinübersetzen, um diesen Platz zu nehmen, als er Kunde bekam von dem, was unterdessen auf seinem rechten Flügel vorgefallen war.

Am ersten März waren die Oestreicher unter dem Befehl des Prinzen von Sachsen-Coburg durch das Jülichsche über die Roër gegangen, schlugen Miazinski bei Aachen, gingen über die Maas, vertrieben Lanoue aus Lüttich und nöthigten Miranda, die Belagerung von Maestricht, das seit dem 15. Februar eingeschlossen war, aufzugeben und sich mit der ganzen französischen Armee zwischen Tirlemont und Loewen zurückzuziehen.

Dumouriez hatte den Befehl des vollziehenden Raths bekommen, sogleich Holland zu verlassen und persönlich den Oberbefehl der Armee in Belgien zu nehmen. Am 15. März kam er im französischen Hauptquartier an, und griff noch an demselben Abend an. Er drängte den östreichischen Vortrab von Tirlemont und Gaidenshoven bis hinter die Geete zurück.

Ungeachtet dieser Vortheile war die Lage des französischen Heeres äußerst mißlich. Es war in geringerer Zahl bedeutenden Streitkräften gegenüber, und schlecht versehen mit Lebensmitteln. Die Oestreicher dagegen hatten eine verschanzte Stellung bei Neerwinden, Ueberfluß an Lebensmitteln, ungehinderte Zufuhr, und konnten Verstärkung an sich ziehen. Da nun Dumouriez unmöglich in dieser Lage ausharren, sie aber auch nicht verändern konnte, ohne angegriffen zu werden, so beschloß er, die Schlacht anzubieten.

Am 18. März 1793 begann General Valence, der den rechten Flügel führte, den Angriff auf die Dörfer Oberwinden, Middelwinden und Neerwinden. Er trieb die Oestreicher zurück, die indessen wieder vordrangen und in Besitz von Neerwinden kamen. Der Herzog von Chartres, der das Centrum befehligte, drang nun vor an

der Spitze von sechzehn Bataillonen. Unter einem starken Geschützfeuer machte er einen lebhaften Bajonett-Angriff und nahm wieder das Dorf. Hier aber fand er einen hartnäckigen Widerstand, und man überzeugte sich, daß der Feind bedeutende Verstärkung bekam. Bald erfuhr man, daß der rechte Flügel der Oestreicher sich an das Centrum anschloß, weil General Miranda, der den linken Flügel der Franzosen befehligte, völlig geschlagen und zerstreut war. So wie das in den französischen Reihen bekannt wurde, und sich durch neu aufmarschirende Colonnen im östreichischen Centrum bestätigte, verbreitete sich Schreck unter mehreren neu ausgehobenen französischen Bataillonen; sie schwankten, wichen aus dem Dorfe zurück, und bald konnte alle Aufmunterung der Generale ihre Flucht nicht mehr hemmen. Der Herzog von Chartres, unter dem ein Pferd getödtet wurde, und der General Leveneur konnten nur noch an der Spitze einiger alten Bataillone, die treu auf dem Platze blieben, den Feind so lange aufhalten, daß er dadurch verhindert wurde, die Fliehenden vollends zu vernichten. Dadurch erreichten sie, ohne beunruhigt zu werden, die Nacht auf dem Schlachtfelde zubringen zu können. Mit Tagesanbruch begann der Herzog von Chartres den Rückzug mit General Leveneur, der für den verwundeten General Valence den rechten Flügel befehligte. Sie kamen nach Tirlemont ohne angegriffen zu werden. Der Herzog von Chartres ließ sogleich die Thore schließen und die Wälle besetzen. Hierdurch unterbrach er die weitere Verfolgung des siegenden Heeres. Bald darauf mußte fast ganz Belgien geräumt werden.

Schon die Nachricht von den ersten Unfällen an der Roër und der Maas hatten in Paris Bewegungen verursacht. Der Convent begriff keine Niederlage als in Folge von Verrath. Ein glücklicher Feldherr wurde damals verdächtig wegen seines Einflusses auf die Armee, ein unglücklicher war ein Verräther. Noch am Tage seiner Ankunft vor Loewen hatte Dumouriez sich in einem Briefe an den Convent bitter beklagt über den Mangel an allen Bedürfnissen, den er bei der Armee vorgefunden. Das Schreiben enthielt außerdem heftige Drohungen gegen die Jacobiner, die den General sogleich als

der Republik gefährlich anzeigten. Das wurde er auch wirklich, und die Jacobiner bekamen bald Kunde davon, denn Dumouriez gab sich keine Mühe, seine Absichten zu verbergen, und ließ, vielleicht geflissentlich, manche Andeutungen fallen, um zu sehen, wie sie von seiner Umgebung aufgenommen würden. Die vielen Späher, von denen alle Beamte der Republik, zumal die Generale, umgeben waren, unterließen nicht, Alles sogleich ihren Obern in Paris mitzutheilen. Die Jacobiner, um sich mehr Gewißheit zu verschaffen, veranlaßten die Regierung, drei Mitglieder des Clubbs an den General abzuordnen. Diese drei Abgeordnete waren: Proly, ein unehelicher Sohn des Fürsten Kaunitz, der, von Oestreich ausgewiesen, in Frankreich Jacobiner geworden war, — Dubuisson, ein Schriftsteller — und Pereira, ein portugiesischer Jude. Alle drei endeten nachher unter der Guillotine.

Diese Bevollmächtigten, die ihrer Auftraggeber vollkommen würdig waren, begaben sich nach Tournay, wo damals Dumouriez's Hauptquartier war, und meldeten sich beim General als Ueberbringer eines Briefes vom Minister des Aeußern Lebrun. Dieser Brief besagte, daß die Ueberbringer angewiesen wären, sich mit Dumouriez zu besprechen über die geeigneten Mittel, Belgien wieder zu erobern. Proly, der Dumouriez persönlich kannte, ging zuerst allein zu ihm. Er fand ihn in dem Hause, welches die Prinzessin von Orleans mit der Frau v. Genlis bewohnte, in Gesellschaft dieser Damen, des Herzogs von Chartres, des Generals Valence und einiger Abgeordneten von Valenciennes und Cambray. Dumouriez weigerte sich, anderswo als in seiner eigenen Wohnung auf Geschäftsverhältnisse einzugehen. Dort sprach er die Jacobiner, die in ihrem im Moniteur abgedruckten Berichte melden: „der General habe sich sehr unanständige Reden erlaubt, und unter anderm geäußert, der Convent bestehe aus 745 Königsmördern, er aber wäre stark genug, um sich vorwärts oder rückwärts zu schlagen, und er würde das Vaterland retten.“ Sie hörten ihn ruhig an und begaben sich hinweg. Noch an demselben Tage bekam er einen Brief von den Convents-Commissären, die in Lille waren. Man forderte ihn auf, sogleich vor ihnen zu erscheinen,

um sich wegen erhobener Anschuldigungen zu rechtfertigen. Er antwortete, daß er jetzt nicht kommen könne, lud aber die Herren in sein Lager; wollten sie jedoch warten, bis er sich ganz auf französischen Boden zurückziehen könne, dann wolle er kommen, aber: „an der Spitze seines Heers!“

Dumouriez hatte sich nach St. Amand zurückgezogen. Clairfayt stand in Tournay, und der Prinz von Coburg hatte sein Hauptquartier in Mons.

Am 31. März hatten sechs Freiwillige vom Marnebataillon Hand an den General legen wollen und waren nur durch den Bedienten, der schnell die Wache herbeirief, daran verhindert worden. Sie hatten den Hintertheil ihrer Hüte nach vorne gedreht, und mit Kreide darauf das Wort „Republik“ geschrieben. Sie verlangten vom General, daß er sich vor den Convent stellen solle, und als er sich den Entschluß darüber vorbehalten, hatten sie ihn angreifen wollen. Es war eine Vorbedeutung dessen, was gleich darauf folgte.

General Beurnonville, der unterdessen Kriegsminister geworden war, kam mit den vier Convent-Commissären Camus, Lamarque, Bancal und Quinette ins Hauptquartier. Dumouriez, der von ihrer Ankunft unterrichtet war, empfing sie an der Spitze seines Generalstabs. General Valence war ihm zur Seite. Camus, der das Wort führte, ersuchte Dumouriez, in ein anderes Zimmer zu treten, um die Vorlesung des vom Convent erlassenen Decrets anzuhören. Er verweigerte etwas anzuhören, als in Gegenwart aller seiner Offiziere. Beurnonville überredete ihn jedoch dazu. Er las das Decret, gab es zurück, erklärte, ihm jetzt nicht Folge leisten zu können, und bot seinen Abschied an.

„Und was werden Sie nach Ihrem Abschied unternehmen?“ fragte Camus.

„Was mir beliebt. Jedenfalls werde ich nicht nach Paris gehen, um von Eurem Revolutionsgerichtshofe verurtheilt zu werden.“

„Sie erkennen also diesen Gerichtshof nicht an?“ fragte Camus.

„O ja, als ein Gericht blutiger Verbrechen, dem ich mich nicht unterwerfe, so lange ich einen Degen in der Hand führen kann.“

Nachdem die Abgeordneten einen Augenblick berathschlagt hatten, forderte Camus ihn nochmals auf, sich dem Befehl des Convents zu fügen, und auf seine Weigerung erklärte er:

„Sie sind nicht mehr General der Republik, und ich befehle in ihrem Namen, Sie zu verhaften.“

Allein im Hofe stand das Husarenregiment Berching aufmarschirt unter Obrist Nordmann. Ein Offizier mit dreißig Husaren waren abgesessen. Beurnonville und die Convents-Commissäre wurden verhaftet und unter Escorte des Regiments nach Tournay gebracht, wo sie als Geißeln dem General Clairfayt übergeben wurden.

Nun verfaßte Dumouriez eine Proclamation, worin er erklärte, die Verfassung, welche Frankreich sich gegeben, aufrecht erhalten und die blutige Herrschaft der Clubbs zurückweisen zu wollen. An der Republik wurde Dumouriez zum Verräther, wie es nachher Alle werden mußten, die in Frankreich nicht die Fortdauer der Anarchie wollten. Aber noch glaubten Viele, daß Frankreich nur als Republik sein Gränzgebiet gegen das Ausland erhalten könne, und erblickten darum in einem Abfall von der Republik einen Verrath an Frankreich, obwohl Dumouriez 1793 nur das gewollt hat, was sich nachher als das einzige Mögliche erwies.

Allein Dumouriez mußte sich bald überzeugen, daß die Ansicht, welche die Integrität Frankreichs nur durch die Republik erreichbar glaubte, auch in seiner Armee die Oberhand gewonnen hatte. Sein Versuch, um in den Besitz von Lille, Valenciennes und Condé zu kommen, mißlang gänzlich, und sogleich fing der Aufruhr an, oder vielmehr die Erklärungen von Gehorsam gegen die Befehle des Convents. Ueberall hörte man den Ruf: „Es lebe die Republik — Tod dem Verräther!“ Von diesem Augenblick an war das Loos geworfen, und Dumouriez, nicht mehr seines Lebens sicher, mußte entfliehen.

Der Herzog von Chartres, der an allen diesen Vorgängen nicht Theil genommen hatte, war, wie Dumouriz, vor die Schranken des Convents geladen. Diesem Beschlusse Folge zu leisten, hieß so viel, als sich dem Tode überliefern. Dumouriez's Schritte, die der Herzog

unter allen Umständen nicht hätte verhindern können, stellten ihn ohnedieß in den Augen des Convents in gleiche Linie mit seinem Oberfeldherrn. Da man sie als Genossen ansah und behandelte, so mußte der Herzog sich Dumouriez's Schicksal anschließen.

Am 4. April 1793 verließ Dumouriez das Heer. Der Herzog von Chartres begleitete ihn. Mit ihnen waren: der General Valence, die Obristen Montjoye und Thévenot, der Obristlieutenant Barrois, Du Crest, und einige andere Offiziere.

Ein Bataillon der Yonne unter Davoust begegnete den Fliehenden auf dem Wege nach der Grenze. Man errieth sogleich ihre Absicht und gab Feuer auf sie. Alles kam durch diesen Lärm in Bewegung und Dragoner sprengten ihnen nach. Baudoin, ein treuer Diener des Herzogs, verschaffte durch eine List den Fliehenden einen Vorsprung, ohne welchen sie kaum ungefährdet die östreichischen Vorposten erreicht haben würden. Er legte sich nämlich am Wege, als wenn er verwundet wäre, nachdem er sein Pferd hinter einem Heuschober verborgen hatte, und als die verfolgenden Dragoner sich bei ihm nach den Fliehenden erkundigten, zeigte er ihnen natürlich eine Richtung, die sie von jeder Spur abbrachte.

Der Herzog von Chartres war im östreichischen Hauptquartier in Mons angekommen. Er wurde dort mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen. Erzherzog Carl bot ihm an, als Generallieutenant in östreichische Dienste zu treten, was aber Ludwig Philipp entschieden ausschlug. Er hatte Frankreich redlich und mit Auszeichnung gedient, so lange es möglich war, er hatte es nur verlassen, um nicht das Opfer der Jacobiner zu werden, die ihn fürchteten, weil sie seine Talente richtig beurtheilten, und erkannten, daß er vollkommen geeignet sey, die Meinung aller besseren für sich zu gewinnen. Aber Ludwig Philipp wollte sich um keinen Preis den fremden Heeren zugesellen, die im Begriff waren, Frankreich mit Krieg zu überziehen. Er bat daher nur um Pässe zur Reise nach der Schweiz, wo er sich, als auf neutralem Gebiet, zurückzuziehen gedenke. Diese wurden gegeben, und er trat sogleich die Reise an.

Nachdem aber Ludwig Philipp die Dienste in den gegen Frankreich

vereinigten Heeren ausgeschlagen hatte, war er den Verfolgungen aller Parteien ausgesetzt. Die Revolution verlangte seinen Kopf, weil er nach Geburt und Gesinnung dem Jacobinismus verdächtig war. Die Auswanderung klagte ihn laut an, weil er, zwar ohne thätigen Antheil daran zu nehmen, der Befreiung seines Vaterlandes von dem Drucke des Lehenadels öffentlich Beifall gegeben, der neuen Verfassung Treue geschworen und rühmlich mitgefochten hatte gegen die Fremden und die Auswanderung. Den fremden Cabinetten mußte ein Prinz mit constitutionellen Gesinnungen, der gegen sie gekämpft hatte, an und für sich eine gefährliche Erscheinung seyn. Ludwig Philipp aber war es um so mehr, als er nothwendig die Aufmerksamkeit aller derer auf sich zog, die von einem vermittelnden Prinzip die endliche Beruhigung Frankreichs erwarteten. Je mehr die Willkühr der Revolutionsherrschaft sich steigerte, je mehr war anzunehmen, daß das Bedürfniß einer Vermittelung sich herausstellen und die Besseren auf diese Bahn lenken mußte, um aus den Drangsalen herauszukommen, ohne in die Zwangverhältnisse der alten Ordnung zurückzufallen. Dann mußte ein Prinz vom Geblüt, der so aufgetreten war, wie Ludwig Philipp, nothwendig von Bedeutung und der buchstäblichen Anwendung der Legitimität gefährlich werden. Und so wäre es ohne Zweifel auch erfolgt, wenn nicht Napoleon die Vermittelung in seinem Sinne übernommen hätte.

Ludwig Philipp empfand gleich von Anbeginn seiner Reise das Drückende dieser Stellung in ihrem ganzen Umfange. Er ging von Mons aus über Lüttich und Aachen nach dem Rhein.

Ludwig Philipp, nur von Du Crest begleitet, nahm den Weg über Cöln nach Coblenz. Sie reisten unter den englischen Namen Kemble und Partney. Der nomadische Hof der Auswanderung hatte großentheils Coblenz verlassen, das nachher so oft in der französischen Geschichte genannt worden ist, und es noch wird. Zu seinem Erstaunen aber fand er im Wirthshause, wo er abgestiegen war, unter den Bildnissen der königlichen Familie, welche die Wände zierten, auch das seinige, und erfuhr auf Erkundigung, daß alle diese hohe Personen ohne Ausnahme dort gewohnt hätten. In Frankfurt vernahm er aus

den Zeitungen die Verhaftung aller Mitglieder seiner Familie, die noch in Frankreich waren. Er allein war von der Vorsehung dazu ausersehen, sein erlauchtes Geschlecht fortzupflanzen. Aber er sollte eine Schule des Lebens bestehen, wie kaum ein Fürst vor ihm es gethan. Auf dem Wege von Frankfurt nach Basel sah er jenseits des Rheins die dreifarbige Fahne auf Hüningen wehen. Auf lange nahm er hier Abschied von den Nationalfarben, für die er gekämpft hatte, und deren Wahrung ihm dereinst anvertraut werden sollte.

In Basel fand er den Grafen Gustav von Montjoye, der die Prinzessin von Orleans nach Schaffhausen begleitet hatte, wo sie ihren Bruder erwartete. Der Herzog beeilte um so mehr seine Abreise von Basel, als er erkannt worden war von einem Hauptmanne vom ehemaligen Royal-Suédois. Auf dem ganzen Wege hatte er es natürlicherweise vermieden, mit den Ausgewanderten zusammenzutreffen, und daher sich überall nicht an solchen Orten gezeigt, wo es wahrscheinlich war, daß solche Begegnisse stattfinden könnten. Sie würden nur nutzlosen Streit herbeigeführt haben, und er brauchte nicht eine Gelegenheit zu suchen, um Beweise persönlichen Muthes zu geben, denn er kam von den Schlachtfeldern und konnte sich auf ihr Zeugniß berufen.

Der Herzog hatte sich in St. Amand von seiner Schwester getrennt. Die Frau v. Genlis wollte, als sich die Gewißheit zeigte, daß die Prinzessin nicht in Frankreich bleiben könne, sie verlassen, denn sie fürchtete, daß ihre Begleitung die Ungunst der fremden Höfe noch vermehren würde. Die Prinzessin aber würde sich ohne ihre geliebte Erzieherin unglücklich gefühlt haben. Der Herzog von Chartres trug seine Schwester in den Wagen der Gräfin, und vom Grafen Montjoye begleitet, waren sie nach Mons abgereist, wo das Hauptquartier Clairfayt's war. Hier bekam die Prinzessin die Masern. Als eines Tages die Gräfin Genlis in die Apotheke ging, um für die Kranke Medicin zu holen, begegnete sie dem Prinzen Lambesc, der sie sogleich erkannte. Er zeigte sie dem Obrist Mack an, der, wenn ich nicht irre, damals Platzcommandant in Mons war. Dieser handelte nicht im Sinne des

Prinzen, sondern im ritterlichen Sinne eines ehrenwerthen Offiziers. Mack begab sich sogleich zur Gräfin, und bot der Prinzessin und ihrer Begleitung an, ihnen vom Prinzen von Coburg Päſſe zur Fortsetzung ihrer Reise zu verschaffen, so wie er ihnen vollkommenen Schutz zusagte für ihren Aufenthalt in Mons. Mit diesen Päſſen, worin die Frau v. Genlis unter dem Namen Vercenev bezeichnet war, reisten die Füchtigen über Wiesbaden und Mannheim nach Schaffhausen, wo sie am 27. April eintrafen, und den Herzog von Chartres erwarten wollten, um mit ihm einen weiteren Zufluchtsort zu suchen.

Nachdem der Herzog sich mit seiner Schwester vereinigt hatte, beschloß man, diese Grenzstadt zu verlassen. Am 6. Mai gingen sie nach Zürich, und stiegen in dem alten, berühmten Gasthofe zum Schwert an der Limatbrücke ab. In Zürich waren bereits viele Ausgewanderte, und als der Herzog mit den Damen Abends auf der Brücke ging, von wo aus sie die schöne Aussicht auf den See bewunderten, wurden sie von Emigranten erkannt, und bald war es allgemein ruchbar, daß der Herzog von Chartres und seine Schwester in Zürich seyen. Der Besitzer des Gasthofs, Herr Ott, war auch Mitglied des großen Raths. Er, der die Aengstlichkeit der Schweizer Regierungen, um das gute Vernehmen mit den Mächten nicht zu stören, sehr wohl kannte, versicherte den Herzog, daß er sich nicht der Hoffnung hingeben dürfe, in den großen Cantonen wohnen zu können, und kaum in den kleinen, es müßte denn seyn, daß er durch großen Geldaufwand es zu bewerkstelligen wüßte. Dazu aber war damals wenig Aussicht vorhanden, denn die Baarschaft betrug kaum hundert Louisd'or. Am 14. Mai gingen sie nach Zug, wo sie ein Haus vor der Stadt am See bewohnten, und für eine irländische Familie gehalten wurden. Hier lebten sie über einen Monat stille und unangefochten. Allein auch hieher kamen Ausgewanderte und verriethen Namen und Rang der neuen Gäste. Die Obrigkeit war sehr geneigt, ihnen Schutz angedeihen zu lassen, und wollte nicht friedfertige Fremde wegweisen, deren Betragen in jeder Art untadelhaft war; allein man sorgte dafür, den guten und gastfreundlichen Bürgern Besorgnisse und Unannehmlichkeiten zu erregen, so daß es dennoch gelang,

sie zu vertreiben. Im Moniteur vom 12. Juni 1793 las man: „der ehemalige Herzog von Chartres und seine Gefährten sind nicht in Italien, wie behauptet worden, sondern sie leben in Zug in der Schweiz und bewohnen als angebliche Irländer ein einzeln stehendes Haus am See.“ Diese Nachricht wurde von den deutschen wie von den Schweizerzeitungen wiederholt, was den Rathsherren in Zug sehr mißfiel. Was sie befürchtet hatten traf gerade ein. Von Bern aus bekamen sie ein Schreiben, worin man des Breitesten auseinander setzte, daß Zug durch seine nicht wohl überlegte Gastfreundschaft Gefahr laufe, die Eidgenossenschaft in Verlegenheit zu bringen, denn ihre Neutralität fordere, daß man solchen Personen keinen Aufenthalt gestatte, welche in die Politik befreundeter Staaten eingegriffen hätten und ihnen mißbeliebig wären. Kurz, der Rath von Zug, um nicht in Spannung mit den großen Cantonen zu kommen, sah sich genöthigt, die erlauchten Fremden zu bitten, sich von Zug wegzubegeben. Sie thaten es mit dem aufrichtigen Bedauern einfacher Biedermänner, die ungerne eine Pflicht erfüllen, die mit ihrer Ueberzeugung streitet. Es war aber nicht weniger hart für Ludwig Philipp, sich überzeugen zu müssen, daß die verfolgungssüchtige Verläumdung mächtiger sey, als die Hochachtung eines freien Staates für seine Person und seine Gesinnungen. Es war eine herbe Mahnung an das Elend der Landflüchtigkeit, das er in seiner ganzen Bitterkeit kennen lernen sollte.

Ludwig Philipp sah ein, daß die grausamste Nothwendigkeit fordere, daß er sich von seiner geliebten Schwester trenne; denn da es offenbar war, daß die politische Verfolgung sich besonders gegen ihn richte, so durfte er erwarten, daß sie, von ihm getrennt, weniger Hinderniß finden werde. Vor Allem aber handelte es sich jetzt darum, einen sicheren Zufluchtsort für die Prinzessin zu finden, und das war nicht leicht.

Graf Montjoye, der sich mit seiner Familie in Basel niedergelassen hatte, kam auf Besuch nach Zug. Der Herzog theilte ihm die Lage mit, in der er sich befand, und der Graf rieth, sich an General Montesquiou zu wenden, der sich in Bremgarten aufhalte und einflußreiche Verbindungen in der Schweiz habe.

Herr von Montesquiou war erster Stallmeister im Hofstaate des Grafen von Provence gewesen, und wurde 1789 vom Adel zum Abgeordneten bei den Generalstaaten gewählt. Er war Anhänger einer constitutionellen Reform, wie es Ludwig der Achtzehnte auch als Graf von Provence war, nur konnte er natürlich nicht da stehen bleiben, wo der Prinz glaubte, daß man anhalten müsse. Montesquiou war unter den vierzig Edelleuten, die zuerst zum dritten Stande übertraten. Er brach nachher ganz mit dem Hofe, obwohl er immer ein Mann von gemäßigten und constitutionellen Gesinnungen blieb. Im Jahre 1792 befehligte er die Südarmee, und stand in der Provence und Dauphiné, wo er bald zum Angriff überging, und in Savoyen eindrang. Seine Geburt und früheren Hofverhältnisse so wie seine constitutionellen Ansichten mußten ihn dem Jacobinismus verdächtig machen. Man schleuderte eine Vorladung vor die Schranken des Convents gegen ihn, und wie Alle, die nicht ihren Kopf unter die Guillotine tragen wollten, konnte er sich nur durch Flucht retten. Am 9. November 1792 entfloh er nach Genf, wo er sehr geachtet war, weil er der Republik wichtige Dienste geleistet hatte. Von da ging er nach Bremgarten. Da er keinen Theil genommen hatte an der bewaffneten Emigration, wurde er 1795 aus der Emigrantenliste gestrichen, und starb 1798 in Paris.

Es wurde sogleich an Montesquiou geschrieben, der in Bremgarten den Namen eines Ritters von Rionel führte. Der General bezeigte die lebhafteste Theilnahme für die erlauchten Verbannten, und versprach Alles zu thun, um Mademoiselle von Orleans ein Unterkommen im Kloster zu verschaffen.

„Sie betreffend," — schrieb er an den Herzog von Chartres — „so bleibt nichts übrig, als so lange ohne einen steten Aufenthalt in den Gebirgen umherzuwandern, bis die Verhältnisse günstiger werden."

Es ist interessant, eine Aeußerung von Dumouriez zu hören, der, von diesem unterrichtet, an Montesquiou schrieb: „Umarmen Sie unsern lieben jungen Mann. Was Sie für ihn thun, ist Ihrer würdig. Mag er immerhin sein Unglück benutzen, um sich zu belehren und zu kräftigen. Dieser politische Schwindel wird vorübergehen, und dann

wird er schon seinen Platz finden. Fordern Sie ihn auf, ein vollständiges Tagebuch zu führen; denn außerdem, daß es etwas Seltenes seyn wird, das Tagebuch eines Bourbon zu sehen, welches von etwas Anderem spricht, als von der Jagd, den Weibern und der Tafel, so wird es mich freuen, wenn ein solches Werk, das er einst herausgeben kann, ihm als Lebenszeugniß dient. Fürsten müssen eher Odysseen als Hirtengedichte hervorbringen."

Der Herzog von Chartres nahm Montesquiou's Anerbieten mit Dank an. Die Prinzessin trat mit der Frau von Genlis ins Kloster zur heiligen Clara, das dicht vor Bremgarten liegt. Frau von Genlis war den frommen Schwestern eine Mistreß Lenox aus Irland mit ihrer jungen Nichte Miß Stuart. Nachdem in Zug und für die Reise Alles berichtigt war, blieben fast keine Geldmittel mehr übrig. Glücklicherweise hatte die Genlis so viel, daß damit das Kostgeld im Kloster für geraume Zeit vorausbezahlt werden konnte. Sechs Monate später bekam die Prinzessin von ihrem Oheim, dem Herzog von Modena, eine bescheidene Summe.

Es war am 20. Juni 1793, daß Ludwig Philipp von Prinzessin Adelaide Abschied nahm. Wer die innige Liebe der königlichen Geschwister kennt, kann leicht einsehen, wie schmerzlich dieser Abschied seyn mußte. Beide, entsprossen aus einem großen königlichen Hause, erzogen im Glanze des prachtvollsten Hofes in Europa, waren verbannt und arm, ihre Eltern und Geschwister schmachteten in Gefängnissen, und sie mußten den letzten Trost aufgeben, vereint ihr Leiden zu tragen, um durch die harte Trennung ihr Daseyn zu verbergen. Der Prinz hatte noch nicht sein zwanzigstes, die Prinzessin noch nicht ihr fünfzehntes Jahr zurückgelegt, und beide, ausgezeichnet durch alle geistigen und sittlichen Vorzüge, wurden von allen Mächten verfolgt, als hätten sie die schwersten Unthaten verübt, während nur das Bewußtseyn sie über ihr Schicksal erheben konnte, daß sie unschuldig solche Leiden erdulden mußten. Allerdings waren in der königlichen Familie Unschuldige bereits dem Märtyrertode gefallen, und der Herzog und seine Schwester hatten noch immer Leben und Freiheit gerettet, dennoch aber mußten sie unter solchen Umständen die Trennung als

eine bittere Prüfung empfinden. Sie sollten fünfzehn Jahre lang getrennt leben, und erst nach den merkwürdigsten Schicksalen und Wanderungen sich im Jahre 1808 in England wiedersehen, zu einer Zeit, wo sie, ohne Freiheit und Leben zu wagen, das ganze europäische Festland nicht betreten durften.

Als der Herzog von Chartres sich anschickte, den zweiten Theil des von Herrn von Montesquiou ertheilten Raths in Ausführung zu bringen, nämlich durch eine Wanderung im Gebirge die Spur seines Aufenthalts zu vertilgen, fehlten ihm alle Mittel, um es zu bewerkstelligen. Er ging nach Basel, wo Herr von Montjoye ihn erwartete. Hier verkaufte er seine Pferde, für die er nicht ganz sechzig Louisd'or bekam. Er mußte sich zu einem neuen Opfer entschließen, und sich von seinem ergebenen Freunde trennen, wie er sich von seiner Schwester getrennt hatte. Er nahm Abschied von Montjoye.

Sein treuer Diener Baudoin, obwohl krank und leidend, wollte nicht seinen Herrn verlassen. In der Art aber, wie Ludwig Philipp diesen rührenden Beweis von Anhänglichkeit annahm, zeigte er auch, wie sehr er solcher Aufopferung werth war. Er hatte ein Pferd behalten. Dieses mußte der kranke Diener besteigen, und der Herzog ging neben ihm zu Fuß. So verließen sie Basel und schlugen den Weg nach Neuenburg ein.

Ludwig Philipp durchstreifte in verschiedenen Richtungen den größten Theil des schweizerischen Hochlandes. Der erste Besuch der Alpenwelt muß in dem Leben eines jeden Menschen von Geist und Gefühl einen besonderen Abschnitt von Wahrnehmungen und Empfindungen bilden. Der Eindruck, der dadurch hervorgebracht wird, bestimmt sich nach dem, was Jeder dazu mitbringt. Es besteht eine Wechselwirkung zwischen dem Bewußtseyn der im Leben gemachten Erfahrungen, welche eine innere Natur bilden, und der Alpennatur, die in vorzeitlicher Urschrift auf das ewig Bestehende hinweist, das den Wechsel aller menschlichen Schicksale überdauert. Wie ganz anders tritt der im Leben vielfach Versuchte und hart Geprüfte vor diese großartige Natur, wie verschieden ist ihr Widerspiel im Innern eines geistig Hochgestellten von dem Ergebniß der Anschauung müßiger

Neugierde. Dichterische Gemüther bilden immer eine Ausnahme für sich, aber wie gering ist die Ausbeute so vieler Reisenden, die von den Alpen nur zu sagen wissen, daß sie dort waren.

Ludwig Philipp kam nicht in müßiger Reiselust zu den Alpen, er forderte von ihnen Schutz gegen das Leben. Er trat aus der vulkanischen Zerstörung eines welterschütternden Staatsumsturzes in eine Natur, die eben auch der plastische Ausdruck einer vulkanischen Umwälzung war. Er irrte landflüchtig über die Firnen und durch die Thäler der großen Wasserscheiden unsers Festlandes und konnte der Rhone und dem Rhein Botschaft an Frankreich geben, das ihn verstoßen hatte. Wie Dumouriez sehr richtig bemerkte, es war eine odysseeische Wanderung, deren epischer Inhalt eine innere Lehrzeit bildete für einen Jüngling, der dazu bestimmt war, im vorgerückten Mannesalter einen so bedeutenden Einfluß auszuüben auf die historische Entwickelung unserer Zeit. Die Alpenwelt ertheilt vielfachen Aufschluß über das Leben; sie erhebt denjenigen, der die Sprache ihrer Naturhieroglyphen versteht, auf einen Standpunkt, von dem aus er die Erlebnisse anders beurtheilt, als er im Gedränge der Ereignisse selbst es konnte. Das Zufällige scheidet sich aus, und ein Verständniß wird gewonnen von dem, was bis dahin verworren sich mischte.

Wir wissen nicht, wie diese Erfahrung sich bei Ludwig Philipp aussprach, und können uns nicht herausnehmen, seinen muthmaßlichen Empfindungen eine bestimmte Form zu geben. Das könnte nur ein Tagebuch, wenn es vorhanden, oder das wunderbare Erinnerungsvermögen des erlauchten Wanderers selbst, der noch jetzt mit überraschender Sicherheit seine frühesten Erlebnisse mit schlagender dramatischer Wahrheit heraushebt. Aber wir können wohl mit Sicherheit annehmen, daß ein Jüngling, wie Ludwig Philipp, in den Alpen dem großen Geiste begegnete, der sich hier unvermeidlich den höher begabten Naturen offenbart, und mit dem Niemand verkehrt, ohne daß der Eindruck davon sich nachher im Leben ausprägt.

Wenn wir nun auch nicht im Stande sind, Schritt vor Schritt

dieser Reise zu folgen, so wollen wir doch einzelne Züge daraus mittheilen.

Am 29. August 1793 kam Ludwig Philipp nach dem Hospiz von St. Gotthard. Er schellte an der Klosterpforte. Ein Kapuziner erschien am Fenster.

„Was wollt Ihr?“

„Obdach und Nahrung für mich und meinen Gefährten“ — antwortete der Herzog, der Ursache hatte, über diese Frage erstaunt zu seyn, da das Hospiz keine andere Bestimmung hat, als Reisende aufzunehmen.

„Hier werden keine Fußgänger aufgenommen, besonders“ — fügte der Kapuziner mit einem beobachtenden Blicke hinzu — „Fußgänger Eurer Art.“

„Aber wir wollen bezahlen, was Ihr fordert, ehrwürdiger Vater.“

„Dort drüben ist gute Herberge für Euch!“ antwortete der barmherzige Kapuziner, indem er das Fenster zumachte.

Der Mönch, der eine so liberale Ansicht von christlicher Gastfreundschaft zeigte, hatte nach einer Schenke gedeutet, in welche die Maulthiertreiber einkehrten. Dort fand der Herzog zwar nur Obdach und Alpenkäse, aber er hatte eine gute Lehre bekommen, wenn er sie auch mit einem dürftigen Nachtmahl und einem schlechten Nachtlager bezahlen mußte. Die Erinnerung daran ist ihm geblieben, und Horace Vernet hat dieß kleine Reiseabenteuer in einem geistreichen Gemälde charakteristisch ausgeführt.

Es scheint übrigens, daß damals die Kunde von der französischen Revolution und ihren blutigen Werken im Schweizergebirge eine Furcht vor Franzosen verbreitet hatte. Man erkannte sie leicht an Kleidung und Sprache, und nahm sie ungerne auf, weil man in den entlegenen Gegenden des Hochlandes sich vorstellte, ganz Frankreich bestehe nunmehr aus Räubern und Mördern. Man begreift, daß die Niedermetzelung der Schweizergarde bei dieser Annahme eine große Rolle spielte, und dieß traurige Ereigniß hatte um so mehr

Eindruck gemacht, da die Schweizergarde größtentheils in den Gebirgskantonen ihre Werbungen bewerkstelligte.

Zu Gordona in Graubündten fand der Herzog keine bessere Aufnahme, als auf St. Gotthard. Die Wirthin eines kleinen Gasthofes wollte sich durchaus nicht dazu verstehen, die armen Wanderer aufzunehmen. Es war ein schreckliches Wetter und die Nacht war eingebrochen. Dennoch mußte der Herzog lange und dringend bitten, bis das Mitleid der zänkischen Frau so weit rege wurde, daß sie ihm und seinem Begleiter ein Strohlager in einer Scheune einräumte. Ludwig Philipp aber hatte eine von diesen Alpenwanderungen im schlechten Wetter zurückgelegt, welche auch die rüstigste Kraft erschöpft, und er schlief auf dem Strohlager in der Bündner Scheune so sanft und gut, wie nur immer unter einer Damastdecke in Versailles oder Palais-Royal. Wie glücklich wären an seiner Seite sein Vater und seine Brüder gewesen, die gerade um diese Zeit in einem finstern Kerker im Thurme St. Jean in Marseille saßen.

Mit Tagesanbruch erwachte Ludwig Philipp an einem einförmigen Geräusch, wie wenn Jemand immer auf- und abgeht, und als er die Augen öffnete, sah er zu seinem nicht geringen Erstaunen einen jungen Bauernbursch mit einer Flinte, der den Dienst einer Schildwache bei ihm versah. Auf Befragen sagte dieser, seine Muhme, die Wirthin, die geizig und mißtrauisch sey, habe ihm diesen Ehrendienst aufgetragen mit dem Befehl, den Herzog sogleich niederzuschießen, wenn er etwa in der Nacht aufstehen und sie bestehlen wolle.

Am Vierwaldstätter-See traf der Herzog zwei Franzosen, einen Priester und einen Kaufmann, die mit einem Kahnführer über die Bezahlung der Ueberfahrt stritten. Der Priester hatte kein Geld, und Ludwig Philipp, der sehr wenig hatte, übernahm die Zahlung, die der Geistliche entrichten sollte. Dieser war dafür sehr dankbar, und bat den Herzog, ihn als Kaplan anzunehmen; ein Anerbieten, das er jedoch unter den obwaltenden Umständen ablehnen mußte. Der Kaufmann war Optiker im Palais-Royal gewesen, an dessen Besitzer

er mehrere Mal Brillen verkauft haben wollte. Dabei versicherte er, alle Mitglieder der orleanischen Familie genau zu kennen. Die Verlegenheit des Herzogs wurde nicht auf eine lange Probe gestellt, denn der Optiker vom Palais-Royal kannte die Familie Orleans nicht besser, als der Wirth in Coblenz.

Ludwig Philipps Reisemittel waren fast ganz erschöpft, er hatte auch sein letztes Pferd verkaufen müssen, und bald nahte die Jahreszeit, in welcher die Hochalpen unwegsam werden. Die Aussichten für die nächste Zukunft konnten nicht betrübender seyn. Da wurde er von General Montesquiou, mit dem er immer in Verbindung gestanden, nach Bremgarten zurückberufen.

Dieser edle Freund war unterdessen thätig gewesen, um dem im Gebirge irrenden Prinzen ein Unterkommen zu verschaffen. Montesquiou wußte, daß in Reichenau in Graubündten eine reformirt-katholische Erziehungsanstalt errichtet worden sey. Die entfernte und verborgene Lage dieses Orts war jedenfalls sehr dazu geeignet, seinem jungen Freunde einen Zufluchtsort zu sichern, und einen solchen für ihn auszumitteln, wurde um so nothwendiger, als er von Zürich aus Winke erhalten hatte, daß man wisse, daß die orleanischen Flüchtlinge noch in der Schweiz verweilten, und es sich immer mehr herausstellte, daß die Schweizer-Regierungen sich nicht weigern konnten, den Vorstellungen gegen den Aufenthalt der Orleans auf eidgenössischem Gebiete Folge zu geben. In der letzten Zeit waren diese Vorstellungen dringender und drohender geworden, besonders von Seite Oestreichs und der französischen Republik. Beide nämlich sahen in Ludwig Philipp, auch wenn man kein Einverständniß von seiner Seite voraussetzte, einen Candidat der Vermittelung zwischen der Republik, als letztem Ausdrucke der Revolution, und einer Wiederherstellung der alten Monarchie. Aus ganz entgegengesetzten Gründen trafen also beide Ansichten zusammen in Beziehung auf die Gefahr, womit Ludwig Philipps Rückkehr nach Frankreich ihre Absichten bedrohte.

Bremgarten gehörte damals Bern und Zürich gemeinschaftlich,

und der Schultheiß Hottinger *) brachte drei Monate des Jahres als Landvogt in Bremgarten zu. Er und der Bürgermeister Wyß in Zürich waren den erlauchten Flüchtlingen freundlich gesinnt, und suchten nach Möglichkeit die Verfolgung von ihnen abzuwenden. Durch ihre Hülfe war es auch, daß die Aufnahme der Prinzessin und der Frau v. Genlis in das Clarenkloster bewirkt worden war. Durch sie wurde Montesquiou immer unterrichtet von den Maßregeln, die man von den Cantonsregierungen in Beziehung auf Ludwig Philipp verlangte. So erfuhr er auch, daß Aussendlinge dem Aufenthalte des Prinzen nachforschten, und daß es gerathen sey, ihn je eher je lieber diesen Nachstrebungen zu entziehen.

Montesquiou kannte genau den Herrn v. Jost, der ein Mitbesitzer des Instituts in Reichenau war. Herr v. Jost hatte nämlich in der französischen Schweizergarde und nachher bei Montesquiou's Heer in Savoyen gedient. Dieser wußte, daß Herr v. Jost ein ausgezeichneter Offizier, ein Mann von ritterlichem Ehrgefühl und ihm sehr ergeben war. Zugleich hatte er in Erfahrung gebracht, daß man in Reichenau die Ankunft eines französischen Lehrers Chabaud-Latour erwarte, der bis jetzt noch nicht eingetroffen war. Montesquiou faßte den Plan, Ludwig Philipp an Chabaud's Stelle und unter seinem Namen als Lehrer in Reichenau auftreten zu lassen. So glaubte er mit Recht, daß der Prinz am Besten allen Verfolgungen entzogen wäre. Er ließ seinen Wunsch dem Herrn v. Jost mittheilen durch den Neffen des Herrn v. Genlis, den jungen Du-Crest-Sillery, der mit Ludwig Philipp und Dumouriez entflohen war, und sich auch in der Schweiz aufhielt. Herr v. Jost war sogleich bereit, den Wunsch des Generals zu erfüllen, um von seiner Seite mitzuwirken zur Sicherstellung des Nachkommens eines so erlauchten Hauses. Er stellte aber vor, daß der Plan nicht ausgeführt werden könne, ohne die Mitvorsteher des Instituts, die Herren J. C. v. Tschar-

*) Wenn ich nicht irre der Großvater, jedenfalls ein naher Verwandter des bekannten Banquiers, Baron Hottinguer, in Paris.

ner und Professor Nesemann in das Geheimniß zu ziehen. Zugleich überzeugte Jost den General von der Gefahrlosigkeit, die wahre Lage so ehrenwerthen Männern mitzutheilen.

Sobald Ludwig Philipp durch Montesquiou Kunde bekommen hatte von diesen Verabredungen, nahm er den Vorschlag mit Freude an. Er erkannte den Stand eines Lehrers für so ehrenvoll, daß kein Fürst Bedenken tragen könne, ihm anzugehören. Wir führen hier einige Worte an, womit Ludwig Philipp unter der Restauration ein Geschenk an den Verein für hülfsbedürftige Schullehrer begleitete:

„Was meine Theilnahme für arme Schullehrer besonders erhöhen muß, ist der Umstand, daß ich einmal selbst zu dieser ehrenvollen Bürgerklasse gehörte. Zu den vielen Schicksalsveränderungen, die meinem Erdenloose fielen, gehört auch, daß ich, zu einer Zeit harter Verfolgung, als Lehrer aufgenommen wurde in einem Gymnasium, wo ich acht Monate hindurch Unterricht ertheilte. Ich hoffe daher, daß die Gesellschaft meine Gabe als die eines Mitschullehrers annehmen werde.“

Im Oktober 1793 ging Ludwig Philipp nach Reichenau ab, nur von seinem treuen Baudoin begleitet, von dem er sich jedoch in Chur trennen mußte, um das Incognito zu bewahren.

Schloß Reichenau liegt zwei kleine Stunden von Chur an der Hauptstraße nach Italien im Rheinthale, gerade an dem Orte, wo der südlich vom Bernhardin kommende Hinterrhyn sich mit dem westlich von St. Gotthard herströmenden Vorderrhyn vereinigen, und von nun an den so mächtigen und bedeutsamen Rheinstrom bilden. Das Rheinthal ist bei Reichenau 1850 Fuß über der Oberfläche des Meeres. Die Lage des Schlosses mit seinen stattlichen Gebäuden und geschmackvollen Gartenanlagen ist von überraschender Schönheit, und fesselt besonders den Blick des Wanderers, der von den hohen rhätischen Alpenthälern herabgestiegen ist, und nun auf einmal die lieblichste Anmuth vereinigt sieht mit dem Fernblick in die charaktervollen Umrisse der Hochgebirgsprofile. Von dem kühnen Bogen der zweihun-

dert Fuß langen Brücke blickt man in das seltsame Gemisch des blaugrünen Vorderrheins mit dem schwarzgetrübten Zwillingsbruder aus dem Hinterrheinthal, die eine Zeit lang getrennt neben einander hinlaufen.

Im dreizehnten Jahrhunderte, als die Bischöfe von Chur, die Herren von Razüns und Vatz, nebst einer großen Anzahl von dynastischen Freiherren, unter Kaiser und Reich stehend, sich in die Herrschaft Rhätiens theilten, bestand Reichenau nur aus einem kleinen Wachthause, La Punt genannt, und zählte zu der Burg Hohentrins, welche den Grafen von Vatz gehörte. Später kam es in den Besitz der Grafen von Werdenberg und von Heven. Ein Bischof von Heven baute eine Burg bei La Punt, nachdem Hohentrims abgebrannt war, und entlehnte den Namen Reichenau von der Insel im Bodensee, mit deren Abte die Bischöfe von Chur damals im engen Verhältnisse standen. Mit Rosalie von Heven ging die Herrschaft Reichenau an die Grafen von Löwenstein-Werthheim über, und diese verkauften sie an Johann von Planta, Freiherrn v. Razüns, der sie an seinen Tochtermann Herrn v. Schauenstein vererbte. Reichenau blieb in diesem Geschlechte bis 1742, wo der letzte Ritter von Schauenstein es seinem Schwestersohne Johann Anton v. Buol vermachte mit der Bedingung, daß er Namen und Wappen der Schauenstein-Ehrenfels mit dem seinigen vereinige. Das noch in der Person des kais. königl. östreichischen Gesandten am würtembergischen Hofe, Grafen von Buol-Schauenstein blühende Geschlecht veräußerte Reichenau 1792 an die Herren Bavier und v. Tscharner in Chur. Später hatte Reichenau sehr gelitten durch die Kriege, Zerstörung der Brücke und Plünderung des Bauernlandsturmes, bis der jetzige Obrist Ulrich v. Planta-Reichenau es kaufte im Jahre 1819, und es durch Bauten und Anlagen so hergestellt hat, daß Reichenau jetzt einer der schönsten Herrensitze in der Schweiz, und ganz des alten Geschlechtes würdig ist, das sich nicht blos in Graubündten, sondern auch im Auslande ausgezeichnet hat. Wir erinnern nur an den berühmten Planta, der beständiger Sekretär der Academie der Wissenschaften in London war,

und an seinen Sohn, der während Castlereaghs Ministerium Unterstaatssekretär war.

Zu der Zeit, als Ludwig Philipp nach Reichenau kam, war dort eine Erziehungsanstalt gegründet worden, die bestimmt war, den herrschenden, aristokratischen Einflüssen einzelner Familien in Graubündten die Wage zu halten.

Der jetzige Obristlieutenant von Tscharner, damals Schüler in Reichenau, von dem sein Vater Mitbesitzer war, erzählte mir Folgendes:

„Ich entsinne mich noch recht gut, wie wir in Reichenau an einem Oktober-Abende einen jungen Mann von feinem Ansehen, ein kleines Päckchen an einem Stocke tragend, allein und müde, auf dem Schloßhofe ankommen sahen, und wie er in etwas fremdklingendem Deutsch sich nach Herrn v. Jost erkundigte. Nach einigen Tagen wußten wir Schüler, der fremde Herr heiße Chabaud und werde als Lehrer der französischen Sprache und der Mathematik angestellt werden. Jeder von uns wünschte in die Klasse des Herrn Chabaud eingetheilt zu werden, so sehr und allgemein hatte das einnehmende Aeußere und die Freundlichkeit seines Betragens die jungen Gemüther für den neuen Ankömmling eingenommen.“

Die Herren v. Jost, v. Tscharner Vater und der Studiendirektor Nesemann wußten allein, wen sie in dem angeblichen Herrn Chabaud zu verehren hatten, und es blieb auch für alle Andere ein Geheimniß, noch lange nachdem Ludwig Philipp Reichenau verlassen hatte. Diese Herren haben aber oft versichert, daß sie unter allen Umständen die vielseitigen und gründlichen Kenntnisse, und das sichere und gereifte Urtheil bei einem so jungen Manne bewundern mußten.

Die aus jener Periode in Chur und der Gegend von Reichenau noch Lebenden stimmen Alle darin überein, daß Ludwig Philipp keinen allgemeinen Klassenunterricht ertheilte. Um seinem Aufenthalte einen ostensibeln Zweck zu geben, und um keinen Verdacht zu erregen, war er in Gegenwart des Lehrerpersonals geprüft worden, und es wurde beschlossen, daß Herr Chabaud erst nach erlangter größerer Uebung in der deutschen Sprache, die er zwar kannte, aber noch

nicht geläufig sprach, in den Klassen Unterricht ertheilen sollte. Bis dahin wies man ihm einzelne Schüler zu, denen er Unterricht gab, unter anderm auch in Mathematik und in der englischen Sprache. Unter diesen war auch der noch jetzt in Mailand lebende kais. königl. östreichische Appellationsgerichtsrath Roggieri.

Ludwig Philipp bewohnte in der sogenannten Gallerie ein einfaches Zimmer; aber vor seinen Fenstern lag eine der schönsten Landschaften Europa's ausgebreitet. Er speiste täglich an der allgemeinen Tafel mit der noch lebenden Madame Bavier, die der Oeconomie der Anstalt vorstand, so wie mit allen Lehrern und Schülern. Er lebte ein einfaches, aber ruhiges Leben in dem gesegneten, damals noch so friedlichen Rheinthale, das indessen noch vor Jahresfrist von den Stürmen der Zeit heimgesucht werden sollte.

Seitdem Ludwig Philipp, vom blutigen Jacobinismus geächtet, aus den Reihen der Vertheidiger seines Vaterlandes verdrängt worden war, hatte er das Leben eines Flüchtlings führen müssen. Ueberall mit Verdacht angesehen, verfolgt und mit den ihm ganz unbekannten Bedrängnissen der Armuth kämpfend, war er bis jetzt unstät herumgeirrt, ohne einen schützenden Zufluchtsort finden zu können. Erst in Reichenau fand er eine gesicherte Ruhe im äußeren wie im inneren Leben. Hatte er in den einsamen Hochalpen einen Rückblick in die Zeit thun können, so forderte das Stillleben in Reichenau ihm eine Rechenschaft ab von seinen persönlichen Empfindungen, von seinem Gemüthszustande bei Betrachtung der Vergangenheit und bei der Frage an die Zukunft, die eine so ungewohnte Zurückgezogenheit nothwendig erregen mußte. Geboren in einer Zeit geistiger Aufregung, durch Erziehung der bewegenden Richtung zugeführt, war er nach dem Bruch aller Verhältnisse in die Lager geeilt, und hatte in drei Feldzügen alle Wechselfälle des Kriegerlebens versucht. Er hätte vom sechzehnten bis zum zwanzigsten Jahre so viele Erfahrungen gemacht, wie ein Prinzenleben in Friedenszeiten in zwanzig Jahren sie nicht darzubieten vermag. So überschnell war vor seinen Augen Theorie und Praxis in die äußersten Consequenzen gedrängt worden, die

schreiendsten Gegensätze brachen überall hervor, so daß die beschauliche Ruhe in Reichenau überreichen Stoff fand zu Betrachtungen, die nothwendigerweise ein vielfach geändertes Urtheil herbeiführen mußten.

Außerdem war die Vorbereitung des Gemüths durch einsames Nachdenken ein Glück für den Herzog, denn eine erschütternde Nachricht wartete seiner, die ihn tief beugen mußte, wie schonend auch immer theilnehmende Freundschaft den Eindruck zu mildern suchte.

Ludwig Philipp.

Herzog von Orleans.

Ludwig Philipp,

Herzog von Orleans.

Es war gegen Mitte Novembers, daß Ludwig Philipp den Tod seines Vaters erfuhr. Hier in der elegischen Alpennatur, fern von dem betäubenden Geräusch wirrer und wilder Politik, trauerte der Sohn um den Verlust eines Vaters, der stets liebevoll und gütig gegen seine Kinder gewesen, und das Opfer politischer Leidenschaften geworden war, die auch längst seinen inneren Frieden trübten und so grelle Mißklänge erzeugt hatten, daß nur der Tod sie lösen konnte.

Es war aber nicht nur der Verlust des Vaters, der Ludwig Philipp beugte. Mit Schauder mußte er daran denken, daß seine Mutter und seine Brüder in den Kerkern derjenigen schmachteten, die seinen Vater getödtet hatten. Dieser bittere Schmerz erschütterte seine sonst so blühende Gesundheit. Die Lehrer und Schüler in Reichenau, welche keine Ahnung haben konnten, daß eine Trauerbotschaft Herrn Chabaud zum Herzog von Orleans gemacht hatte, sahen mit stillem Bedauern den tiefen Kummer des jungen Mannes, dem sie Alle herzlich ergeben waren. Man fand es damals sehr natürlich, daß Jemand aus Frankreich traurige Nachricht empfing, und schloß daraus,

nicht auf ein besonderes Verhältniß, denn es war bekannt genug, daß der politische Mord in Frankreich Niedrige wie Hochgestellte hinwegraffte. Ein tiefer, religiöser Sinn, beruhigendere Nachrichten, und der Trost der Freunde in Reichenau, die sein Geheimniß kannten, erhoben allmählig sein Gemüth, und gaben seinem sonst so kräftigen Geiste die Spannkraft wieder, die sich bei den herbsten Schlägen des Schicksals, die ihm noch bevorstanden, so außergewöhnlich bewährt hat.

So kam das Jahr 1794 heran, das auch Graubündten Unruhe und Umwälzung bringen sollte. Eine außerordentliche Standesversammlung wurde zusammenberufen, ein politisches Strafgericht wurde bestellt, eine allgemeine Aufregnng machte sich mehr und mehr fühlbar. Ludwig Philipp war begierig, durch eigenes Sehen und Hören sich einen Begriff zu machen von dem Gang der Angelegenheiten, und wohnte deßhalb in Chur einer Volksversammlung bei. Was er hier sah und vernahm, überzeugte ihn, daß eine Revolution im Anzuge, oder vielmehr schon begonnen sey. Da nun die bedrohlichen Anzeichen sich Woche für Woche mehrten, und Ludwig Philipps Freunde nothwendig bei einem Ausbruche betheiligt werden mußten, so fürchtete er, daß ihre Lage, wenn man etwa in ihrem Schützlinge den Herzog von Orleans entdecken sollte, mißlicher werden könnte, und beschloß daher, Reichenau zu verlassen. Sein Aufenthalt dort hatte ohnedieß jede Spur von ihm so gut vernichtet, daß seine Verfolger es für gewiß hielten, daß er längst nicht mehr in Europa sey. Montesquiou glaubte auch, daß er unter diesen Umständen dem Herzog einen Aufenthalt bei sich in Bremgarten anbieten konnte.

Ludwig Philipp verließ im Juni 1794 Reichenau, dem sein dortiger Aufenthalt für immer eine historische Bedeutung gegeben hat. Er verließ es, geehrt und geliebt von Allen, die ihn kennen gelernt hatten. Herrn Chabaud wurde ein Zeugniß ausgestellt, das eben so ehrenvoll als merkwürdig ist, und worauf der König der Franzosen mit Recht stolz seyn kann. Dieser hat auch nicht das Andenken an Reichenau und an diejenigen vergessen, die in der Schweiz dem flüchtigen Herzog von Orleans beistanden. Der Schwiegersohn des Herrn v. Jost ist zum Grafen von Toggenburg und Ritter der Ehrenlegion

ernannt worden; Montesquious' Enkel ist Kammerherr der Königin der Franzosen, und ein Sohn von Chabaud-Latour ist Ordonnanz-Offizier des Herzogs von Orleans.

Von Bremgarten aus blieb Ludwig Philipp in Briefwechsel mit dem Herrn von Tscharner. Bei dem bedeutenden Einflusse, den der damalige Stadtvogt von Tscharner, zum Theil wohl gezwungener Weise, in Graubündten ausübte, und bei dem lebhaften Antheil, welchen der junge Prinz an den Schicksalen des Landes nahm, das ihm eine sichere Freistätte geboten hatte, war es natürlich, daß die öffentlichen Angelegenheiten einen Hauptgegenstand der Mittheilungen bildeten, und eben so natürlich war es, daß an die Betrachtungen über die engere Heimath des einen Briefstellers sich ähnliche anreihten über die weltkundigen Vorgänge im Vaterlande des Herzogs. Die Ansichten und Urtheile Ludwig Philipps in den Briefen an Herrn v. Tscharner beurkunden ein so scharfes und richtiges Urtheil, wie man sie in einem Alter von einundzwanzig Jahren auch von dem fähigsten und unterrichtetsten Kopfe kaum erwarten kann. In einem Briefe vom August 1794 spricht er die Ueberzeugung aus, daß die republikanische Regierungsform sich weder in Frankreich, noch in einem großen Staate mit vorgerückter europäischer Gesittung lange halten kann, und daß gedeihliche Entwickelung der Nationalkräfte nur zu erwarten sey von einem, dem Zeitcharakter angepaßten monarchischen Prinzip. Auch hier wiederholte er schriftlich seinen, in Reichenau so oft mündlich ausgesprochenen Vorsatz, es möge kommen, wohin es wolle, nie die Waffen gegen Frankreich zu führen.

Bezeichnend für beide in diesem Briefwechsel betheiligte Personen ist folgender Zug. Obgleich der Volksaufstand im Herbste 1794, der den Zusammentritt einer außerordentlichen Standesversammlung in Graubündten zur Folge hatte, gegen die Oppositionspartei gerichtet war, in welcher man den Stadtvogt v. Tscharner als eines der bedeutendsten Mitglieder betrachtete, so nahm doch in der Folge die Sache gegen alle Erwartung eine so entgegengesetzte Wendung, daß der nämliche Mann, der bei den Abgeordneten des Volks vorzugsweise verdächtigt und ihnen zur Zielscheibe strenger Untersuchung

und Bestrafung angewiesen worden war, zum Präsidenten jenes Landtags ernannt wurde. Dieser erfahrene Staatsmann und Menschenkenner ließ sich aber durch diesen für Viele unerklärbaren Erfolg nicht in übermüthige Sicherheit einwiegen. Ja er hatte Gründe, um, wenn nicht bei manchem Abgeordneten selbst, so doch bei vielen ihrer geheimen Rathgeber, eher einen verderblichen Plan bei dieser Wahl vorauszusetzen, und sah weniger darin einen aufrichtigen Beweis von Zutrauen; denn in einem solchen Augenblicke allgemeiner Gährung, und unter einem schon im Voraus zu Unregelmäßigkeiten und Gewaltthaten gestimmten Volkshaufen, konnte die Präsidentenstelle nur allzu augenscheinliche Gefahr über ihn bringen. Als er dem königlichen Verbannten, bei Erzählung jener Vorgänge, zugleich auch diesen Argwohn mittheilte, antwortete ihm der geistreiche Jüngling mit folgender Strophe aus einem Dichter, die hier wörtlich aus seinem Briefe abgeschrieben wird.

Plus on est élevé, plus on court de dangers;
Les grands pins sont en butte aux coups de la tempête,
Et la rage des vents brise plutôt le faîte
Des maisons de nos rois, que les toits des bergers.

„Ich hoffe," setzte er hinzu — „Ihr weises und kluges Benehmen werde Sie davor bewahren, von der Wahrheit dieser Zeilen eine Erfahrung zu machen."

In welch hohem Grade hat Ludwig Philipp selbst sich von dieser Wahrheit überzeugen müssen, und wie gefahrbringend ist noch jetzt seine Stellung inmitten unversöhnlicher Leidenschaften, die ihm um so heftiger zürnen, weil nur der Meuchelmord ihm eine unbewachte Stunde abgewinnen kann.

Ludwig Philipp hielt sich bei Montesquiou auf unter dem Namen Corby, als ehemaliger Flügeladjutant des Generals. Seine Schwester hatte bereits Bremgarten verlassen müssen. Die Ausgewanderten, von denen so viele nichts besseres zu thun fanden, als dem Unglücke die Erbärmlichkeit hinzuzufügen, hatten es endlich herausgebracht, daß die beiden fremden Kostgängerinnen im Clarenkloster die Prinzessin von Orleans und Frau von Genlis seyen. Es

gelang ihnen, auch die Ortsbehörde so lange zu ängstigen und zu bearbeiten, bis Montesquiou sich überzeugte, daß die Prinzessin nicht länger in Bremgarten bleiben könne. Es war daher an ihre Tante, die Prinzessin von Conti, die in Freiburg lebte, geschrieben worden, deren Bruder, der Herzog von Modena, der Prinzessin von Orleans Aufnahme in seine Staaten verweigert, ihr dagegen 180 Louisd'or gesendet hatte. Die Prinzessin von Conti willigte darein, ihrer Nichte Schutz zu gewähren, so weit es von ihr abhing. Sie wagte jedoch nicht sogleich, sie bei sich aufzunehmen, sondern sandte ihre Ehrendame, die Gräfin Pons-Saint-Maurice, nach Bremgarten. Am 11. Mai 1794 hatte Mademoiselle Adelaïde von ihrer geliebten Erzieherin Abschied genommen, die sie zwanzig Jahre später, im Jahre 1814, wieder sah.

Ludwig Philipp blieb bei General Montesquiou bis zum Ende des Jahres 1794. Es hatte natürlich nicht lange gedauert, bis man dahinter gekommen war, wer der ehemalige Adjutant Corby eigentlich war, und die Ränke begannen auf's Neue, um ihn zu vertreiben. Der General jedoch wies alle Versuche zurück, die ihn dahin bringen sollten, seinen Adjutanten aufzugeben. Ludwig Philipp aber war ganz zufälligerweise Ohrenzeuge einer Unterredung gewesen, welche deutlich bewies, daß der General in großer Verlegenheit war, um den entstandenen Verdacht abzuweisen. Er glaubte daher nicht länger von einer Gastfreundschaft Gebrauch machen zu dürfen, die seinen edlen Freund blosstellen könnte. Gerührt nahm er Abschied von ihm.

Es scheint, daß er schon damals den Plan gefaßt hatte, nach Amerika zu gehen. Wie wir wissen, hatte er schon zwei Jahre vorher seinem Vater die neue Welt als Zufluchtsort für die ganze Familie vorgeschlagen. Und in der That häuften sich in der alten Welt die Schwierigkeiten, um einen ungefährdeten Aufenthalt zu finden, immer mehr und mehr. Ludwig Philipp ging daher durch Deutschland nach Hamburg, von wo aus er zunächst hoffen konnte, eine Gelegenheit zur Ueberfahrt zu finden.

Wir wissen nicht, welchen Weg er eingeschlagen hat, und wenn

wir es auch wüßten, so würde die bloße Angabe der von ihm berührten Städte wenig Interesse einflößen können. Es ist eine von diesen Lücken, die in einer Arbeit, wie die gegenwärtige, nicht zu vermeiden sind, die man aber offen eingestehen soll. Höchst interessant würde es ohne Zweifel seyn, zu vernehmen, wie damals dem hohen Reisenden die Theile Deutschlands erschienen, durch welche ihn sein Weg nach Hamburg führte. Nur von ihm selbst, wenn er solche Erinnerungen der Oeffentlichkeit anvertrauen wollte, oder von der Zukunft können wir diese Vervollständigung erwarten. Wir hoffen indessen, daß es uns auch ohne diese Einzelnheiten gelingen kann, durch den anziehenden Stoff dieses reichen Lebens die Aufmerksamkeit des Lesers festzuhalten.

Gegen Ende März 1795 kam Ludwig Philipp in Hamburg an. Die Hoffnung, in den Besitz von Geldmitteln zu kommen, welche hinreichend wären, um die Reise nach Amerika zu unternehmen, verwirklichte sich indessen nicht. Ueber seine damalige Stimmung gibt uns ein Brief von Dumouriez an Herrn von Montesquiou Zeugniß. Dumouriez lebte damals in der Nähe von Hamburg auf dänischem Gebiete. Von dort aus war es ohne Zweifel, daß er an Herrn v. Montesquiou über den Herzog von Orleans schrieb:

„Ich habe, wie Sie nicht daran zweifeln werden, unsern jungen Freund mit großer Freude wieder gesehen und umarmt. Ich habe ihn ergeben und muthig gefunden. Er ist fünf Tage bei mir geblieben, und ich hätte ihn den ganzen Sommer ziemlich angenehm unterhalten können: hätte man uns aber entdeckt, so würde man gesagt haben, ich unterstütze das Königthum und füttere das Haupt der neuen Dynastie. Ich betrachte die capetingische Dynastie jetzt als ausgestorben, denn keine von allen Revolutionen, die sich über einander häufen können, wird ihr günstig seyn. Es wird einst einen König von Frankreich geben, ob ich gleich nicht weiß, wann und wen. Gewiß aber ist es, daß man ihn nicht aus der geraden Linie nehmen wird."

Wir bemerken hiebei, daß der Ausdruck „capetingische Dynastie" allerdings nicht sehr streng genommen werden darf, denn die Prinzen

von Orleans gehören als Bourbons auch zu den Capetingern. Uebrigens ist seine Ansicht von der zukünftigen Bestimmung der zweiten Linie ein Beweis für einen scharfen und richtigen Blick in den wahren Kern der Verhältnisse durch die Hülle der zufälligen Anhäufungen des Augenblicks. Er erkannte, daß in der französischen Gesellschaft das unabweisliche Bedürfniß der Monarchie liege, er erkannte aber auch, daß die erste Linie der Bourbons sich nie von dem politischen Einflusse der Priesterschaft und des Hofes frei machen könne, und darum erwartete er von der zweiten Linie, die er in einem so ausgezeichneten jungen Manne vertreten sah, die Lösung der schweren Verwickelung. Man hat Dumouriez des Wankelmuths, der Uebereilung, sogar der Aufschneiderei beschuldigt, und es scheint, daß er im täglichen Lebensverkehr ähnliche Vorwürfe verdient haben mag, aber es ist nicht zu läugnen, daß er als Feldherr und Staatsmann Beweise gegeben hat von der genialen Gabe der Diagnose, das bezeugt seine Stellung im Argonnerwalde und seine Annahme von der Bestimmung der orleanischen Linie, wenn er sie auch nur andeutete mit der scherzhaften Wendung, daß er „das Haupt der neuen Dynastie füttere."

Da Ludwig Philipp nicht die Mittel fand, nach Amerika zu gehen, so wollte er doch auch nicht müßig in Hamburg bleiben. Die Angelegenheiten des Festlandes verwickelten sich immer mehr und mehr, und damit wuchs auch die Gefahr für den Herzog. Die skandinavischen Reiche, an deren Grenze er sich befand, boten, mehr als jeder andere Punkt auf dem Festlande, Aussicht auf Schutz und sichere Verborgenheit. Die Gastlichkeit des Nordens ist bekannt. Wer sich dieser anvertraut hat, steht nicht blos unter dem Schutze der Gesetze und der Regierung, sondern auch unter dem der öffentlichen Meinung. Ein Bruch des Gastrechts ist in Skandinavien ganz unerhört, und würde, wenn er jemals vorkommen sollte, als eine schreiende Verletzung des Nationalgefühls laut gerügt werden. Außerdem konnte damals ein Fremder in den entfernteren Theilen von Skandinavien leicht jede Spur seines Aufenthaltes abschneiden. Diese Gründe, und die Aussicht auf Bekanntschaft mit eigenthümlichen, und in manchem

Betracht von dem übrigen Festlande verschiedenen Sitten und Gebräuchen, mögen Ludwig Philipp bestimmt haben, eine Reise in den hohen Norden anzutreten.

Der Herzog konnte sich eben nicht bedeutende Geldmittel zu dieser Reise verschaffen. Er verließ sich aber darauf, daß man in jenen Gegenden wohlfeil reisen könne, was auch der Fall war. Wenn wir gut unterrichtet sind, so hat der König der Franzosen selbst angegeben, daß seine skandinavische Reise ihm sechstausend Franken gekostet habe. Er bekam einen Creditbrief an einen Banquier in Kopenhagen, worin er und sein Begleiter, Graf Montjoye, als reisende Schweizer ganz besonders empfohlen waren. Im April 1795 kam er in Kopenhagen an.

Kopenhagen war damals in der höchsten Blüthe eines ausgebreiteten Seehandels. Graf Bernstorfs kluge Politik hatte Dänemark eine Neutralität erhalten, durch welche dem ganzen Lande, besonders aber Kopenhagen, bedeutende Vortheile erworben wurden. Wenige Rheden auf dem europäischen Festlande boten damals ein regeres Leben und einen großartigeren Verkehr von Schiffen dar, als die von Kopenhagen. Ueberseeische Unternehmungen im großen Styl waren an der Tagesordnung, und die Stadt war ein Stapelplatz der reichsten Zufuhren aus China, Ost- und Westindien. Große Summen wurden gewonnen und es herrschte viel Luxus. Der Umgangston in den Gesellschaften der reichen Kaufherren, die auf einem großen Fuße lebten, war von jeher fein und gewählt, und Fremde wurden immer mit Auszeichnung aufgenommen.

Wenn Ludwig Philipp ohne Zweifel schon damals genauere geographische Kenntniß vom Auslande hatte, als die Mehrzahl seiner Landsleute, die nicht gereist waren, so kann es doch nicht fehlen, daß der Norden im Ganzen, und namentlich die Hauptstädte ihn überrascht haben müssen. Es liegt ganz in der Natur der Sache, daß diejenigen, welche nicht über das deutsche Festland hinaus weiter gegen Norden gekommen sind, die allerdings nicht reizenden Eigenschaften des Clima's auch auf die geselligen Zustände mehr oder weniger übertragen. Jetzt wissen und glauben schon Manche, die auch nicht selbst

da waren, daß der Wohlhabende in Tobolsk und Archangel behaglich und angenehm leben kann, aber am Schlusse des vorigen Jahrhunderts betrachtete man sogar den südlichen Theil des skandinavischen Nordens als einen Landstrich, in dem Unkultur des Bodens und der Menschen vorherrschend sey, und wo nur Wenige mit ungewöhnlichen Kosten und Zurüstungen einen feinen Lebensgenuß erzielen können. Um so mehr war Ludwig Philipp von Kopenhagen überrascht, das nicht blos eine hübsche, sondern sogar eine ausgezeichnet schöne Stadt ist, in der damals ein ungemein reges Leben war. Ein Jahr vorher war das Schloß Christiansburg abgebrannt, dessen Ruinen aber dem Herzog schon einen Begriff geben konnten von der Pracht dieses Gebäudes, das an Umfang Versailles wenig nachgab. Der Hof bewohnte seit dem Brande das Schloß Amalienburg, dessen vier Flügel um einen Platz mit einem schönen Denkmal eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Vendômeplatz in Paris hat. Der Kronprinz Friedrich, nachher Friedrich der Sechste, regierte, obwohl nur noch im Namen seines geistesschwachen Vaters, doch vollkommen uneingeschränkt. Was in Frankreich so lange hartnäckig verweigert und nachher mit so viel Blut und Zerstörung ertrotzt worden war, Abschaffung der drückenden Vorrechte der Lehenherrlichkeit, der Leibeigenschaft und Knechtschaft des Bauernstandes, Zulassung der Befähigten aus allen Ständen zu Aemtern, eine fast im constitutionellen Sinne, wenn auch nicht mit constitutioneller Staatsform liberale Regierung, das Alles hatte damals schon der Kronprinz dem glücklichen Dänemark gewährt. Ludwig Philipp sah hier den wesentlichsten Theil der Ergebnisse der Revolution ohne alle Umwälzung und Unordnung fast verwirklicht. In Volksbildung wie im Unterricht und wahrer Aufklärung des gemeinen Mannes war Dänemark damals schon, wie noch jetzt, vor Frankreich voraus. Es war ganz klar, daß dieser Zustand, obwohl mancher Verbesserung fähig, doch schon so weit entwickelt war, daß er unmöglich nur aus den Einrichtungen der Jahre seit der Revolution hervorgegangen seyn konnte; und in der That war er auch schon seit beinahe einem halben Jahrhundert von den milden und menschenfreundlichen Herrschern des Oldenburgischen Geschlechts vorbereitet worden.

Es war eine Ueberraschung zugleich und eine gute Lehre, in dem so wenig gekannten Norden, in einer Inselstadt in der Ostsee, der meist nur als Hafen und Waaren-Niederlage Erwähnung geschah, eine im staatlichen wie im geselligen Leben so weit gediehene Ausbildung zu finden. Jetzt schon hatte der Herzog Gelegenheit, sich Glück zu wünschen zur Ausführung des Plans, durch eigene Anschauung Länder und Völker kennen zu lernen, von denen man in seinem Vaterlande damals nur höchst unvollständige Begriffe hatte.

Er blieb nicht lange in Kopenhagen, da er noch eine sehr weite Reise bis an die äußerste nördliche Spitze des europäischen Festlandes beschlossen hatte. Niemand hatte dort die geringste Ahnung von seinem wahren Stande. Er war, zwar ganz besonders, aber in gewöhnlicher kaufmännischer Weise an das große Haus Ryberg empfohlen, dem es gar nicht einfallen konnte, in den Empfohlenen andere Leute zu suchen, als diejenigen, welche von seinem Hamburger Correspondenten angegeben waren. Es wurde diesem Handelshause sehr leicht, den fremden Reiselustigen sogenannte Königspässe zu verschaffen, das heißt solche, die nicht blos von der Polizeibehörde, sondern vom Ministerium ausgefertigt sind im Namen des Königs, und worin alle königliche Behörden aufgefordert sind, den Reisenden nicht nur den gewöhnlichen Schutz, sondern auch besondern Beistand angedeihen zu lassen. Sie waren ohne Zweifel dem Prinzen sehr nützlich, allein auch ohne diese würde er überall in Skandinavien die bereitwilligste Aufnahme gefunden haben.

Zum erstenmal seit langer Zeit frei von aller Furcht vor Entdeckung und Verfolgung, wohlgemuth und mit Aussicht auf eine genußreiche Vermehrung von Kenntnissen und Erfahrung, trat Ludwig Philipp die Reise an. Von Kopenhagen begab er sich zunächst nach Helsingör. Er durchfuhr ein äußerst fruchtbares und vortrefflich bebautes Land an der Meeresküste, das Alles enthält, was die Ebene nur immer bieten kann in der mittleren Zone. Nirgends in Europa sieht man prachtvollere Buchenwälder als die auf der Insel Seeland. Er kam auch an den Gütern des Grafen Bernstorff vorbei, der mehr als zwanzig Jahre vorher aus eigenem Antriebe alle

seine Bauern frei gegeben, Leibeigenschaft und Frohndienst auf seinen Besitzungen aufgehoben hatte. So, mit dem eigenen Beispiele vorangehend, bereitete er sich vor, mit seinem Freunde, dem Grafen Reventlou, die Freiheit der Bauern zum Staatsgrundsatz zu machen, und der hochherzige junge Kronprinz wurde der Dritte in diesem edlen Bunde. Auf den dänischen Colonien war bereits die Sklaverei der Neger längst aufgehoben. Im ganzen dänischen Reiche waren schon in allen Sachen, die vor Gericht anhängig gemacht wurden, Vergleichs-Commissionen eingeführt, und somit die ganze Idee der Friedensgerichte, der Vermittelung zwischen dem Gesetze und dem über sein Formwesen unkundigen, und darum dem Rabulistenwesen leicht Preis gegebenen Volke, praktisch eingeführt. Ganz gewiß war hier die französische Revolution nicht ohne Einfluß geblieben. Frankreich hatte auch unter seinen großen Grundbesitzern treffliche und uneigennützige Männer gezählt; hätten sie eine so wohlwollende und so energische Unterstützung von der Regierung gefunden, wie hier in Dänemark, so würde höchst wahrscheinlich damals der Herzog von Orleans sich nicht unter der Vermummung eines Schweizers auf dem Wege nach dem Nordcap befunden haben.

In Helsingör zog die Festung Kronburg mit dem schönen Schlosse die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich. Man sieht von dort aus nördlich in den Kattegat und südlich den Sund hinunter nach der Insel Hween, wo der berühmte dänische Astronom Tyge Brahe lebte, der auf seiner Sternwarte Oranienburg den Besuch Königs Jacob von England empfing. Gegenüber von Kronburg sieht man die Küste von Schonen sich ausbreiten. Man sieht bei klarem Wetter südlich bis nach Landskrona und nördlich bis an das Vorgebirge Kullen in Schweden. In Kronburg war die Königin Caroline Mathilde, die Mutter des damals regierenden Kronprinzen, als Opfer einer Pallastrevolution im Jahre 1772 gefangen gehalten worden. Der sogenannte Hamlets-Garten ist kein historischer Punkt, sondern nur ein Phantasiename, so wie überhaupt Hamlet nur das unsterbliche Geschöpf der Shakespear'schen Muse ist.

In Helsingburg betrat Ludwig Philipp das eigentliche skandina-

vische Festland. Von hier ging er über Halmstadt, Falkenberg, Kongsbacka nach Götheborg in West-Gothland. In dieser freundlichen Stadt am Götha-Elv, die damals einen belebten Handel hatte, spricht sich schon ganz der schwedische Charakter aus in Menschen, Wohnungen, Sitten und Gebräuchen. Das Einfache, Kräftige und dabei die zierliche Zuvorkommenheit der Schweden in ihrer Aufnahme der Fremden, die überaus reinlichen Häuser, größtentheils von Holz, die Stubenböden mit feinem Sande und frischen Tannenspitzen bestreut, der eigenthümliche Ausdruck der celtischen Gesichtszüge, die blonden Ringelhaare und die kecken hellblauen Augen, bei kräftigem, markigem Wuchse, Alles überzeugt den Fremden, daß er sich auf einem neuen, vom übrigen europäischen Festlande sehr verschiedenen Boden befindet.

Von Götheborg ging die Reise nach Trollhättan, wo ein Wasserfall ist, und dann nach dem großen Binnensee Wenern. Damals waren schon die gigantischen Arbeiten weit vorgerückt, um durch den berühmten Göthekanal, und durch die Kanalverbindung der Seen Wenern und Mälaren, an dem Stockholm liegt, das bothnische Meer mit der Nordsee in Verbindung zu setzen — ein Werk, dessen Vollendung jetzt die Bewunderung von ganz Europa erregt hat. Man fährt bekanntlich jetzt auf Dampfschiffen von Götheborg nach Stockholm.

Ludwig Philipp aber schlug die Richtung nach Norwegen ein, und kam von Wenern nach Friedrichshall, einer Festung an der norwegischen Grenze, bei deren Belagerung Carl der Zwölfte fiel, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht von einer feindlichen Kugel. Von hier aus ging er über Friedrichsstadt und Moss nach Christiania.

Norwegen stand seit Jahrhunderten unter dänischem Scepter. Die dänische Regierung hatte zwar immer die wohlmeinende Absicht gehabt, ihren norwegischen Unterthanen dieselben Vortheile und Verbesserungen in materieller und geistiger Beziehung zuzuwenden, wie sie in Dänemark statt fanden. Allein die Entfernung von dem Hauptregierungssitze, die Beschaffenheit und ungeheure Ausdehnung des Landes hatten veranlaßt, daß der Fortschritt nicht kräftig und vollständig bewirkt werden konnte. Die Spezialregierung in Norwegen wurde zwar in milder und menschenfreundlicher Weise geübt,

der König verwendete auch bedeutende Summen für dieses Zwillingsreich, allein die Anwendung geschah selten mit gehöriger Einsicht und zweckmäßig, so daß die natürlichen Wohlfahrtsquellen des Landes nicht gehörig benutzt wurden. Der größte Beweis dafür ist der fast unglaubliche Aufschwung, den Norwegen genommen hat, seitdem es ein unabhängiger Staat geworden ist; denn die jetzige Verbindung mit Schweden ist durchaus nur eine politische, eine Vereinigung beider Kronen in einer Dynastie, während die innere Regierung des Landes in allen Theilen so unabhängig von Schweden als von irgend einem andern Lande ist.

Dagegen bot Norwegen damals Ludwig Philipp das anziehende Schauspiel ganz fremder Sitten und einer eigenthümlichen Lebensweise. Christiania war damals nicht so volkreich, und stand auch in seiner äußeren Erscheinung bedeutend hinter seinem jetzigen Zustande zurück. Es war damals auch Sitz der Regierung, die aber nur eine Statthalterschaft war, die, bei der strengen Centralisation der dänischen Regierungsform, in ihrem Handeln gehemmt war, und über geringfügige Dinge immer in Kopenhagen vorfragen mußte, wo der eigentliche organische Regierungssitz auch für Norwegen war. Man entschied in Kopenhagen über Localeinrichtungen in Nordland, in Finmarken, auf Island, und wenn die Verfügung an Ort und Stelle eintraf, war der ganze Zustand, auf den sie angewendet werden sollte, oft gar nicht mehr vorhanden. In Christiania selbst, wie in den norwegischen Küstenstädten, war damals viel Wohlhabenheit durch den Handel mit Holz, Eisen und getrockneten Fischen nach dem südlichen Europa, mit dem ein fast unausgesetzter Verkehr statt fand. Die Geselligkeit in Christiania war in einfachen Formen belebt und ungezwungen, und keineswegs ohne Genuß für den Fremden, der mit dem Lande Bekanntschaft machen wollte. Ludwig Philipp und sein Begleiter wurden mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen und mit ächt skandinavischer Gastfreundschaft behandelt. Der reformirte Pastor Monod, der später Präsident des reformirten Consistoriums in Paris wurde, war damals in Christiania, und sah fast täglich in Gesellschaften den liebenswürdigen jungen Franzosen, der —

wie der würdige Geistliche sich selbst ausdrückte — von Allen, die ihn kennen lernten, allgemein geliebt und gelobt wurde, und in der ganzen Stadt auch dem Volke bekannt war, als der „artige junge Franzose.“ Der gelehrte, in seiner genferischen Förmlichkeit etwas pedantische Monod fand Vergnügen daran, in absichtlichen Gesprächen den interessanten jungen Mann zu prüfen, und sprach nachher oft davon, wie überrascht er gewesen sey, in dem vermeintlichen jungen Schweizer, für dessen Reise er Handelszwecke voraussetzte, einen solchen Schatz an Kenntnissen und Erfahrung zu finden, bei so viel Takt und Sicherheit des Benehmens. Das Räthsel wurde ihm zwanzig Jahre später, zu seiner nicht geringen Ueberraschung, in Paris gelöst, wo er seinen Freund aus Christiania als Herzog von Orleans wiedersah.

Ludwig Philipp lebte in Christiania glücklich und zufrieden; der dortige Aufenthalt nimmt einen besonders freundlichen Platz in seinen Erinnerungen ein. Großentheils ohne Zweifel beruhte das auch auf der sorgenfreien Lage, die so wohlthuend war nach einer langen Zeit der Leiden und Plackereien. Bei der Genügsamkeit des Herzogs und seiner Fähigkeit, sich mit allen Zuständen zu befreunden, sprach ihn die harmlose und heitere Gastfreundschaft der biedern Christianenser erquickend an.

Einmal wurde er während seines dortigen Aufenthalts von einer trüben Erinnerung auf eine unerwartete Weise berührt.

Die Nordländer benutzen den kurzen Sommer so viel als nur immer möglich, und von den Städten aus werden täglich Landparthien unternommen, wenn das Wetter es nur irgend zuläßt. Ludwig Philipp hatte mit einer befreundeten Familie eine solche Landparthie gemacht, und die Zeit war da, um wieder nach Christiania zurückzukehren. Der Wagen sollte vorfahren, und der Sohn des Hauses wollte eben das besorgen. Nun denke man sich das Erstaunen Ludwig Philipps, als er den jungen Mann plötzlich rufen hört mit lauter Stimme: „Der Wagen seiner königlichen Hoheit, des Herrn Herzogs von Orleans!“ Wie wenn man einem Nachtwandler seinen Namen nennt, so fuhr der so unvermuthet angerufene Herzog zusammen.

Er konnte natürlich im ersten Augenblicke nicht anders glauben, als daß man auf diese indirecte Weise andeuten wolle, daß man wisse, wer er sey; und allerdings sollte der Wagen vorfahren, um einen Herzog von Orleans aufzunehmen. Er faßte sich indessen schnell, und als er sah, daß Niemand ihn beobachtete, noch die Verlegenheit zu bemerken schien, so fragte er:

„Wie kommen Sie dazu, hier nach dem Wagen des Herzogs von Orleans zu rufen?“

Ganz unbefangen aber antwortete der junge Norweger: „das will ich Ihnen sagen. Als ich in Paris war, hörte ich immer beim Ausgange von der Oper mit betäubendem Geschrei rufen: „„der Wagen des Herzogs von Orleans soll vorfahren! wo sind die Leute Seiner Königlichen Hoheit?““ Das fiel mir eben ein, und so habe ich in derselben Weise nach unserm Wagen gerufen, der freilich nicht bestimmt ist, einen Prinzen vom Geblüt zu fahren.“

Ludwig Philipp sah zwar, daß er nicht erkannt sey, und daß nur der Zufall ihn geneckt hatte; aber der böse Kobold hatte nichts desto weniger schmerzlich in sein Herz gegriffen und trübe Gestalten der Erinnerung aufgescheucht.

Nicht lange darauf trat er die Reise an durch das Innere von Norwegen nach Drontheim.

Der Weg führte zuerst über Krogkleven, den höchsten Punkt der Berge, in deren Mitte das große, im Norden berühmte Eisenwerk Bärum liegt. Von dort herab kommt man am Tyrfiord vorbei nach Ringrige, Reich des Ring, eines der kleinen norwegischen Könige, deren es in der vorchristlichen Zeit so Viele gab.

Die Norweger lieben nicht blos den Boden ihres Vaterlandes, sondern sie bewahren in einem treuen Gedächtnisse die Geschichte ihrer Vorfahren. Wenn man einige Theile des Hochgebirglandes ausnimmt, wo der Mensch so unausgesetzt mit einer unbarmherzigen Natur ringen muß, um ein kümmerliches Daseyn zu fristen, daß der Sinn erlahmt, so erstreckt sich die Kenntniß der vaterländischen Vorzeit bis tief in die unteren Volksklassen. Der Norweger erzählt von den Großthaten seiner vaterländischen Vergangenheit mit einem fast

übermüthigen Stolze, als wenn er dem Fremden sagen wollte: „So was kommt wohl bei Euch nicht vor!“ Im Innern des Landes herrscht noch vielfach eine Ansicht von Fremden, wie die der heidnischen Norweger, die nur mit Verachtung von den weichlichen Söhnen des Südens sprachen, die nicht mit einem Hiebe einen Reiter bis an den Sattelknopf spalten konnten, und die nach dem Genuß von einigen „Horn Miöd“* die Besinnung verloren. Allerdings erwarten die Norweger unserer Tage nicht ähnliche Kraftäußerungen weder von den Fremden noch von ihren Landsleuten, immerhin aber sieht er etwas auf Ausländer herab, wie von einem höheren Standpunkte von Kraft und Gediegenheit, behandelt sie jedoch dabei mit der zuvorkommendsten Gastfreundlichkeit. Schwerlich wird ein Reisender auf dem Wege nach dem See Miösen die Pfarrei Nordrehaug passiren, ohne von Anna Colbiörnsen zu hören. So hieß nämlich im Jahre 1716 die Ehefrau des damaligen Predigers, zur Zeit des Schwedenkriegs. Eine Abtheilung von mehreren hundert schwedischen Soldaten waren im Winter nach dem Pfarrhofe gekommen, um am folgenden Tage sich des unweit liegenden Silberwerks in Kongsberg zu bemächtigen. Anna Colbiörnsen wußte jedoch in der Nacht eine Schwadron norwegischer Dragoner über das Eis von Steenfiord heranzuführen; die Schweden wurden überfallen, niedergemacht oder gefangen. Anna und ihr Geschlecht wurde in den Adelstand erhoben.

Nach der Erzählung dieser muthigen That fragte ein Norweger, der die neuere französische Geschichte aus den Zeitungen kannte, ob Charlotte Corday nicht von norwegischer Abkunft sey? Auf die Antwort, daß das nicht wohl seyn könnte, meinte er naiv genug: „Nun, wenn auch nicht, so hätte sie doch verdient, eine Norwegerin zu seyn!“

Man kommt darauf nach dem See Miösen in Hedemarken. Dieser bedeutende See ist äußerst malerisch zwischen Bergen gelegen, die mit Wäldern von Birken und Nadelholz bewachsen sind; nach

* Der Meth wurde in alten Zeiten aus Hörnern von edlem Metall oder von wirklichem Horn getrunken. Man kann sich denken, daß das Quantum nicht gering war, und in dieser Beziehung verschmäht es mancher Norweger noch nicht, nach dem Ruhm seiner Vorfahren zu streben.

allen Seiten hin sind Eisenhämmer und Glashütten. Am nördlichen Ende des See's liegt das Dorf Lille-Hammer, und von dort aus betritt man Guldbrandsdalen. Dieses in seinen meisten Theilen schöne Thal ist beinahe achtzig Stunden lang, und nur wenige Stunden breit. Es bildet auch in der Beziehung wie das Herz von Norwegen, daß die alte Sitte sich hier fast in ihrer Ursprünglichkeit erhalten hat in Tracht und Gebräuchen. Hier leben auch noch die alten Sagen, nicht nur vom alten Gudbrand und vom heiligen Olaf, der die schöne Kirche in Trondhiem baute, sondern auch von den heidnischen Göttern, von Othin, dem Vater, von Thor, dem Gott der Stärke, und von Freya, der Beschützerin der Liebe. Aber auch von Trollene, von den Elfen und Nixen, von den spuckhaften Zwergen, die Wald, Fluß und Berge bewohnen, wußte man noch immer in Guldbrandsdalen die absonderlichsten Geschichten zu erzählen. Die Einsamkeit dieses eigenthümlichen, und in seiner Art einzigen Riesenthales, das nur langsam und je nach der Jahreszeit mit großen Zwischenräumen in Verbindung steht mit der Welt, ladet wie von selbst die Phantasie seiner Bewohner, die sonst eifrige und fromme Lutheraner sind, zu einem gelinden Aberglauben ein, und sie reden von dem Treiben der übernatürlichen Wesen, die hier gehaust haben sollen, mit einer Vorsicht, die deutlich genug zeigt, daß sie keineswegs der Ansicht sind, daß das Regiment dieser Zauberer vollkommen vorüber sey; denn wenn sie auch die Macht der alten Hauptgötter nicht mit ihren religiösen Ansichten vereinigen können, so scheint es doch, daß die Zauberwelt der kleinen Naturwesen sich in ihrer Vorstellungsweise christianisirt hat. Dabei aber sind sie, bei aller Armuth, doch nicht unwissend, obwohl das Maß ihrer Kenntnisse keinen großen Umfang haben konnte. Fast Alle, oder doch weit aus die Meisten, können lesen und schreiben. Im vorigen Jahrhunderte ging ihr Lesen nicht über den Bereich der lutherischen Bibel und des Gesangbuches. Jetzt haben sie Lesegesellschaften errichtet, durch welche sie nach und nach, wenn auch spät, von allen Vorgängen der Welt in Kenntniß gesetzt werden. Dabei müssen die Ministerwechsel in manchen constitutionellen Staaten der neueren Zeit eine sonderbare Rolle spielen,

denn die guten Leute dort können fast immer sicher seyn, daß das Ministerium, von dem sie eben lesen, nicht mehr existirt. Daran dachte nun ohne Zweifel Ludwig Philipp nicht, als er damals durch Guldbrandsdalen zog, daß er und seine Ministerien vierzig Jahre später die Aufmerksamkeit der Einwohner dieses Thals beschäftigen sollten, wie es doch wirklich der Fall ist, denn die seit einigen Jahren in Lille-Hammer erscheinende Zeitung „Oplands-Tidende,“ die überall in Guldbrandsdalen verbreitet ist, bespricht ziemlich vollständig die französischen Zustände.

War man auch in den neunziger Jahren noch lange nicht so weit gekommen, als jetzt, so war doch schon damals ein nicht so geringer Anfang gemacht, und es mochte immerhin für den Herzog merkwürdig genug seyn, die Art und Weise zu beobachten, wie dort der Unterricht der Jugend statt fand, der sich freilich auf die ersten Elementargegenstände beschränkte. Die Wohnungen, sowohl die größeren Gehöfte — Gaard im Dänischen — wie die kleineren Hütten, liegen hier oft weit von einander getrennt, Dörfer findet man gar nicht. Demzufolge können nur an einzelnen Orten Schulen seyn, dort nämlich, wo eine Gemeinde nicht so weit auseinander liegt, daß die Kinder mehr als ein Paar Stunden gehen müssen, um in die Schule zu kommen. Damals waren nur wenige feste Schulen vorhanden. Dagegen waren wandernde Schulmeister vorhanden, wie auch noch jetzt, die von Gehöft zu Gehöft gehen, an jedem Orte einige Wochen Unterricht ertheilen, und so die Runde machen. Damals schon waren es die Mütter, welche Sorge trugen, daß in der Zwischenzeit, bis der Lehrer wieder kommen konnte, das Gelernte wiederholt wurde und Früchte trug. Wenn man bedenkt, an wie vielen Orten in den hochgebildetsten Theilen von Europa Zwang und Strenge kaum die Eltern dazu vermögen können, ihre Kinder in die Schule zu schicken, so müssen wir in dieser Selbstthätigkeit in Norwegen den Beweis eines höheren moralischen Standpunktes anerkennen.

Guldbrandsdalen gilt immer für einen der besseren und reicheren Theile von Norwegen, weil man in günstigen Jahren dort eine

ziemliche Ernte haben kann. Alle Fruchtbarkeit hört aber auf, sobald man das Gebirge heransteigt, welches Agershus-Stift, worin die Reise bis jetzt statt gefunden, von Drontheims-Stift trennt. Dieses Gebirge, Dovre-Field genannt, ist im höchsten Grade unwegsam, öde, und fast ohne alle Vegetation, wie es unter diesem Breitegrade natürlich ist in einem Gebirge von dieser Höhe. Der höchste Punkt des Dovre, Sneehättan, ist beinahe achttausend Fuß über der Oberfläche des Meeres. Damals wurden die vier Stationen im Dovre: Fogstuen, Jerkind, Kongsvold und Drivstuen, auf Kosten der Regierung unterhalten, sonst würde Niemand sich hier haben ansiedeln und Niemand das Gebirge haben passiren können. Der Dovre ist fast der rauheste, unleidentlichste Punkt im hohen Norden, denn in Drontheim und Nordland, die viel nördlicher liegen, ist das Clima nicht so verheerend. Zu jeder Jahreszeit bot der Uebergang des Dovre immer mancherlei Beschwerde, Ludwig Philipp war jedoch so abgehärtet, daß er das Ungemach wenig empfand; wenn auch diese Hochlandsgegend, obwohl in ihrer Art malerisch und reizend, doch nicht den Vergleich mit dem Schweizer Gebirge bestehen kann, so fand er doch eine wohlwollendere Aufnahme, als auf dem Hospiz von St. Gotthard.

Endlich hatten die Reisenden den beschwerlichen Weg von über hundertundfünfzig Stunden zurückgelegt und kamen in Drontheim an. Sie hatten die nordische Landschaft in allen Abstufungen kennen gelernt, und eine höchst interessante Wanderung vollendet. Norwegen enthält große Naturschönheiten, mächtige Wasserstürze, die an Bedeutung die meisten von denen übertreffen, welche in den von den Touristen besuchten, und über und über beschriebenen Gegenden liegen, wilde und zerrissene Felspartien und anmuthige Thäler. Man sieht freilich in den ungeheuern Forsten fast kein anderes Laubholz, als Birken mit den weißen Stämmen, sonst nur Tannen, Fichten, Föhren, und dieß gibt der Landschaft oft einen Charakter von schwermüthiger Einförmigkeit; aber die Formen der Gebirgsbildung bringen dennoch Leben und Abwechslung hervor.

Von Steensberg herab gesehen liegt Trondhiem (Heimath der

denn die guten Leute dort können fast immer sicher seyn, daß das Ministerium, von dem sie eben lesen, nicht mehr existirt. Daran dachte nun ohne Zweifel Ludwig Philipp nicht, als er damals durch Guldbrandsdalen zog, daß er und seine Ministerien vierzig Jahre später die Aufmerksamkeit der Einwohner dieses Thals beschäftigen sollten, wie es doch wirklich der Fall ist, denn die seit einigen Jahren in Lille-Hammer erscheinende Zeitung „Oplands-Tidende," die überall in Guldbrandsdalen verbreitet ist, bespricht ziemlich vollständig die französischen Zustände.

War man auch in den neunziger Jahren noch lange nicht so weit gekommen, als jetzt, so war doch schon damals ein nicht so geringer Anfang gemacht, und es mochte immerhin für den Herzog merkwürdig genug seyn, die Art und Weise zu beobachten, wie dort der Unterricht der Jugend statt fand, der sich freilich auf die ersten Elementargegenstände beschränkte. Die Wohnungen, sowohl die größeren Gehöfte — Gaard im Dänischen — wie die kleineren Hütten, liegen hier oft weit von einander getrennt, Dörfer findet man gar nicht. Demzufolge können nur an einzelnen Orten Schulen seyn, dort nämlich, wo eine Gemeinde nicht so weit auseinander liegt, daß die Kinder mehr als ein Paar Stunden gehen müssen, um in die Schule zu kommen. Damals waren nur wenige feste Schulen vorhanden. Dagegen waren wandernde Schulmeister vorhanden, wie auch noch jetzt, die von Gehöft zu Gehöft gehen, an jedem Orte einige Wochen Unterricht ertheilen, und so die Runde machen. Damals schon waren es die Mütter, welche Sorge trugen, daß in der Zwischenzeit, bis der Lehrer wieder kommen konnte, das Gelernte wiederholt wurde und Früchte trug. Wenn man bedenkt, an wie vielen Orten in den hochgebildetsten Theilen von Europa Zwang und Strenge kaum die Eltern dazu vermögen können, ihre Kinder in die Schule zu schicken, so müssen wir in dieser Selbstthätigkeit in Norwegen den Beweis eines höheren moralischen Standpunktes anerkennen.

Guldbrandsdalen gilt immer für einen der besseren und reicheren Theile von Norwegen, weil man in günstigen Jahren dort eine

ziemliche Ernte haben kann. Alle Fruchtbarkeit hört aber auf, sobald man das Gebirge heransteigt, welches Agershus-Stift, worin die Reise bis jetzt statt gefunden, von Drontheims-Stift trennt. Dieses Gebirge, Dovre-Field genannt, ist im höchsten Grade unwegsam, öde, und fast ohne alle Vegetation, wie es unter diesem Breitegrade natürlich ist in einem Gebirge von dieser Höhe. Der höchste Punkt des Dovre, Sneehättan, ist beinahe achttausend Fuß über der Oberfläche des Meeres. Damals wurden die vier Stationen im Dovre: Fogstuen, Jerkind, Kongsvold und Drivstuen, auf Kosten der Regierung unterhalten, sonst würde Niemand sich hier haben ansiedeln und Niemand das Gebirge haben passiren können. Der Dovre ist fast der rauheste, unleidentlichste Punkt im hohen Norden, denn in Drontheim und Nordland, die viel nördlicher liegen, ist das Clima nicht so verheerend. Zu jeder Jahreszeit bot der Uebergang des Dovre immer mancherlei Beschwerde, Ludwig Philipp war jedoch so abgehärtet, daß er das Ungemach wenig empfand; wenn auch diese Hochlandsgegend, obwohl in ihrer Art malerisch und reizend, doch nicht den Vergleich mit dem Schweizer Gebirge bestehen kann, so fand er doch eine wohlwollendere Aufnahme, als auf dem Hospiz von St. Gotthard.

Endlich hatten die Reisenden den beschwerlichen Weg von über hundertundfünfzig Stunden zurückgelegt und kamen in Drontheim an. Sie hatten die nordische Landschaft in allen Abstufungen kennen gelernt, und eine höchst interessante Wanderung vollendet. Norwegen enthält große Naturschönheiten, mächtige Wasserstürze, die an Bedeutung die meisten von denen übertreffen, welche in den von den Touristen besuchten, und über und über beschriebenen Gegenden liegen, wilde und zerrissene Felspartien und anmuthige Thäler. Man sieht freilich in den ungeheuern Forsten fast kein anderes Laubholz, als Birken mit den weißen Stämmen, sonst nur Tannen, Fichten, Föhren, und dieß gibt der Landschaft oft einen Charakter von schwermüthiger Einförmigkeit; aber die Formen der Gebirgsbildung bringen dennoch Leben und Abwechslung hervor.

Von Steensberg herab gesehen liegt Trondhiem (Heimath der

Tronder) sehr schön an der großen Bucht, die ringsum von malerisch geformten Felsen umgeben ist. Das Land ist gut bebaut, und Alles herum verräth Wohlstand und Betriebsamkeit. Die Stadt selbst ist meist von Holz gebaut, aber die Häuser sind bequem, reinlich, und die der wohlhabenderen Klassen sind im Innern so zierlich ausgestattet, wie nur irgend in den Provinzialstädten Deutschlands, ja manchmal verhältnißmäßig noch mehr, da man im hohen Norden für den größeren Theil des Jahres auf das Stubenleben angewiesen ist. Im Sommer führen die Drontheimer ein fröhliches Leben auf ihren Landhäusern, und befahren in zierlichen Lustjachten die Bucht.

Ludwig Philipp wurde mit ächt normännischer Artigkeit von Baron Krogh aufgenommen, der damals Stiftamtmann oder Gouverneur von Drontheim war. Ein Besuch von so angenehmen und gebildeten Fremden mochte ohnehin damals, wo so wenige Ausländer in jene Gegenden kamen, als ein erfreuliches Ereigniß angesehen werden. Von allen Seiten unterstützte man den Gouverneur in zuvorkommender Aufmerksamkeit für seine Gäste, man stritt sich um die Ehre, sie zu sehen. Niemand kannte den Rang des Herzogs, es war also eine aufrichtige Huldigung, die seiner Persönlichkeit gebracht wurde. Eine Zeit lang lebte er hier äußerst zufrieden, allein die Zeit war schon vorgerückt, um noch Nordland und Finmarken zu besuchen, und so mußte er von seinen freundlichen Wirthen Abschied nehmen, um den damals für einen Südländer so ungewöhnlichen Entschluß auszuführen, bis in die höchsten nördlichen Regionen vorzubringen.

Die nordwestliche Küste von Norwegen mit ihren unzähligen Inseln, die einen Archipelagus des Eismeeres bilden, ist durch und durch in unendlich vielen großen und kleinen Buchten zerrissen und wie ausgefranzt. An den Küsten und auf einigen Inseln sind Niederlassungen für Handel und Fischereien. In den neueren Zeiten hat die Schifffahrt um den Nordcap bedeutend zugenommen und mehrere Bergwerke in großem Betrieb sind entstanden. Als der Herzog von Orleans diese Polargegenden besuchte, war noch nicht ein solcher Aufschwung, aber einige Küstenpunkte standen auch damals in lebendigem

Verkehr mit Rußland und mit Westeuropa. Dieser weitgedehnte Landstrich von Rummendalen bis beinahe an den Nordcap, also im 71sten Grad der Breite, bietet eine climatische Merkwürdigkeit dar. Es ist nämlich verhältnißmäßig dort bei Weitem nicht so kalt, als in andern Theilen des Nordens, die unter demselben Breitegrad liegen. Obwohl das Clima natürlich noch immer rauh genug ist, so findet man doch hier noch Wachsthum, wenn auch in geringem Grade, in verkrüppelten Formen, wo sonst auf der Erde in derselben Entfernung vom Nordpol alle Vegetation aufgehört hat. Rußegger schreibt diese Erscheinung einem fordauernden Erhebungsprozesse des Landes zu, und zuverläßige Spuren vom Zurückweichen des Meeres, die sogar in der Bucht von Drontheim anfangen, scheinen dieser Ansicht viel Wahrscheinlichkeit zu geben. Unter die Erscheinungen, die eine innere Erdwärme andeuten, gehört auch, daß in diesen Gegenden die Vegetation noch unter dem Schnee beginnt. Hier finden nämlich keine vorbereiteten climatischen Uebergänge statt, man hat kein Frühjahr mit allmäliger Entwickelung, keinen Herbst mit allmäliger Abnahme, sondern Sommer und Winter lösen sich schroff ab, wenige Tage trennen sie von einander; wenn nun die Sonne Kraft genug gewinnt, um den Schnee zu schmelzen, so sieht man in den Nordlanden, wo der Boden tragfähig ist, Korn und Gras grün unter der abgedeckten Schneehülle hervortreten.

Jetzt reist man in bequemen Dampfschiffen, mit Allem versehen, bis nach Hammersfest, das nur vierzehn geographische Meilen vom Nordcap liegt; es ist eine Spazierfahrt, die man von Drontheim aus hin und zurück in weniger als drei Wochen zurücklegen kann, wenn nicht heftige Stürme aus dem Eismeere kommen. Damals aber, als Ludwig Philipp diese Reise antrat, war sie in den Küstenfahrzeugen wie am Lande äußerst beschwerlich. Für die Landreise bestehen dieselben Beschwerlichkeiten noch. Es gehörte der kräftige Muth des rüstigen Jugendalters, den Ludwig Philipp noch hat, dazu, um sich in dieses öde, weiter hinauf nur von nomadischen Lappen bewohnte Land hineinzuwagen.

Er kam längs der Küste über Torghättan in das Nordlandsamt

bis nach Salten, das schon jenseits des Polarkreises liegt an einer großen Bucht. Gegenüber von Salten, vierzehn Meilen ins Eismeer hinaus gegen Island hin, beginnt die Inselgruppe der Lofoden, die sich bis hinauf an den Nordcap ziehen. Einige davon sind bewohnt, und haben Niederlassungen für den Wallfischfang und die Jagd der Eidervögel, die an den hohen und kahlen Felsen hausen. Die Lofoden-Inseln sind von der Küste von Salten getrennt durch den Westfiord. Ludwig Philipp segelte nach dieser Inselgruppe, um den Mahlstrom zu sehen. Das Meer wird hier von tiefen Strömungen gepackt, und bildet einen furchtbaren Wirbel, der alle Gegenstände in seinem Bereich kreiselnd in die Tiefe schleudert, ohne daß sie jemals wieder zum Vorschein kommen.

Von Salten aus vermehrte sich das Gefolge des Herzogs um eine Person. Er nahm nämlich hier einen Isländer Holm mit, der Bediente und Dollmetscher seyn sollte. Von Altengaard an befanden sich die Reisenden in Finmarken, oder in der norwegischen Lappmark, denn die Norweger nennen die Lappen Finnen, und die eigentlichen Finnen heißen sie Quäne. Diese Lappen theilen sie in Siöfinnen, die bis ans Gestade ziehen, und Fieldsfinnen, die im Innern in den Gebirgen und Thälern herumziehen. Ludwig Philipp lebte längere Zeit unter dieser eskimoartigen Menschenraçe. Die Lappen sind klein, selten viel über vier Fuß groß; sie gehen ganz in Fellen gekleidet, sie selbst und ihre Hütten strotzen vor Schmutz; übrigens sind sie im Ganzen gutmüthig. Sie führen ein Nomadenleben, das ganz von ihren Rennthieren die Richtung bekommt; denn wenn diese wohlthätigen, und den Menschen in jenen Himmelstrichen ganz unentbehrlichen Thiere an einem Orte nicht mehr bleiben wollen, so muß der Lappe weiter ziehen, und thut es auch gerne; der Fleck, an dem er eben sich befindet, hat keine Anziehungskraft für ihn, und interessirt ihn nur, in so fern er seiner Heerde Nahrung gibt, und er kann wahrhaft, wie jener Philosoph, sagen, daß er all das Seinige mit sich führt. Im Winter werden die Rennthiere vor einen Schlitten gespannt, im Sommer tragen sie das Gepäck. Der Reichthum des Lappen besteht einzig und allein in seiner Rennthierheerde, unter den

Wohlhabenderen gibt es einige, die über tausend Stück haben von diesen schönen Thieren, die sich stattlich ausnehmen mit ihrem Geweih und ihren schlanken Füßen, deren Gliedmaßen bei jedem Schritte ganz eigenthümlich knistern, wie wenn harziges Holz brennt. Die Seelappen führen eine Art von Handel mit ihren Stammgenossen im Gebirge, indem sie ihnen nämlich Branntwein und Tabak bringen. Der Lappe ist diesen narkotischen Genüssen leidenschaftlich ergeben, und übernimmt sich darin, so oft er dazu Gelegenheit hat.

Ludwig Philipp wanderte mit diesen Nomaden durch das wilde, gebirgige Polarland über Ströme und Moräste bis nach dem Nordcap, wo er am 24. August 1795 ankam. Er war der erste Franzose, der bis hieher gedrungen war. Vielleicht waren einige französische Wallfischfänger um den Nordcap herum nach Spitzbergen gekommen, Maupertuis und Regnard kamen aber nicht so weit, als Ludwig Philipp.

Von Europa's nördlichster Spitze ging er durch Finnmarken nach Schwedisch-Lappland an den Muonio-Elf, der sich mit Torneaa-Elf verbindet und bei der Stadt Torneaa, an der Grenze zwischen Schweden und Finnland, in den botnischen Meerbusen ausmündet. Von hier begab er sich nach Abo, wo damals die Hauptstadt von Finnland war. Dann machte er eine Reise bis an den Kymenefluß, wo damals die russische Grenze vom Gouvernement Wiburg war. Diese überschritt er indessen nicht, denn wenn er in Rußland erkannt worden wäre, so hätte er leicht in den Fall kommen können, eine Reise nach dem östlichen Norden dieses Reichs machen zu müssen, wenigstens konnte er mit Recht eine große Abneigung dort voraussetzen gegen Alle, die für Frankreich gegen die verbündeten Heere gefochten hatten. Er kehrte daher nach Abo zurück, und ging von dort über die Alands-Inseln nach Stockholm, wo er im Oktober ankam.

Die Hauptstadt Schwedens ist von allen größeren Städten Nordens die, welche durch die malerische Lage am meisten überrascht. Wenn man vom Meere hereinkommt durch den Kanal, der den Mälarsee mit der Ostsee verbindet, so nimmt sich diese Stadt auf den sieben Inseln, zwischen dem See und dem Meere, mit seinen

Brücken und Kanälen, mit seinen Gärten und dem hochgelegenen, prachtvollen Schlosse, mit der fruchtbaren und schönbebauten Umgebung des Mälaren, wundervoll aus, und macht einen mächtigen Eindruck auf die Phantasie des Beschauers.

Ludwig Philipp war einige Tage in Stockholm, als er von dem Banquier, an den er empfohlen war, vernahm, daß am Hofe ein großer Festball statt finden sollte. Es war begreiflich, daß ein Prinz, der am französischen Hofe erzogen war, neugierig seyn konnte, die Gebräuche eines nordischen Hofes zu sehen, besonders des schwedischen, der durch den eleganten und geschmackvollen Gustav den Dritten einen Ruf in ganz Europa bekommen hatte. Er nahm daher das Anerbieten seines Banquiers an, ihm eine Eintrittskarte auf eine Tribüne zu verschaffen, welche der Obristhofmeisterstab für Zuschauer ertheilte.

Der Herzog hatte längere Zeit von seinem Platze aus dem glänzenden Feste zugesehen, das sich in dem prächtigen Rittersaale sehr gut ausnahm, als ein Ceremonienmeister erschien, und ihn ersuchte, herabzukommen, um in den Kreis des Hofes eingeführt zu werden. Die Art, wie der Hofmann ihn ansprach, zeigte deutlich, daß der Herzog erkannt worden sey. Und so war es auch.

Der französische Gesandte am schwedischen Hofe, Herr v. Rivals, hatte, als er die zahlreichen Zuschauer des Festes betrachtete, einen jungen Mann gesehen, dessen Züge eine Erinnerung weckten, und bei genauerer Beobachtung überzeugte er sich zu seinem Erstaunen, daß es wirklich der Herzog von Orleans sey, den er vor sich sehe. Er wandte sich an den Kanzler, Grafen Sparre mit den Worten: „Auf was für geheime Plane sinnen Sie denn, Graf, daß Sie mir nicht mitgetheilt haben, daß der Herzog von Orleans in Stockholm ist?“ Der Kanzler hielt es Anfangs für einen Scherz des Gesandten, und versicherte, er wisse nichts von der Anwesenheit des Herzogs in Schweden, aber Rivals fuhr fort: „Der Herzog von Orleans ist nicht nur in Schweden, sondern hier im Saal gegenwärtig. Dort sitzt er!“ Als dieß der königlichen Familie gemeldet wurde, ertheilte man sogleich den Befehl, den Herzog einzuladen, sich zum Hofe zu begeben.

Der König, und sein Oheim und Vormund, der Herzog von Södermanland, empfingen Ludwig Philipp mit aller Hochachtung und Auszeichnung, wie man sie einem französischen Prinzen von königlichem Geblüt erweisen kann. Die königliche Familie überhäufte ihn mit Ausdrücken der Zufriedenheit über seine Anwesenheit in Schweden, und war höchst erstaunt, als sie vernahm, daß er nicht vom Süden, sondern fast vom Nordpol herkam.

Nach mehreren Jahren der wechselvollsten Schicksale, kaum zurückgekehrt von den räucherigen Hütten der Lappen am Eismeere, sah sich der Herzog von Orleans, der sich in Stockholm vollkommen unerkannt wähnte, so plötzlich und unerwartet in die Sphäre versetzt, welcher er von Geburt angehörte. Es war allerdings ein merkwürdiger Hof, in dessen Mitte er wie durch einen Zauberschlag versetzt worden war. Viele der hier anwesenden Personen waren mehrere Jahre vorher Zeugen, und Einige wohl indirecte Theilnehmer einer erschütternden Begebenheit gewesen, und die Meisten von ihnen sollten in der Folge thätig auftreten bei Ereignissen, welche alle Verhältnisse änderten in Skandinavien, das Ludwig Philipp so eben in allen seinen Theilen kennen gelernt hatte. Drei Jahre vorher war Gustav der Dritte von Ankarström ermordet worden. Nur Wenige wurden als Mitschuldige dieses Verbrechens bekannt, aber die Zahl der Unzufriedenen im Adelstande war bedeutend genug. Der König, der Ludwig Philipp so gastfreundlich empfing, war Gustav der Vierte Adolph, des ermordeten Königs Sohn. Er war damals im siebzehnten Jahre und stand unter der Vormundschaft seines Oheims. Dieser, der Herzog von Södermanland, ein Schwestersohn Friedrichs des Großen, Großadmiral von Schweden und Generalstatthalter von Finnland, war damals ein Mann von siebenundvierzig Jahren. Er hatte sich als Seekrieger sehr ausgezeichnet und sieben Jahre vorher die russische Flotte im finnischen Meerbusen aufs Haupt geschlagen, und darauf mit einer, von allen Seekundigen bewunderten Geschicklichkeit seine Flotte in der gefährlichsten Jahreszeit wohlerhalten nach Karlskrona zurückgeführt. Der jugendliche König, mit Gesichtszügen, die etwas an Karl den Zwölften erinnerten, der sich so lebhaft mit

Ludwig Philipp unterhielt, sollte vierzehn Jahre später nach einer stürmischen Regierung durch eine Pallastrevolution vom Throne gestürzt werden, um als Obrist Gustavson in St. Gallen in der Schweiz zu sterben, zu einer Zeit, wo der Herzog von Orleans König der Franzosen geworden war. Der Herzog von Södermanland sollte als Karl der Dreizehnte den Thron seines Neffen besteigen, und den Sohn eines französischen Advokaten als Kronprinz adoptiren, der zu der Zeit, als Ludwig Philipp im Schlosse zu Stockholm sich befand, als General Bernadotte eine französische Division am Rhein befehligte; und vierunddreißig Jahre später* sollte die Tochter des Kaufmanns Clary in Marseille in diesem Pallaste der Wasa's als gekrönte Königin von Schweden die Huldigung empfangen. Man glaubt, ein skandinavisches Märchen zu schreiben, wie die rege nordische Phantasie in den langen Winterabenden es ersinnen mag, aber es ist wirkliche Geschichte geworden, wie sie nachher vor unsern Augen sich zugetragen hat. Auf diesem Hofballe in Stockholm im November 1795 waren auch die Bonde, Brahe, Sparre, Klingspor, Adlercreutz, Silversparre, und so viele Andere, die in den folgenden Begebenheiten handelnd auftraten. Wäre damals Jemand am schwedischen Hofe mit einem Seherblick in die Zukunft begabt gewesen, so hätte er berichten können, in ähnlicher Art, wie ein östreichischer Gesandte vordem am moskovitischen Hofe zur Zeit des Czaren Alexëi: „Es war ein prachtvolles Fest, rechts vom Czaren standen diejenigen, welche seinen Vater ermordet hatten, und links diejenigen, welche ihn selbst vom Throne stoßen werden."

Ludwig Philipp benutzte die freundlichen Anerbietungen des schwedischen Hofes nur, um alle Merkwürdigkeiten zu besehen, die sich seiner Lernbegierde darboten, und deren er selten auf Reisen auch nur eine versäumte.

So reizend Stockholm sich im Ganzen darstellt, so gibt es doch nur wenige einzelne Gebäude, die architectonisch oder historisch ein

---

* Am 21. August 1829 wurde die Gemahlin Karl Johann's als Königin von Schweden gekrönt.

besonderes Interesse darbieten. In ersterer Beziehung macht vielleicht nur das Schloß, und in zweiter nur die Riddarholm-Kirche eine Ausnahme. Dagegen gab es außerhalb der Hauptstadt noch manches Merkwürdige, das einer genaueren Untersuchung werth schien.

Besonders anziehend war ihm Alles, was den großen Gustav Wasa betraf, den Ersten von dem damals in Schweden regierenden Geschlechte, der den Thron bestieg. Gustav Wasa ist ein so kräftiger, untadelhafter Held, als nur die Geschichte einen aufzuweisen hat, der durch persönliche Verdienste und unter unglaublichen Schwierigkeiten sein Vaterland von fremder Unterdrückung befreite, kühn sich die Krone auf's Haupt setzte, beharrlich sie vertheidigte, mit der merkwürdigsten Klugheit und Ausdauer die Reformation einführte, und Schweden aus einem Wahlreich zur erblichen Monarchie machte. Dieser Ahnherr Gustav Adolphs, Christinens und Karl des Zwölften, hatte, um auf den Thron zu gelangen, in und außer Schweden ein höchst abenteuerliches Leben geführt, und Ludwig Philipp beschloß die Orte zu besuchen, welche durch diesen großen Mann geschichtliche Bedeutung bekommen haben, und die ohnedieß in einer durch die Sitten ihrer Bewohner merkwürdigen Provinz liegen.

Von Stockholm begab Ludwig Philipp sich über die berühmte Universitätsstadt Upsala nach Sala in Westmanland, und von dort nach Dalekarlien, über Söter nach Falûn. Hier besuchte er das alte berühmte Kupferbergwerk, das in bedeutender Tiefe ausgebeutet wird und große Räume enthält. Die Anfahrt ist in Falûn sehr beschwerlich, man hatte dort nichts gethan für die Bequemlichkeit der Besucher, es ist Alles in roher Einfachheit, wie der Bergknappe damit vorlieb nimmt, man muß alle seine Beschwerden theilen, um diese unterirdische Welt kennen zu lernen, die tief im Schooße der Erde Flüsse, kleine Seen mit Kähnen, Wohnungen, Gehöfte sogar mit Haushaltungen, denen Kühe und Federvieh nicht fehlte. Falûn war damals nach Röraas in Norwegen das nördlichste Bergwerk; jetzt sind beide in dieser Beziehung übertroffen von Kaafiord in Finmarken im 70sten Breitegrad, welches das nördlichste Bergwerk auf der Erde ist, und es wohl lange bleiben wird, wenn man es nicht erreichen sollte, die

die auf Spitzbergen entdeckten Kohlenlager bergmännisch bebauen zu können.

In Dalekarlien war es, wo Gustav Wasa Schutz gegen Verfolgung und die ersten Anhänger in Schweden für sein großes Unternehmen fand. Ein Sohn Herzogs Erich zu Grypsholm, war er, nach den ersten verunglückten Versuchen zur Aufrechthaltung der Unabhängigkeit seines Vaterlandes, von König Christian dem Zweiten von Dänemark als Geißel nach Kopenhagen gebracht worden. Er entfloh der Gefangenschaft in Bauerkleidern, verdingte sich als Knecht bei Ochsenhändlern, um unerkannt zu bleiben, und kam so nach Lübeck. Dort fand er Unterstützung und schiffte sich nach Schweden ein, landete in Kalmar, wo indessen die Besatzung sich weigerte, ihm Beistand zu geben, und flüchtete darauf, verfolgt und geächtet, nach Darlekarlien. Nach der abenteuerlichsten und gefährlichsten Wanderung unter fortwährender Nachstellung, fand er bei einem Pfarrer Schutz, der ihn verbarg, und ihm half, die Ausführung seines Planes vorzubereiten. In Mora redete er zuerst die Dalekarlen an und gewann sie; an ihrer Spitze brach er auf, vertrieb die Dänen und bestieg den Thron.

Die Darlekarlen sind heute noch, was sie im sechzehnten Jahrhunderte waren. Groß und kräftig gewachsen, abgehärtet, tapfer, dabei aber sanft und gutmüthig; dagegen vertragen sie keine herrische und übermüthige Behandlung weder von Fürsten noch von Ihresgleichen; einer solchen setzen sie Trotz und beharrlichen Widerstand entgegen, der unter gegebenen Umständen sich bis zur äußersten Heftigkeit steigert.

Von Falûn kam Ludwig Philipp an den Siljan-See, in welchen der Österdal-Elf fällt, an dem Mora liegt. Hier ist der große Stein, auf dem Gustav Wasa stand, als er bei einem Feste die Dalekarlen zum Beistand aufforderte. Ludwig Philipp besah überall die Punkte, die in der Geschichte dieses Königs Bedeutung gewonnen haben. So auch das Haus, in dem Gustav so lange verborgen war, und das noch in dem früheren Zustande erhalten war. Nach Art der zweistöckigen Gebirgshäuser war die Treppe auswendig. Die Stube, die

der Wasakönig bewohnt hatte, war ziemlich geräumig. Hier war er beständig bewacht von seinen Dalekarlen, die in Wadmel (weißem Wollenzeug) gekleidet und wohl bewaffnet waren. Am Bette hing der Stammbaum seines Hauses. Als Ludwig Philipp diese Stube besah, waren an den Wänden schlechte Bilder von allen Königen und Königinnen, die von Gustav Wasa abstammten. Er konnte damals nicht vermuthen, daß die Reihe von diesen Ahnen, als Herrschern von Schweden, mit dem König, den er eben kennen gelernt hatte, und wahrscheinlich für immer, beschlossen werden sollte.

Wir wissen nicht, ob Ludwig Philipp bei seinem Aufenthalte in Schweden eine militärische Einrichtung besehen hat, die in ihrer Art sehr merkwürdig ist. Wir berühren sie hier mit wenigen Worten, um die Idee einer möglichen Anwendung davon anzufügen. Das schwedische Landheer besteht aus zwei Theilen. Das enrollirte Heer, das immer unter Waffen bleibt, ist bezahlt und behandelt wie alle andere stehenden Heere. Das zweite Treffen dieses Heeres, das sogenannte indelta, oder eingetheilte Heer, bekommt keinen Sold, sondern ist auf gewisse Art colonisirt; nur muß man nicht darunter Militair-Colonien verstehen in der Art, wie die russischen. Jeder Offizier, nach seinem Grade, jeder Unteroffizier und Soldat hat den Nießbrauch eines Grundeigenthums, das er selbst bewirthschaftet, oder bewirthschaften läßt, und das Einkommen davon ersetzt den Sold und die Naturalverpflegung. Karl der Elfte führte dieses Heerwesen ein gegen das Ende vom siebzehnten Jahrhundert, indem er dazu eine Anzahl Krongüter nahm, die bisher gegen höchst geringe Abgaben an den Adel verpachtet gewesen waren. Im Herbste vereinigen sich die Regimenter des Indelta-Heeres in Lagern, um Waffenübungen vorzunehmen; das ist der einzige Dienst, der in Friedenszeiten von ihnen gefordert wird. Es ist also eine Art von colonisirter Landwehr, die aber, wenn sie im Kriege beständig unter Waffen seyn muß, ganz in die Kathegorie des stehenden Heeres tritt. Am meisten Aehnlichkeit hat diese Einrichtung mit der östreichischen Militärgrenze, eines der vortrefflichsten Systeme der militärischen Staatsökonomie. Nur ist in der Militärgränze ein viel strengeres Zusammenhalten, weil sie eine Gränze

zu bewachen hat gegen Bosniaken, Montenegriner, Serber und Wallachen, weßhalb der Friedensfuß an der Militärgränze sich einem halben Kriegszustande sehr nähert.

Sollte das System des schwedischen Indelta-Heeres mit einer Verschärfung im Sinne der Militärgränze nicht Anwendung finden können in Algier? Abd-el-Kader und seine Emire lachen über die Razzia's der französischen Gouverneure, die mehr dazu dienen, die europäischen Soldaten zu demoralisiren, als die Macht der Araber zu brechen, die in der That groß ist, denn es ist die Macht der nomadischen Barbarei, gegründet auf die mörderische Wüste und die mörderische Sonne. Sollte nicht eine Militärgränze in der oben angedeuteten Weise, begreiflicherweise mit Abänderungen, wie Oertlichkeit, Clima, Charakter und Temperament der Colonisten, wie der Eingebornen, sie erheischen, das Küstenland gegen die Araber des Innern sicher stellen können? Man tödtet und verjagt nie Fliegen genug, um ganz davon befreit zu werden, man tödtet und verjagt seit elf Jahren die Araber nur, um sie wieder haufenweise aus der Wüste hervorbrechen zu sehen. Wenn aber an dem Saume der Küstenebene gegen das Innere hin eine Gränze wäre, wo der Bauer bei ausgestellten Vorposten pflügte, wenn er selbst Soldat wäre, so würde, wenn etwas es vermag, dieser Ring wohl den Andrang brechen, bis die europäische Civilisation an der afrikanischen Küste in sich genug erstarkt wäre, um mit ihrer friedlichen, allmäligen, aber unabweisbaren Gewalt gegen die Wüste vorzurücken. Freilich würden der Ausführung eines solchen Vorschlags in der französischen Heereseinrichtung selbst große Hindernisse entgegenstehen. Man könnte schwerlich dazu zeitweise Dienstpflichtige brauchen. Der Gränzsoldat müßte dem Gränzsysteme verbleiben, ja er müßte da geboren werden, er müßte der Scholle seines Regiments verschrieben seyn. Es ist einer von diesen Fällen, wo eine philantropische Idee nicht ausreicht gegenüber von einer barbarischen Wirklichkeit. Wenn aber Afrika nicht fortwährend, bei längerer Dauer des gegenwärtigen, unzureichenden Zustandes, Millionen von Gold, und vielleicht von Menschen, verschlingen soll, so muß man sich doch zu Ausnahmsmaßregeln entschließen, da der ganze Zustand ein Aus-

nahmsverhältniß ist. Vielleicht wäre dann eine solche Idee nicht unzweckmäßig und nicht unausführbar, und vielleicht entschuldigt, in Betracht dessen, der Leser auch diese Abweichung.

Der Herzog von Orleans wollte noch, ehe er Schweden verließ, das See-Arsenal und die Werfte in Karlskrona besehen. Theils sind diese an und für sich wirklich sehenswerth, und ohnedieß war es eine Aufmerksamkeit für den Herzog von Södermanland, auf die man bei einem französischen Prinzen wohl rechnen konnte. Als Ludwig Philipp den Wunsch, nach Karlskrona zu gehen, zu erkennen gab, beeilte sich der Hof, Befehle zu ertheilen, um ihn mit allen seinem Range gebührenden Ehrenbezeigungen dahin begleiten zu lassen. Er wünschte indessen nur als Privatmann hinzugehen.

Nun geschah es, daß er früher nach Karlskrona kam, als der Courier, der dem Gouverneur den Befehl brachte, dem Fremden, der sich melden würde, Alles mit besonderer Aufmerksamkeit zu zeigen, und ihn als einen Gast des Hofes zu behandeln. Als daher Ludwig Philipp sich beim Gouverneur meldete, bekam er die kurze Antwort, daß kein Fremder zugelassen werden könne. Der Herzog sah wohl ein, daß der Gouverneur keinen speziellen Befehl bekommen haben müßte, und wollte sich nach einer so bestimmten Abweisung wieder entfernen. Da kam eben der Courier des Regenten, und nun wurde der Gouverneur der aufmerksamste Begleiter des Herzogs, auf's Eifrigste bemüht, ihm alle Ehre zu erweisen und ihm in jeder Beziehung den vollkommensten Aufschluß zu geben. Dabei aber plagte ihn die Neugierde, zu erfahren, wer denn dieser vom Hofe auf so ungewöhnliche Weise begünstigte Reisender wohl seyn könne. Er suchte daher auf jede Art durch Fragen und Bemerkungen dem Herzog Aeußerungen zu entlocken, aus denen er etwas über seine Person und seinen Stand hätte erfahren können. Ludwig Philipp merkte, daß der Befehl nicht seinen Namen enthalten hatte, und die einzige Vergeltung der ersten Abweisung war, daß er sich so streng in sein Incognito hüllte, daß er von Karlskrona abreiste, ohne daß der Gouverneur eine Ahnung davon hatte, wem er zum Führer hatte

dienen müssen, um die Felsendocks und alle Einrichtungen dieser merkwürdigen Seekriegsstation zu besehen.

Ludwig Philipp verließ nun Schweden, und kam im Frühjahr 1796 über Kopenhagen und Lübeck nach Hamburg zurück.

Ohne Zweifel hatte der Herzog den besten Nutzen von dieser skandinavischen Reise. Er hatte viel gesehen und erfahren; Menschen mit solchen Fähigkeiten gewinnen unmittelbar auch an dem, was sich nicht unmittelbar in persönlicher Anwendung sogleich brauchen läßt. Diese Reise ist ohnedieß eine schöne Erinnerung für das ganze Leben geblieben. In Beziehung auf Skandinavien, wie auf alle Länder, die der König auf seinen vielen und weiten Reisen besucht, hat er ein so lebhaftes Bild von Oertlichkeit, Menschen und Zuständen bewahrt, daß er bei Betrachtung der Skizzen vom Maler Biard, der die wissenschaftliche Expedition nach Nordcap und Spitzbergen in den Jahren 1837 und 1838 begleitete, ganz genau angab, wo etwas ausgelassen oder verändert war. Dieses vergegenwärtigende Festhalten des Erlebten ist von Bedeutung in dem Leben eines Mannes, der auf einen Höhepunkt seiner Zeit gestellt ist.

In Beziehung auf seine politische Stellung zu Frankreich und Europa hatte sich bei seiner Rückkehr nach Hamburg kein besseres Verhältniß herausgestellt, ja seine Lage war eigentlich nur noch bedenklicher geworden. Es scheint gewiß, daß ihm Vorschläge gemacht wurden, um sich den Aliirten anzuschließen gegen Frankreich. Entweder war es in Schweden, oder kurz nach seiner Zurückkunft in Holstein, daß ihm durch den Baron von Reiz solche Anträge von Seiten Ludwig des Achtzehnten gemacht wurden. Diejenigen, welche bei einer möglichen Wiederaufrichtung des Königthums in Frankreich Ludwig Philipp für einen gefährlichen Nebenbuhler der älteren Linie ansahen, würden aller Besorgnisse überhoben gewesen seyn, wenn er dazu hätte vermocht werden können, sich der bewaffneten Emigration anzuschließen, denn er würde dadurch nothwendig das Vertrauen derjenigen verloren haben, die in Frankreich in der richtigen Mitte standen zwischen dem System der königlichen Declaration von 1789 und der Republik. Diese vermittelnde Ansicht hatte zwar damals in Frankreich

keinesweges Vereinigung und Form einer Partei, allein es war klar, daß sie, wenn ein Zustand der Dinge eintreten sollte, der überhaupt der Rückkehr der Bourbonen günstig seyn könnte, nothwendig zum Vorschein kommen müsse. Die constitutionell Gesinnten überhaupt, die Gemäßigten vom Adel und von der Geistlichkeit, die Anhänger der ehemaligen Feuillants und Girondisten müßten sich in dieser Ansicht zusammenfinden. Ludwig der Achtzehnte hatte das vollkommen erkannt, seine Agenten handelten zum großen Theil in diesem Sinne, und suchten anzuknüpfen mit denen, die entweder diese Meinung ausgesprochen hatten, oder voraussichtlich ihr geneigt werden konnten. Diese für die ältere Linie der Bourbonen zu gewinnen, mußte natürlich Ludwig des Achtzehnten besonderes Bestreben seyn. Daher lag ihm Alles daran, den Herzog von Orleans gegenüber von Frankreich den Emigranten gleich zu stellen und ihn aus seiner Ausnahmsstellung herauszubringen. Man kannte die bedrängte Lage Ludwig Philipps, man wußte, daß ihm Alles fehlte, nur nicht Muth und Tüchtigkeit, und man machte daher die glänzendsten Anerbietungen, deren Annahme ihn allerdings aller augenblicklichen Unannehmlichkeiten überhoben haben würden. Allein Ludwig Philipp glaubte an eine Zukunft, in der er seine freie Stellung nicht aufgeben wollte; er hatte gegen das alte System gekämpft, weil er es für unvereinbar erachtete mit einer glücklichen Entwickelung des französischen Staats unter jeglicher Regierungsform. Er blieb seinen Grundsätzen treu, und wies jede Zumuthung zurück; er wollte nicht gegen Frankreich kämpfen. Wir können gar nicht daran zweifeln, daß hierin die wahren Beweggründe seiner Handlungsweise lagen, denn warum hätte er sonst Vorschläge abweisen sollen, die unter allen anderen Umständen erwünscht und ehrenvoll erscheinen mußten? Es trat indessen ganz unerwartet eine Wendung der Dinge ein, die Ludwig Philipp für längere Zeit diesen Verhältnissen entzog.

Auch von Seite der Republik fürchtete man Ludwig Philipp, und zwar aus denselben Gründen; was die Legitimisten allein für die ältere Linie nicht bewirken konnten, das konnten vielleicht die Constitutionellen für ein vermittelndes Königthum erreichen, wenn die Legiti=

misten sich ihnen anschlößen, und dazu konnten letztere bewogen werden, wenn es kein anderes Mittel gäbe, um aus der Republik herauszukommen. Das Directorium forschte daher immer ängstlich nach dem Herzog von Orleans und seinen Planen; es glaubte ihn in einem lebhaften geheimen Verkehr mit Frankreich, obwohl er damals gar keine Verbindung dort unterhielt und alle Ereignisse aus den Zeitungen erfuhr. Das Directorium hatte indessen Geißeln, durch welche es hoffen konnte, Alles von Ludwig Philipp, dessen Ehrfurcht und Liebe für seine Mutter und Geschwister allgemein bekannt war, zu erhalten. Wie in der Einleitung angeführt ist, war die Herzogin damals in dem Gesundheitshause Belhomme in der Straße Charonne. Das Directorium unterhandelte mit ihr, und bestimmte die freiwillige Abreise ihres ältesten Sohnes nach Amerika als Bedingung für ihre Freiheit und die ihrer beiden jüngeren Söhne in Marseille. Die Herzogin schrieb an Ludwig Philipp, und das Directorium übernahm es, den Brief an seine Adresse zu befördern. Dieß gelang jedoch nicht sogleich. Der Geschäftsträger der französischen Republik bei den Hansestädten hatte den Brief zur Besorgung erhalten. Er wußte aber nicht, wo er den Herzog suchen sollte, denn seit seiner Abreise nach Schweden war Niemand in Deutschland von seinem Aufenthalte unterrichtet. Zwei Monate hatten vergebliche Nachforschungen nach allen Seiten hin gedauert, bis man endlich sich an einen Kaufmann Westford in Hamburg wandte, von dem man annahm, daß er vielleicht den Aufenthalt des Herzogs kenne, da er früher mit ihm in Verbindung gewesen war. Herr Westford, der allerdings Ludwig Philipps Aufenthalt kannte, traute jedoch nicht der Angabe des französischen Geschäftsträgers, daß er nämlich dem Herzog nur einen Brief von seiner Mutter übergeben wolle. Herr Westford läugnete, den Aufenthalt des Herzogs zu kennen; heimlich jedoch theilt er ihm Alles mit, was vorgefallen war. Ludwig Philipp wechselte seinen Aufenthalt in Holstein, um unerkannt zu bleiben, und war damals in Glückstadt. Die Freude, endlich einen Brief von seiner Mutter bekommen zu können, überwog indessen jede andere Rücksicht und er meldete seinem vorsichtigen Freunde, daß er es auf eine Entdeckung

hin wagen wolle. Herr Westford veranstaltete demnach eine Zusammenkunft in seinem eigenen Hause in Hamburg. Abends empfing Ludwig Philipp dort den französischen Geschäftsträger, der ihm den Brief übergab, worin seine Mutter in den rührendsten Ausdrücken ihn bat, durch Willfahren in das Begehren des Directoriums ihr und seinen Brüdern die Freiheit wieder zu geben, und zur Beruhigung seines Vaterlandes beizutragen.

Ludwig Philipp war auf's Heftigste ergriffen von dem Briefe seiner geliebten Mutter. Er blieb keinen Augenblick unentschlossen, die Pflichten eines Sohnes und Bruders ließen ihn alle andere Bedenklichkeiten hintansetzen.

Er antwortete sogleich der Herzogin. Folgende Stellen kamen in seinem Briefe vor:

„Wenn meine gütige Mutter diesen Brief empfangen wird, sind ihre Befehle bereits vollzogen, und ich werde nach Amerika abgereist seyn. Ich gehe an Bord des ersten Schiffes, daß für die vereinigten Staaten segelfertig ist. Und was würde ich nicht thun nach Empfang dieses Briefes? Ich glaube wieder an die Rückkehr des Glücks, da mir noch ein Mittel geblieben ist, das Unglück meiner so innigst geliebten Mutter zu erleichtern, deren Leiden mir so lange das Herz zerrissen haben... Fast meine ich zu träumen, wenn ich daran denke, daß ich bald meine Brüder umarmen und mit ihnen vereint seyn werde; denn ich bin dahin gekommen, kaum das glauben zu können, dessen Gegentheil mir ehedem unmöglich geschienen hätte. Ich will mich indessen nicht über mein Geschick beklagen; ich habe wohl gefühlt, wie viel schrecklicher es hätte seyn können. Ja, ich werde mein Schicksal nicht einmal als ein Unglück ansehen, wenn ich nach der Wiedervereinigung mit meinen Brüdern erfahre, daß unsre geliebte Mutter vollkommen wohl ist. Wenn ich noch meinem Vaterlande dienen kann durch einen Schritt, der zu seiner Beruhigung beitragen kann, so bin ich bereit zu jedem Opfer; keines ist mir dafür zu theuer, und so lange ich lebe, werde ich seinem Glücke freudig jedes bringen.“

Ludwig Philipp verschaffte sich nun sogleich dänische Pässe für sich und seinen treuen Baudoin. Das Schiff „American“ Capitain

Ewing, ein Kauffahrer zwischen Philadelphia und Hamburg, lag damals in Ladung auf der Elbe. Der Herzog, den man für einen Dänen hielt, wurde bald mit dem Capitain einig für die Ueberfahrt um fünfunddreißig Guineen. Dieser wollte anfangs den Bedienten nicht mitnehmen: „denn," sagte er, „während der Ueberfahrt brauchen Sie ihn nicht, und in den vereinigten Staaten wird er Sie doch sogleich verlassen." Der Amerikaner begriff nicht die Treue eines Bedienten in einem abhängigen Verhältnisse, und rechnete nicht auf sie in einem Lande, wo Alle gleich sind. Uebrigens erfuhr der Herzog am Schlusse der Reise den eigentlichen Grund dieser Weigerung.

Am Abend des 23. September 1796 begab Ludwig Philipp sich an Bord des American. Er sollte noch einen Kajütgenossen haben. Dieser kam an Bord, nachdem der Herzog sich bereits auf seiner Schlafstätte niedergelegt hatte. Es war ein ältlicher französischer Edelmann, der, da er die vorhandenen Comforts weit unter seiner Erwartung fand, heftig darüber klagte und schimpfte. Der Herzog erkannte sogleich in dem neuen Passagier einen Landsmann, und begriff auch, daß nicht Jeder in den lapländischen Hütten Genügsamkeit hatte lernen können; er hatte auch keinen Luxus an Bequemlichkeit gefunden, allein da darin nichts zu ändern war, so hielt er die Klagen seines Landsmannes für überflüssig, und wollte sie nicht nähren durch Theilnahme daran. Er verhielt sich daher ganz passiv, und hoffte, daß der Emigrant am Ende von selbst aufhören werde, besonders da er große Mühe hatte, sich im Englischen auszudrücken. Er hatte auch bald seinen geringen Vorrath an brauchbaren englischen Worten erschöpft, und verstummte endlich, sich selbst und dem Herzog die Nachtruhe gönnend. Früh Morgens am 24. September benutzte das Schiff die Fluth und lief die Elbe hinunter, um bei Curhaven am Helgoland vorbei in die Nordsee hinauszusteuern.

Sobald der Emigrant am andern Morgen den Herzog erblickte, fragte er ihn, ob er Französisch spreche. Ludwig Philipp versicherte, daß er glaube, diese Sprache zu verstehen. Der Emigrant war sehr zufrieden, und äußerte wohlgefällig: „Für einen Dänen sprechen Sie in der That sehr gut. Sie werden ohne meinen Unterricht vorwärts

kommen. Aber Sie sind jung, und ich bin ein alter Mann; Sie müssen mir als Dollmetsch dienen.“ Ludwig Philipp übernahm lächelnd diese Verpflichtung, und erfüllte sie auch mit der bereitwilligsten Gutmüthigkeit. Es waren noch andere Passagiere an Bord, die aber nicht in derselben Kajüte sich befanden. Unter andern ein junger hannöverscher Geistliche, den die Matrosen neckten, und ein Elsaßer Landmann, welcher der Conscription entflohen war. Letzterer hatte eine Baarschaft von 500 Louisd'or in Gold bei sich, die ihm später in Philadelphia von einem Abenteurer gestohlen wurde, für den er die Ueberfahrt bezahlt hatte, damit er ihm als Dollmetsch dienen solle.

Das Schiff steuerte an der holländischen Küste vorbei nach dem Canal. An einem Morgen zerstreute sich der Nebel, und man sah einen französischen Kaper, der zwei Schiffe einbrachte, die er auf ihrer Fahrt nach England genommen hatte. Es war in der Nähe von Calais. Der Kaper signalisirte dem Amerikaner, beizulegen, was er auch that; worauf der Kaper ein Boot aussetzte, um das Schiff zu untersuchen. Als der Emigrant das Kaperboot heranrudern sah, erschrack er heftig, verließ, so schnell er konnte, das Verdeck, und schloß sich in die Kajüte ein. Die Kaltblütigkeit des Herzogs von Orleans verdroß ihn. Als er bemerkte, daß er ihm nicht folge, rief er ihm übellaunig zu: „Wären Sie ein Franzose, so würden Sie in diesem Augenblicke gewiß nicht so sorglos seyn!“ Der Kaperführer ersah bald aus den Schiffspapieren, daß der Amerikaner auf beglaubigter Fahrt sey von einem neutralen Hafen in den andern, und fand Nichts dagegen einzuwenden. „Gute Reise,“ riefen die Kaper beim Abschiede dem Capitain zu — „halten Sie aber nach der englischen Küste hinüber, sie ist sicherer als die von Frankreich!“ Sie verließen das Schiff, ohne sich um die Passagiere zu bekümmern. Der Herzog eilte in die Kajüte, um dem Emigranten die gute Nachricht zu bringen, daß Alles gut abgelaufen sey, und das Schiff wieder in Cours sey. Er fand den Aermsten halb ohnmächtig; nachdem er gehört, daß die Gefürchteten abgezogen wären, rief er: „Der Teufel mag sie holen, sie haben mir ein Fieber zugezogen!“

Der American machte eine sehr glückliche Ueberfahrt. Nach

sechsundzwanzig Tagen sahen sie den amerikanischen Continent. Noch ehe sie in den Delavare=Fluß, an dem Philadelphia liegt, hineinließen, entdeckte Ludwig Philipp dem Capitain seinen wahren Namen und Stand. Dieser antwortete naiv, daß er sehr erfreut sey, das zu erfahren, um so mehr, da er nicht läugnen könne, daß die mysteriösen Verhältnisse, unter denen der angebliche junge Däne an Bord gekommen sey, einen ungünstigen Argwohn erweckt hätten; er war für ein Börsenspieler gehalten worden, der durch abenteuerliche Schwindeleien genöthigt worden sey, einen Zufluchtsort in der neuen Welt zu suchen.

Man kann sich leicht vorstellen, in wie viel höherem Grade, als der gleichmüthige Amerikaner, der französische Emigrant erstaunt war, als er seinen Kajütgenossen auf dem Delavare eine dreifarbige Cocarde an seinem Hut befestigen sah, und vollends als der vermeintliche Ausländer sich nicht blos in einen Franzosen, sondern sogar in einen Herzog von Orleans verwandelte. Der ehemalige Pflanzer auf Dominica war so verblüfft, daß er in dem Augenblicke leicht zu überreden gewesen, Ovids Metamorphosen seyen naturhistorische Wahrheiten, wobei die ihm drohende Verwandlung schwerlich sehr schmeichelhaft gewesen wäre.

Sobald er in Philadelphia ans Land gekommen, miethete Ludwig Philipp in der Walnutstreet den untern Stock eines Hauses, das einem Geistlichen Namens Marschal gehörte.

Er war also nun in Amerika, in diesem Lande, dessen Freiheit und Glück sprichwörtlich geworden war, und dessen Befreiung einen so wesentlichen Einfluß geübt hatte auf die Umgestaltung aller Verhältnisse in seinem eigenen Vaterlande. Er hatte bereits im Norden Gelegenheit gehabt, die Uebergänge zu betrachten, von dem Zustande des nomadischen Wanderlebens bis zu der höchsten Civilisation in geordneten Staaten. In Amerika war dieselbe Erscheinung zu finden in weit ausgedehnterer Weise und dabei noch ein ganz neues Schauspiel, nämlich die Feststellung und Entwickelung einer Demokratie, die keinen äußeren Feind zu fürchten hatte, als vielleicht in der Folge die Civilisation selbst. Von der letzten Erscheinung war indessen damals noch

keine Spur, man war noch in der vollen Kraft des Siegs, Alle waren gleichmäßig durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Staaten nur durch festes Zusammenhalten ihr inneres und äußeres Wohl behaupten können. Die Wechselfälle, welche der Demokratie bevorstehen, und von denen einige vierzig Jahre später Zuckungen im Congreßleben zum Vorschein gekommen sind, werden überhaupt noch oft abgewendet werden können, so lange man massenweise Bevölkerungen ins Innere werfen kann, die wieder zu Bundesstaaten anwachsen. Die jetzt Lebenden werden schwerlich erfahren, ob die amerikanische Verfassung die Probe besteht, wenn die volle Entwickelung des civilisirten Gesellschaftslebens in der Mehrheit der Stände und der Staaten allgemein geworden ist, was selbst jetzt, mit einzelnen Ausnahmen, doch eigentlich nur der Fall ist mit dem Küstensaume von Neu-England bis nach Florida. Dann erst kann die praktische Probe kommen, ob eine vollkommen demokratische Staatsform den Bedürfnissen einer vollkommen hochcivilisirten Gesellschaft entspricht. Damals aber lebte Washington noch, und der Aufschwung zu der späteren, beispiellosen Gedeihlichkeit der vereinigten Staaten hatte bereits angefangen, ungehindert und ungetrübt, nur darauf bedacht, in immer weiteren Kreisen vorwärts zu gehen.

Lange mußte Ludwig Philipp der Ankunft seiner Brüder entgegenharren. Sie blieben so lange aus, daß seine Besorgniß nur die Alternative als Erklärungsgrund fand, daß entweder die französische Regierung das ihm und seiner Mutter gegebene Versprechen nicht erfüllt habe, oder daß seinen Brüdern unterwegs ein Unglück zugestoßen sey. Weder das Eine noch das Andere war der Fall, sondern sie hatten sehr schlechtes Wetter und ein schlecht segelndes Schiff. Endlich lief das schwedische Schiff „Jupiter“ im Februar in den Delavare und brachte den Herzog von Montpensier und den Grafen von Beaujolais in die Arme des Herzogs von Orleans, der sich schon den trübsten Ahnungen überlassen und sie fast verloren gegeben hatte. Um so größer und inniger war die Freude der Brüder, die in den wenigen Jahren der Trennung so viel erlebt hatten. Die ersten Tage waren ausschließlich den Mittheilungen und Herzensergießungen

gewidmet, die unter solchen Verhältnissen so natürlich sind. Dann bezogen die drei Brüder eine geräumigere Wohnung in Sixth-street in einem Hause, das dem spanischen Consul gehörte.

Sie brachten den Winter in Philadelphia zu und fanden die beste Aufnahme in der Gesellschaft, die ganz die Sitten und Verhältnisse in England darstellte. In Sprache, Ausdrucksweise, wie in Auffassung und Ausbildung des Familienlebens war der gebildete Amerikaner damals ganz ein vom Mutterlande frei gewordener Engländer, und in den Küstenstädten der nördlichen Staaten ist das in den höheren Kreisen größtentheils noch der Fall; der Gesellschaftstypus des Mutterlandes hat sich noch erhalten, Geschmack, Mode und Literatur holt man noch immer von London, und man hat es in Amerika sogar verstanden, auch noch Geld, und zwar viel Geld aus England zu holen. Damals waren noch nicht solche Schwindeleien im Gang, wie nachher, es war ein nüchternes, redliches und besonnenes Vorschreiten, man hatte noch nicht angefangen, die Zukunft in Sturmschritten überholen zu wollen. Die Bundesregierung hatte damals ihren Sitz in Philadelphia und Washington stand an der Spitze der Verwaltung des Staatenvereins, dessen Freiheit er erkämpft hatte.

Die drei Prinzen ließen sich Washington vorstellen, der sie freundlich und mit der großartigen Einfachheit aufnahm, die diesen merkwürdigen Mann in all seinem Thun und Lassen charakterisirte. Wenn je die Bürgerlichkeit einen, in Gesinnung, Thatkraft und Reinheit der Beweggründe, adelichen Vertreter gehabt hat, so ist es Washington. So fleckenlos ist selten in der Weltgeschichte der Ruhm eines Mannes geblieben, der an der Spitze einer großen Volksbewegung stand. Seine prunklose Einfachheit war vollkommen unbewußt, durchaus nicht als Folie und zum wirksamen Gegensatze seiner Berühmtheit berechnet. Er freute sich, daß französische Prinzen nun sichern Schutz finden könnten in dem freien Amerika, für dessen Unabhängigkeit die Franzosen so rühmlich mitgekämpft hatten. Washington stand grade in dem letzten Jahre seiner Präsidentschaft. Nachdem er als Krieger mit bewunderungswürdiger Klugheit und Beharrlichkeit die Unabhängigkeit seines Vaterlandes entschieden hatte, richtete er es zum

zweitenmale auf durch seine achtjährige Verwaltung als Präsident vom Jahr 1789 an. Er schuf öffentlichen Credit durch redliche Gewährleistung der Nationalschuld, das Vertrauen belebte den Handel und führte dem Staatsschatze regelmäßige Einnahmen zu; geordneter Staatshaushalt, gesetzmäßige Rechtspflege, Erhaltung freundschaftlicher Verbindung mit allen fremden Staaten, und der Beginn des immensen Aufschwungs der nordamerikanischen Wohlfahrt war die Frucht seiner weisen Lenkung der Bundesregierung. Sein treuer Freund und Gehülfe in allen diesen Bestrebungen war der geistreiche und beredte Hamilton, ein ausgezeichneter Staatsmann, den Ludwig Philipp ebenfalls kennen lernte.

Ohnerachtet seiner großen Verdienste mußte Washington dennoch die große Wahrheit empfinden, daß Niemand der Verläumdung entgehen kann. In einem freien Staate müssen verschiedenartige Ansichten nothwendig Parteien bilden, Parteien werden von Leidenschaften beherrscht, und die Leidenschaft urtheilt einseitig, schont Nichts, und richtet sich besonders gegen Hochgestellte. Washington empfand das nicht ohne bittern Schmerz, denn Undank ist immer eine traurige Wahrnehmung, schon darum, weil man in Folge der Unvollkommenheit der menschlichen Natur vernünftigerweise darauf rechnen muß; aber Washington konnte getrost von der Zukunft volle Genugthuung erwarten, die ihm auch geworden ist. Mit dem Bewußtseyn einer redlichen Erfüllung aller seiner Pflichten als Bürger und Staatsmann, freute er sich auf den Genuß des Privatlebens auf seinem Gute Mount-Vernon in Virginien. Er lud auch die Prinzen ein, ihn dort zu besuchen. Nachdem Washington die Präsidentschaft niedergelegt hatte, reiste er sogleich nach Virginien.

Als die schöne Jahreszeit gekommen war, reiste Ludwig Philipp mit seinen Brüdern, und von dem treuen Baudoin begleitet, nach Baltimore. Hier wurde er besonders von General Smith, den er in Philadelphia kennen gelernt hatte, freundlich aufgenommen. Von dort ging die Reise nach Georgetown am Potowmac-Flusse, wo er von Herrn Law sehr gastfreundlich aufgenommen wurde. Seitdem ist die Stadt Washington gegenüber von Georgetown auf dem maryländischen

oder linken Ufer des Flusses erbaut worden. Dann gingen die Prinzen über Alexandrien nach Mount-Vernon in Virginien, das ebenfalls an dem Ufer des Potowmac liegt.

Auf dieser Pflanzung in der ehemaligen Grafschaft Fairfax, die Washington von seinem Vater geerbt hatte, lebte der Held und Staatsmann in patriarchalischer Ruhe und Zurückgezogenheit so unbefangen und ganz der Verwaltung seines Hausstandes hingegeben, als wenn er nie mit öffentlichen Angelegenheiten zu thun gehabt hätte. Selbst mitten im Kriege hatte er auch immer an sein liebes Vernon gedacht; ich glaube, es war am Abende vor der Schlacht von Jorktown, daß er an seinen Gärtner schrieb über einige Anordnungen, am Schlusse kurz hinzufügend, daß morgen eine Schlacht geliefert werden müsse, deren Ausgang wahrscheinlich das Schicksal Amerika's entscheiden werde, er solle nur unterdessen pflanzen und für Wachsthum sorgen. Ludwig Philipp fand Washington in seiner Art und mit den Lebensgewohnheiten, wie sie so vielfach beschrieben worden sind, und die er nie änderte, weil sie der natürliche Ausdruck seines Denkens, Fühlens und seiner Handlungsweise waren.

Der Weise von Mount-Vernon bewirthete den künftigen König der Franzosen und seine Brüder mit der freundlichsten Zuvorkommenheit. Er freute sich über den Entschluß der Prinzen, einen Streifzug nach den westlichen Ländereien zu unternehmen, entwarf einen Plan dazu und versah sie mit Empfehlungsschreiben. Unter seiner Anleitung trafen sie die nöthigen Vorkehrungen zu einer längeren Reise, die zu Pferde zurückgelegt werden sollte. Diese waren übrigens höchst einfach; Jeder führte nur solche Bedürfnisse und Bequemlichkeiten bei sich, die in einem Mantelsacke hinter dem Sattel Platz finden konnten.

Sie nahmen Abschied von Washington, und ritten zuerst nach Winchester, wo sie in dem Gasthause eines gewissen Busch aus Mannheim abstiegen. Er war sehr erfreut, als er von Ludwig Philipp Deutsch angeredet wurde, und gewährte eine so gute Aufnahme, als sein Haus nur immer vermochte, aber es vermochte eben nicht viel. Von hier ging es nach Knoxville und Nashville. Sie trafen auf dem Wege Cherokesen und Creek-Indianer. Diese Stämme hatten noch

immer die Franzosen von der Zeit her, wo sie am Mississippi die überwiegende europäische Nation waren, im besten Andenken. Die Prinzen blieben einige Tage bei diesen freundlichen und gutmüthigen Wilden, die sich freilich in der äußeren Gestalt sehr von den Lappländern am Nordcap, die Ludwig Philipp kennen gelernt hatte, unterschieden, sonst aber im Betragen viel Aehnlichkeit mit ihnen hatten. Wie jene waren sie bei guter Behandlung freundlich und gutmüthig, und nur in der Leidenschaft, im Zorn oder Trunkenheit, werden sie gefährlich. Freilich haben die Indianer den besonders unterscheidenden Zug, daß sie sehr kriegerisch sind, und daß bei ihnen die Rache, sowohl gegen Europäer, wie gegen feindliche Stämme ihres eigenen Volkes eine Nationaltugend ist. Dabei aber halten sie die Bedingungen eines Friedens oder Waffenstillstandes mit pünktlicher Treue.

Auf der Wanderung durch die Oeden von Kentucky kamen die Prinzen am grünen Flusse, der in den Ohio fällt, an eine Hütte, deren Schild „Unterhalt für Mann und Pferd" versprach. Die Schenke hielt dieses Versprechen, wie es unter solchen Umständen, und besonders damals, möglich war. Auf der Flur brannte Nachts ein großes Feuer, und die Reisenden konnten sich hier hinlegen, mit den Füßen gegen das Feuer; darin bestanden die Bequemlichkeiten des Nachtlagers, von welchen man auf das Uebrige schließen kann. Der Wirth indessen theilte nicht das Ungemach seiner Gäste, denn er legte sich mit seiner Ehehälfte wohlgemuth in ein weiches Federbett. Er war außerdem sehr neugierig, und wollte durchaus wissen, was für ein Geschäft seine Gäste in diese Gegenden geführt habe. Ludwig Philipp versicherte, daß sie blos reisten, um das Land kennen zu lernen und durchaus keinen Ankauf beabsichtigten. Das konnte der Wirth gar nicht begreifen, denn es schien ihm ganz widersinnig, bloßer Neugierde wegen so viel Anstrengung und Mühseligkeit zu erdulden. Ludwig Philipp hörte auch, wie er in der Nacht zu seiner Frau äußerte: es sey doch Schade, daß solche hübsche junge Leute so ohne allen Nutzen im Lande herumliefen, statt sich häuslich niederzulassen.

In Bairdstown wurde Ludwig Philipp unwohl und mußte bleiben. Von Seite der Wirthsleute wurde er aber sehr schlecht verpflegt;

zu seinem Erstaunen waren auf einmal Alle verschwunden, Mägde, Knechte, nicht Einer war da, von dem man das Geringste hätte bekommen können. Man erfuhr denn bald, was für ein außerordentlicher Umstand die mehrstündige Abwesenheit aller Hausbewohner veranlaßt habe. Es war nämlich zum Erstenmal eine wandernde Schauspielertruppe nach Bairdstown gekommen, und das war in den Augen der Wirthin ein so legitimer Grund, um Alles Andere im Stiche zu lassen, daß es ihr gar nicht eingefallen war, irgend Einem von den Leuten aufzutragen, zu Hause zu bleiben und die Fremden zu bedienen, und bei der Selbstbotmäßigkeit des amerikanischen Gesindes würde es aller Wahrscheinlichkeit nach auch nicht viel geholfen haben. Damals war Bairdstown ein unbedeutender Marktflecken, jetzt ist es eine ansehnliche Stadt, und der König der Franzosen hat dem katholischen Bischof Flaget eine Glocke für die Domkirche in Bairdstown gesendet, zum Andenken an den Besuch des Herzogs von Orleans dort.

Nachdem Ludwig Philipp sich erholt hatte, ging die Reise nach Pittsburg, wo einige Tage ausgeruht wurde. Hier wie überall machte der Herzog Bekanntschaft mit mehreren Einwohnern aus allen Ständen, erkundigte sich nach allen Triebfedern des keimenden Wohlstandes, und erforschte die Quellen des Erwerbs. So war in späteren Jahren jede Nachricht aus Nordamerika von der erstaunlichen Entwickelung dort doppelt interessant. Er erfuhr den Wachsthum der Orte und Städte, deren Anfänge er gesehen; wie neue Städte entstanden in Gegenden, wo er nur Urwald oder unbebaute Steppen gekannt hatte; die Verbindung durch Canäle, Straßen, oder Eisenbahnen von Landstrecken, auf denen er noch wandernden Indianern begegnet war; und so war er, auch abwesend, Zeuge von dem merkwürdigen Umschwunge in den Verhältnissen eines Staatenbundes, dessen Grundlage und Ausgangspunkte er erforscht und gesehen hatte. Die Frucht des Länderstudiums, in seinem geistigen und materiellen Zusammenhange, wenn richtig vollzogen, erstreckt sich weit über den Zeitpunkt der persönlichen Wahrnehmung.

Von Pittsburg aus schlug der Herzog den Weg ein nach Erie,

und ging am Seeufer nach Buffalo. In Cataraugus übernachtete die Reisegesellschaft bei einer Bande Seneca=Indianer, die ihnen Gastfreundschaft erwies. Damals gab es an den Seen nur wenige europäische Wohnungen, man fand am häufigsten nur indianische Wigwams. Elegante Dampfschiffe durchschnitten damals nicht die Seen, man sah meist nur die Eingebornen in ihren Canoes von Birkenstämmen mit dem einen Ruder, das sie nach beiden Seiten brauchen, pfeilschnell über das Wasser hingleiten. Bei dieser Indianerbande war eine alte Frau, die in Deutschland geboren, sehr jung nach Amerika gekommen, und vor vielen Jahren von den Indianern geraubt worden war. In der Reihe der Jahre hatte sie sich an diesen merkwürdigen Uebertritt zur Wildheit gewöhnt, und war damit zufrieden. Die drei jungen Europäer, die in ihrer Muttersprache mit ihr von ihrem Geburtslande sprechen konnten, erregten ein lebhaftes Interesse bei ihr, und wie aus dunkler Ferne tauchten fahle Bilder der Vergangenheit auf in ihrem vor Alter schwach gewordenen Gedächtnisse. Durch sie wurden die Indianer um so mehr aufgefordert, den Fremdlingen freundliche Aufnahme zu gewähren. Der Häuptling versicherte, daß er verantwortlich bleiben wolle für jeden Gegenstand, der ihm persönlich in Verwahrung gegeben werde, daß er aber, ohne diese Vorsicht, nicht für seine Leute einstehen könne. Demzufolge wurde Alles, was die Reisenden hatten, Sättel, Zäume, Decken, Mantelsäcke und Geld beim Häuptling niedergelegt, und bei der Abreise richtig wiedergegeben. Der Herzog von Montpensier und Graf Beaujolais hatten einen außerordentlich schönen Hund bei sich, den sie sehr liebten, denn er hatte die Gefangenschaft mit ihnen in Marseille getheilt. Man hatte nicht daran gedacht, dieses Thier unter die Gegenstände zu rechnen, die zum Sicherheitsdepot gehörten. Als man eine Strecke Wegs vom Lager der Indianer entfernt war, vermißte man erst den Hund. Ludwig Philipp kehrte sogleich zurück und forderte ihn zurück. Der Häuptling erwiederte: „Warum habt Ihr ihn mir nicht übergeben, dann wäre er heute Morgen sicher da gewesen und mit Euch abgezogen; aber vielleicht finden wir ihn noch.“ Er

ging darauf an eine Abtheilung in der Hütte, rückte ein Brett weg, und das Thier sprang freudig seinem Herrn entgegen.

Sie gingen nun weiter nach Buffalo, und schifften von dort nach dem Fort Erie hinüber. Sie mußten auf der canadischen Seite nach dem Niagara-Fall sich begeben, da auf der amerikanischen Seite jede unmittelbare Verbindung zwischen Buffalo und dem Wasserfall unterbrochen war. Von Buffalo kamen sie durch ein fast unwegsames Marschland. Auf dem allerschlechtesten Theile dieses schrecklichen Weges begegneten sie Herrn Alexander Baring, der eben von dem Niagarafalle kam. Herr Baring, der gegenwärtige Lord Ashburton, hatte in Philadelphia die Tochter des Herrn Bingham geheirathet, und der Herzog hatte ihn in den dortigen Gesellschaften kennen gelernt. Mitten im Schlamme hielten die sich Begegnenden an, um sich zu begrüßen. Die Auskunft des Herrn Baring über den Weg, den er zurückgelegt vom Wasserfall, und der den Prinzen bevorstand, war nicht tröstlicher, als der Bericht Letzterer über die von ihnen bereits durchwanderte Strecke. Man kam gegenseitig überein, daß der Weg eigentlich gar nicht zu passiren sey, und doch passirt werden müsse. So schied man, um das Unvermeidliche zu vollziehen.

Der Niagara machte den mächtigsten Eindruck auf Ludwig Philipp und seine Brüder, und unerachtet der vielen Vorstellungen und Berichte darüber, übertraf die Wirklichkeit doch jede Erwartung. Staunend hatten sie diese, in ihrer Art unerreichbare Naturerscheinung betrachtet, und fanden sich vollständig belohnt für alle ausgestandenen Beschwerden.

Auf dem Rückwege vom Niagara kamen sie nach Geneva, wo sie sich ein Boot verschafften und über den Seneca-See setzten, worauf sie nach Tioga-Point am Susquehanna-Flusse gingen. Auf der letzten Strecke dieses Wegs mußte Jeder sein Gepäck selbst tragen. Von Tioga fuhren sie auf dem Susquehanna bis Wilkesbarre, und von dort gingen sie quer durch das Land nach Philadelphia, wo sie Ende Juli ankamen.

Einige Worte vom Herzog von Montpensier über diesen ersten Ausflug ins Innere der nordamerikanischen Staaten sind aufbewahrt

in dem Bruchstücke eines Briefes, den der Herzog an seine Schwester Adelaïde schrieb, die damals in Ungarn bei der Prinzessin von Conti war. Der Brief ist aus Philadelphia vom 14. August 1797, und enthält unter Anderm folgende Aeußerungen:

„Ich hoffe, du wirst die Briefe richtig erhalten haben, die wir Dir vor zwei Monaten aus Pittsburg schrieben. Wir waren damals auf einer Reise ins Innere begriffen, die wir vor vierzehn Tagen beendet haben. Sie hat im Ganzen vier Monate gedauert. In dieser Zeit haben wir eine Wegstrecke von über tausend Lieues gemacht, und zwar immer mit denselben Pferden. Davon sind nur etwa hundert Lieues ausgenommen, die wir theils zu Wasser, theils zu Fuße, theils auf öffentlichen Wagen zurückgelegt haben. Wir haben mehrere Tage mit den Wilden verkehrt. Im Allgemeinen sind sie die besten Menschen von der Welt, ausgenommen, wenn sie betrunken oder zum Zorne gereizt sind. Sie nahmen uns freundlich auf, was auch viel daher kam, daß wir Franzosen sind, denn sie lieben unser Volk sehr. Das Interessanteste, was wir sahen, ist unstreitig der Niagarafall, an den wir uns, wie ich Dir geschrieben, von Pittsburg aus begaben. Es ist das ehrfurchtgebietendste Schauspiel, das ich jemals sah. Die Höhe des Falls beträgt 137 (französische) Fuß; Umfang und Menge des Wassers sind ungeheuer, denn es ist der ganze St. Lorenzstrom, der sich an dieser Stelle herabstürzt. Ich habe eine Skizze davon genommen, und werde daraus eine Landschaft in Wasserfarben machen, die meine liebe Schwester ohne Zweifel bei unserer theuren Mutter sehen wird; sie ist aber noch nicht angefangen und wird viel Zeit kosten, denn es ist keine geringe Arbeit. Um Dir eine Vorstellung zu geben von der ausgesuchten Weise, in der man hier zu Lande reist, brauche ich Dir nur zu sagen, daß wir vierzehn Nächte in den Wäldern zugebracht haben, schrecklich geplagt von allen Gattungen von Insekten, oft durchnäßt bis auf die Haut, ohne uns trocknen zu können, und ohne andere Lebensmittel, als Schweinefleisch, zuweilen etwas gesalzenes Rindfleisch und Maisbrod. Außerdem haben wir vierzig oder fünfzig Nächte in elenden Hütten verlebt, wo ein holpriger Holzboden unser Nachtlager bildete, der Launen und des Murrens

der Bewohner nicht zu gedenken, die uns zuweilen die Thüre vor der Nase zuwarfen, wie denn ihre Gastlichkeit manchmal sehr mißlicher Natur war. Nein, nie, das versichere ich, werde ich Jemanden rathen, eine solche Reise zu machen. Wir sind jedoch weit entfernt, unsre Reise zu bereuen, denn wir sind bei vortrefflicher Gesundheit und haben doch nothwendig einige Kenntnisse mit zurückgebracht. Gott befohlen, meine theure, zärtlich geliebte Schwester! Laß Dich von drei Brüdern umarmen, deren Gedanken unaufhörlich bei Dir sind."

Als die Prinzen wieder in Philadelphia angekommen, befanden sie sich ohne Zweifel, wie der Herzog von Montpensier es andeutete, reicher an Kenntnissen und Erfahrungen, dagegen aber waren sie an Geld um ein Bedeutendes ärmer geworden. Ludwig Philipp hatte in der Schweiz und in Hamburg, seine Brüder in Marseille, wo sie im Gefängnisse nach Sous die Kosten ihrer genügsamen Mahlzeiten berechneten, kennen gelernt, wie hart und entmuthigend es ist, durch Mangel an Geld den freien Willen bei jedem Schritte gehemmt zu sehen. Können nun auch Menschen mit solch inneren Hülfsmitteln, wie hier unbezweifelt der Fall war, leichter als Andere, Verzicht leisten auf allerlei Bedürfnisse und Lebensgenuß, die nur mit Geld erlangt werden können, so trat doch ein Fall ein, der sie mehr, als sonst je, ihre hülflose Lage schmerzlich empfinden ließ.

Bereits im Juli hatten sich in Philadelphia Sterbefälle vom gelben Fieber, diesem westindischen Blutsvetter der orientalischen Pest, ergeben. Wie es immer bei epidemischen Krankheiten geht, war Anfangs die wahre Natur des Uebels bestritten und bezweifelt worden. Bald aber brach es mit pestartiger Wesenheit und Plötzlichkeit aus. Das gelbe Fieber richtete damals große Verheerungen in Amerika an. Ein amerikanisches Schiff brachte es nach Cadix, und im Sommer von **1798** starben in Andalusien über **100,000** Menschen.

Sobald die Krankheit in Philadelphia als das gelbe Fieber erkannt war, entfernte sich Jeder, der so viel besaß, daß er es nur irgend vermochte. Die französischen Prinzen vermochten es aber nicht. Gegenüber einer Krankheit, die das Charakteristische hat, daß sie vorzugsweise jungen und kräftigen Männern, Frauenzimmern und älteren

Personen bei Weitem weniger gefährlich ist, mußten sie passiv Stand halten. Hier, wo weder öffentliche noch private Pflichten ihnen auferlegten, aus höheren Rücksichten das Leben zu wagen, mußten sie, wegen Mangels an Geld, eines ruhmlosen Todes an einem häßlichen Uebel gewärtig seyn. Es war eine harte Prüfung, wohl geeignet, auch dem Kühnsten ein unwillkührliches Entsetzen abzunöthigen, die ihrem wechselvollen Geschicke noch gefehlt hatte. Erst im September traf eine Geldsendung aus Europa ein von der Herzogin, die von einer theilweisen Entschädigung eine vorläufige Auszahlung bekommen, und sogleich ihre Söhne bedacht hatte.

Die Prinzen verließen Philadelphia, um einen Ausflug nach den nordöstlichen Staaten New-York, Rhode-Island, Massachusetts, Neu-Hampshire und Maine, zu unternehmen. Von New-York gingen sie über die Bucht nach Providence, von da nach Boston, Newburyport, Portsmouth und Portland, und von dort nach Boston und New-York zurück.

Hier erfuhren sie aus den Zeitungen, daß in Folge des achtzehnten Fructidor ein neues Gesetz die Vertreibung aller Mitglieder der bourbonschen Familie aus Frankreich angeordnet habe, und daß die Herzogin nach Spanien gegangen sey. Die drei Brüder beschlossen nun, sich mit ihrer Mutter zu vereinigen, allein dieser Plan war nicht leicht durchzuführen. Der Krieg zwischen England und Spanien hatte fast alle Gemeinschaft zwischen den Colonien und dem Mutterlande unterbrochen, denn auf dem Meere schwärmten zahlreiche englische und französische Kreuzer, und Kaperschiffe durchzogen es in allen Richtungen, der Corsaren nicht zu gedenken, die eine so gute Gelegenheit nicht versäumten, um Beute zu machen, wo es anging. Sie beschlossen daher, zu Lande nach New-Orleans zu gehen, wo sie eine Ueberfahrt nach Cuba zu finden hofften. In der Havannah vermutheten sie, eine Gelegenheit nach Spanien bekommen zu können.

In dieser Absicht gingen sie am 10. December 1797 nach Pittsburg ab. Unterwegs wurden sie des Reitens müde, kauften sich einen Wagen und spannten ihre Pferde vor. So kamen sie in Carlisle an, wo sie am Wirthshause vorfuhren, um zu füttern, ohne auszuspannen.

Man schüttete Haber in einen Trog, nahm den Pferden das Gebiß ab, und sie thaten tüchtig Bescheid. Ludwig Philipp, der nicht Lust hatte, sich in die Gesellschaft der Wirthsstube zu begeben, hatte sich in den Wagen gesetzt. Plötzlich aber scheuten die Pferde auf, und rannten ungezäumt mit dem Wagen davon, der an dem Stumpf eines gefällten Baumes umgeworfen wurde. Der Herzog wurde beim Falle herausgeschleudert und stark beschädigt. Er schleppte sich mühsam nach dem Wirthshause zurück. Er hatte nur starke Quetschungen erlitten, aber da auch der Kopf verletzt war, und er von der Erschütterung Schwindel empfand, so glaubte er einen Aderlaß zweckmäßig. Von der Zeit an, wo er in Paris die Spitäler besucht, hatte er die Gewohnheit, die er noch beibehalten, stets eine Lanzette bei sich zu führen. Die dienstfertige Wirthsfamilie brachte schnell Linnen und Wasser, der Herzog hatte bald an sich selbst den Aderlaß vollzogen, und der Blutverlust gab die gewünschte Erleichterung. Die Operation hatte statt gefunden in Gegenwart von zahlreichen Zuschauern, denn das Durchgehen der Pferde hatte allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und als man den verletzten Fremden zurückhinken sah, und die Vorbereitungen zum Aderlaß beobachtete, war ein ganzer Schwarm der Colonistenbevölkerung in der Wirthsstube versammelt. Die Anwesenden waren ungemein befriedigt und äußerten laut die Bewunderung der Geschicklichkeit, womit dieser Selbstaderlaß ausgeführt worden sey. Man zweifelte gar nicht daran, daß Ludwig Philipp ein Jankee-Doctor sey, der im Westen eine taugliche Gegend suche, um eine gewinnreiche Praxis zu begründen, ja Einige mochten in Zweifel gewesen seyn, ob er nicht selbst den ganzen Vorfall herbeigeführt habe, um eine Probe seiner Kunst abzulegen. Die Amerikaner sind kühn in Hypothesen; die gegenwärtige hätte allerdings eine eigenthümliche Pferdedressur vorausgesetzt. Dazu kam noch, daß sie in dem vermeintlichen Doctor auch nicht von Ferne einen Franzosen vermutheten, denn Ludwig Philipp spricht Englisch so gut wie ein Engländer, und fast ohne Anklang eines fremden Accents. Man schlug ihm nun vor, in Carlisle seine Laufbahn zu beginnen, versprach ihn zu beschäftigen, und versicherte, daß er hier mehr Aussicht

auf Erfolg habe, als jenseits der Berge. Die guten Leute konnten gar nicht begreifen, daß ein Mann, der so glänzend debütirt habe, so vortheilhafte Anträge von sich weisen könne.

Als Ludwig Philipp und seine Brüder nach Pittsburg kamen, fanden sie den Monongahela gefroren, aber der Alleghany war noch offen. Sie kauften hier ein Kielboot und brachten es mit vielen Schwierigkeiten an den Punkt, wo sie sich einschiffen wollten. Sie nahmen drei Mann mit sich, um sie bei der Flußfahrt zu unterstützen, und fuhren so den Ohio hinab, um in den Mississippi zu gelangen, der bei New-Orleans ausmündet. Ehe sie nach Wheeling gelangten, war der Fluß ganz vom Eis gesperrt; sie mußten landen, und ein Paar Tage verweilen. Als sie von einem benachbarten Berge aus beobachteten, fanden sie, daß die Eisdecke nur höchstens drei englische Meilen weit sich erstreckte, und hielten sich bereit, von der ersten Oeffnung Vortheil zu ziehen. Die Gelegenheit war bald da, sie benutzten sie sogleich, und kamen am 17. Februar 1798 wohlbehalten in New-Orleans an.

Sowohl der Gouverneur, Don Gayoso, wie auch die Einwohner nahmen die französischen Prinzen mit der größten Zuvorkommenheit auf. Sie lebten hier sehr angenehm und fanden ganz die Gebräuche und Geselligkeitsformen ihres Vaterlandes wieder. Der Aufenthalt wurde nur getrübt durch die Ungeduld, die sie empfanden, nach Europa zu kommen, um ihre geliebte Mutter wieder zu sehen. Den zwei jüngeren Prinzen sollte diese Freude nie mehr zu Theil werden. Fünf Wochen hatten sie vergebens auf die Ankunft einer spanischen Corvette gewartet, die von der Havanna eintreffen sollte, um sogleich wieder dahin zurückzukehren. Da sie noch immer ausblieb, so beschlossen sie, sich auf einem amerikanischen Kauffahrteifahrer einzuschiffen.

In der Mitte des mexikanischen Meerbusens begegneten sie einer Fregatte unter dreifarbiger Flagge. Nach einigen Kanonenschüssen mußte der Amerikaner die Segel streichen. Der Herzog von Orleans und seine Brüder waren nicht wenig betroffen über diese Farben, denn es war klar, daß sie demnach Kriegsgefangene der französischen

Regierung wurden. Sie hatten sich in die Kajüte begeben, wo sie mit einander beredeten, welches Benehmen sie bei dieser Gelegenheit einhalten sollten, als man ihnen vom Verdeck herab Englisch zurief: „Kommt herauf, Ihr müßt uns folgen.“ Durch die englische Anrede in etwas beruhigt, gingen sie auf's Verdeck, und überzeugten sich bald, daß sie in die Gewalt einer englischen Fregatte gekommen waren, welche die dreifarbige Flagge aufgehißt hatte.

„Aber wo werden sie uns hinbringen?“ äußerte der Herzog von Montpensier zu seinen Brüdern — „am Ende führen sie uns um die Welt herum!“

Die Passagiere wurden indessen von dem Schiffslieutenant, der an Bord des aufgebrachten Schiffs gekommen war, auf eine Weise angelassen, die aus der seemännischen Derbheit in den Kaperton überging. Ludwig Philipp unterbrach daher sein störriges Verfahren mit folgenden Worten:

„Sagen Sie Ihrem Capitain, daß ich der Herzog von Orleans bin, und diese Herren hier, der Herzog von Montpensier und der Graf von Beaujolais, sind meine Brüder.“

Der Lieutenant sah den Redner groß an, der mit einer so unerwarteten Nachricht seiner Anmaßlichkeit ein Ziel setzte, und war nicht wenig erstaunt, im mexikanischen Meerbusen drei Prinzen aus einem so erlauchten Hause zu finden. Er sah indessen ein, daß er sofort die Meldung machen müsse.

Der Capitain ließ sogleich den Prinzen auf das Verbindlichste sagen, daß sie sich an seinem Bord der besten Aufnahme versichert halten könnten. Sie wurden nach der Fregatte gerudert. Der Fallstrick wurde vom Schiffe ungeschickt herabgeworfen, und der Herzog von Orleans fiel ins Wasser, schwimmend erreichte er die Fregatte.

Der Capitain war Lord Cochrane, Sohn des Grafen Dundonald, ein kühner und tüchtiger Seemann, der aber später (1814) wegen einiger zu kühnen Börsenspeculationen aus dem Parlament und dem Bath-Orden treten mußte, nachher aber Oberbefehlshaber der brasilianischen Seemacht und von Don Pedro zum Marquis von

Maranham ernannt wurde. Er benahm sich sehr freundlich gegen Ludwig Philipp und seine Brüder. Nachdem er die Absicht der Reise, die sie an Bord seiner Fregatte gebracht, erfahren hatte, sagte er: „Sie wollten also nach der Havanna; nun, ich werde Sie dahin bringen, ohne selbst zu landen. Diese Aufmerksamkeit bin ich Ihnen wenigstens schuldig für die Unannehmlichkeit, die ich Ihnen durch Unterbrechung der Fahrt verursacht habe.“

Am 31. März 1798 kamen die Prinzen nach der Havanna. Ihr erstes Bestreben war, eine Gelegenheit nach Spanien zu finden; allein es war keine vorhanden. Die spanischen Behörden auf Cuba, so wie die Einwohner von Havanna bezeigten den herzoglichen Brüdern alle Hochachtung und zeigten die größte Bereitwilligkeit, ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Der Militär-Befehlshaber bereitete ihnen Feste und Vergnügungen aller Art. Die Prinzessin von Santa Clara empfing sie mit zuvorkommender Artigkeit. Die westindische Lebensweise und Geselligkeit sagte den Prinzen recht gut zu, und Ludwig Philipp hätte sich wohl entschließen können, einen größeren Zeitraum des Exils hier zu verleben, wenn eine Aussicht vorhanden gewesen, ihm und seinen Brüdern eine ehrenvolle Stellung zu verschaffen. Die Behörden schienen sehr geneigt, dazu die Hand zu bieten, allein es war unumgänglich nothwendig, hiezu die Einwilligung des Madrider Cabinets einzuholen. Hier fanden sich nun vielfache Hindernisse, deren Ergebniß gegen die Prinzen ausfiel. Die schwankende Politik des Friedensfürsten hatte die Regierung zugänglich gemacht für die verschiedenartigsten Einflüsse. Damals nahm man besondere Rücksicht auf die Emigration. Ludwig der Achtzehnte sowohl, als der Graf von Artois, unterhielten an allen Höfen Agenten oder Briefwechsel. Sie wurden mehr oder weniger gut bedient, oft hintergangen, aber Ludwig der Achtzehnte namentlich war fast immer vollkommen gut unterrichtet von Allem, was vorging, folgte mit großer Aufmerksamkeit den Ereignissen, und hatte ein wachsames Auge auf alle Personen, die ihm wichtig waren, und von denen er annahm, daß sie in künftigen Ereignissen von Bedeutung werden könnten. Wir haben bereits berichtet, wie sehr das der Fall war

mit dem Herzog von Orleans. Ohne Zweifel war ihm die Entfernung der orleanischen Prinzen vom europäischen Festlande in manchen Beziehungen willkommen, allein er beruhigte sich keineswegs damit. Er erkannte sehr wohl, daß eben diese Entfernung sie noch gefährlicher machen könnte für die ältere Linie, denn dadurch hatten sie sich auf eine, jeden Verdacht beseitigende Weise von allen directen und indirecten Bestrebungen der Auswanderung getrennt und sich für alle Fälle eine Ausnahmsstellung gesichert. Ludwig der Achtzehnte hatte von England aus erfahren, daß, den amerikanischen Blättern zufolge, Ludwig Philipp und seine Brüder nach dem spanischen Amerika abgereist waren, und von Mitau aus, wo er seit dem 20. Mai 1798 seine wandernde Residenz hatte, wurde nach Madrid geschrieben, denn er erkannte in dem Schritt der Prinzen die Absicht, sich wieder mit den europäischen Verhältnissen in Verbindung zu setzen. Es wurde nicht in Madrid verlangt oder gewünscht, Verfolgungen gegen die Prinzen von Orleans hervorzurufen, wenigstens nicht sogleich. Man begnügte sich damit, auf ihren Aufenthalt in den spanischen Colonien aufmerksam zu machen, um zu sehen, welche Beachtung das spanische Kabinet dieser Anzeige schenken werde. Das war aber damals grade genug, denn es waren sehr bedenkliche Berichte eingelaufen über die Stimmung, die in der Havanna herrschte. Die spanische Regierung hatte daher mit großem Befremden die Ankunft der Prinzen von Orleans auf Cuba erfahren und schien keineswegs geneigt, anzunehmen, daß sie nur die Absicht hätten, nach Europa zu kommen, um ihre Mutter in Spanien zu besuchen. Da das Madrider Kabinet ohnedieß entschlossen war, die Erfüllung des letzteren Wunsches nicht zu gestatten, so ertheilte man am 21. Mai 1799 von Aranjuez aus einen Befehl, der beide Besorgnisse heben sollte, und die Prinzen von Cuba wie von Europa noch weiter entfernen. Es wurde nämlich dem General-Capitain von Cuba die bestimmte Weisung gegeben, die Anwesenheit der drei Prinzen von Orleans in der Havanna unter keinem Vorwande länger zu dulden, sondern sie sogleich nach Neu-Orleans zu verweisen, wohin sie sobald als möglich abgehen sollten. Die sofortige Nachachtung dieses Befehls wurde dem General-

Capitain zur strengsten Pflicht gemacht. Dabei erklärte die Regierung, für die Mittel zum Unterhalt der Prinzen keinerlei Sorge tragen zu wollen.

Wie freundlich gesinnt die Behörden und die Einwohner von der Havanna gegen die Prinzen auch waren, so war es doch ganz unmöglich, einen so bestimmten Befehl zu umgehen, und er mußte Ludwig Philipp und seinen Brüdern mitgetheilt werden, so wie auch die Nothwendigkeit, ihm Folge zu leisten. Diese, sich vollkommen bewußt, keinerlei Absichten zu hegen, die auf irgend eine Weise der spanischen Regierung nachtheilig seyn könnten, und schon seit längerer Zeit ohne alle Verbindung mit Europa, von der sie in Amerika nur Kunde bekamen durch die Zeitungen, oder durch die spärlichen Briefe ihrer Mutter und Schwester, welche nur persönliche und Familien-Angelegenheiten besprachen, waren mit Recht entrüstet über solche Verfolgungssucht einer Regierung, die sich nur fähig zeigte, auf so kleinliche Art eine Macht auszuüben gegen Flüchtlinge, deren Unglück ihr heilig seyn sollte. Zugleich aber beschlossen sie, sich dieser argwöhnischen und willkührlichen Gewalt zu entziehen, von der ihnen auch noch Gefahr für Person und Freiheit drohte. Man hat behauptet, und es scheint sich bestätigt zu haben, daß ein Flibustierhauptmann, Namens Durand, beauftragt war, Ludwig Philipp nach dem Leben zu trachten. Es gelang ihm nicht, sein Vorhaben auszuführen, aber ein Regierungs-Commissär überzeugte sich davon, daß Durand die Absicht hege, und versucht habe, sie auszuführen.

Vollständig ausgeschlossen von dem europäischen Festlande, wie Ludwig Philipp es nun war, gefährdet sogar in der neuen Welt, mußte er für sich und seine Brüder einen Zufluchtsort wählen, der dauerhaften Schutz und die Möglichkeit einer Wiedervereinigung mit ihrer Mutter in Aussicht stellte. Da die Herzogin von Orleans außerhalb der Macht des französischen Directoriums war, so stand in dieser Beziehung Nichts einer Rückkehr nach Europa im Wege. England allein, durch seine Insellage, wie durch seine Staatseinrichtungen, bot sich dar als das Land, in dem die Prinzen Schutz hoffen konnten gegen Verfolgung jeder Art, und in dem man ihnen darum nicht

die Aufnahme versagen werde, weil man sie den Bourbonen der ersten Linie zugestanden.

Allein, wenn man auch mit Grund auf englische Gastlichkeit rechnen konnte, so war es unter den obwaltenden Umständen keine leichte Aufgabe, dahin zu gelangen. Hatten nun die spanischen Behörden in der Havanna nicht umhin gekonnt, die von Madrid empfangenen Befehle auszuführen, so zeigten sie sich wenigstens bereit, den Prinzen eine Gelegenheit darzubieten, um sich der drückenden Lage, in welcher sie waren, zu entziehen. Ein spanischer Parlamentär wurde nach den englischen Bahamas gesendet. Mit diesem begab Ludwig Philipp sich dahin. Bald fanden sie dort auch Gelegenheit, weiter zu kommen. Ein Regierungsschiff nahm sie mit nach Halifax im brittischen Nordamerika. Hier war der Herzog von Kent, der vierte Sohn Georg des Dritten und Vater der jetzt regierenden Königin Victoria. Er empfing die Prinzen von Orleans auf die ehrenvollste Weise als Standesgenossen, denen man, weil sie unglücklich und verfolgt, um so mehr Rücksicht schuldig ist, denn das war ganz die Denkweise des edlen Kent. Hier also begann die Bekanntschaft Ludwig Philipps mit dem Herzog, die bei seinem späteren Aufenthalte in England sich zu einer genauen Freundschaft ausbildete. So freundschaftlich nun auch der englische Prinz ihn aufgenommen hatte, so war er doch in allen amtlichen Handlungen von der Regierung eben so abhängig wie jeder andere Beamte und konnte ihr als solcher keine Verantwortlichkeit zuschieben, die er, als Prinz, unbedenklich übernommen haben würde. Er hielt sich daher nicht für ermächtigt, den französischen Prinzen die Ueberfahrt nach England auf einem Schiffe der königlichen Marine zu gewähren; er glaubte hiezu eine besondere Erlaubniß der Regierung haben zu müssen. In so fern blieb also die Reise Ludwig Philipps nach Halifax erfolglos. Er ging daher mit einem Kauffahrteischiff nach New-York, und von dort mit dem englischen Packetboot nach Falmouth. Im Februar 1800 kamen die Prinzen von Orleans in London an.

Nach einer Abwesenheit von drei Jahren und fünf Monaten kehrte also Ludwig Philipp nach Europa zurück. Hatte er in der

Entfernung nur theilweise, und mit verspäteter Kenntniß der Einzelnheiten, der europäischen Politik folgen können, so war er an Prüfungen aller Art gereift, und stand nun in der Blüthe des Alters und der Erfahrung, die ihn befähigte, sich vollen Aufschluß zu geben über sich und die Welt. Es ist ein ganz eigenthümliches Vorkommen in dem Leben Ludwig Philipps, daß er mehreremal aus den Ereignissen herausgedrängt wurde, um in weitester Ferne von dem Herde der historischen Bewegung, in ganz fremdartigen Bestrebungen einen unabhängigen Standpunkt zu gewinnen, und dann stets wieder zu den politischen Verhältnissen zurückzukehren, in deren endlicher Entwickelung eine so hohe Bestimmung ihm vorbehalten war.

Werfen wir einen Blick auf das Schicksal Frankreichs und des Directoriums, das die Prinzen von Orleans aus Europa verdrängt, wie es sich unterdessen dargestellt hatte.

Als das Directorium am 26. October 1795 das Steuerruder des Revolutionsschiffes ergriffen, war es nahezu ein Wrak. Die erste Sitzung der fünf Statthalter der Volkssouveränetät, wie man sie wohl nennen kann, vergegenwärtigte sinnbildlich den Zustand des Landes, das sie regieren sollten. Im Kamin eines Kabinets vom Pallast Luxemburg brannte, wie Bailleul berichtet, ein spärliches Feuer von zertrümmertem Hausgeräthe, in dem sonst öden Zimmer stand ein Tisch mit einem zerbrochenen Fuße, auf dem einige Bogen Briefpapier lag, das man vom Hausverwalter geborgt, und auf ungleichen Strohsesseln saßen die Regenten, die aus dem Wohlfahrts-Ausschusse ein Dintenzeug gerettet, das sie sonst nicht in ihrem neuen Regierungsgebäude hätten auftreiben können. In Frankreich lag Alles im Argen. Die Revolution hatte ringsum Dinge und Verhältnisse verwüstet, alle Klassen durchwühlt, alle Zustände verschoben, der Assignatenschwindel den öffentlichen Credit vernichtet; der gemeine Mann, von der Arbeit entwöhnt, feierte in den Clubbs und auf den Marktplätzen in Erwartung öffentlicher Ereignisse, deren Ueberfülle ihn schon abgestumpft hatte. Auch mit den Armeen stand es mißlich. Pichegru, bei Heidelberg geschlagen, räumte Mannheim, hob die Belagerung von Mainz auf, und weithin war die Rheingrenze offen;

in der Vendée war der Aufstand ausgebrochen; die Nordwestgränze war von einer englischen Landung bedroht; die italienische Armee, an Allem Mangel leidend, erhielt sich nur mühsam und vertheidigungsweise. Die Directoren gingen indessen kühn und unaufhaltsam ans Werk, und es gelang ihnen, in kurzer Frist den Zustand nach Innen und Außen bedeutend zu heben. Die Revolution, umgestaltend in der Nationalversammlung, zerstörend und grausam im Convent, wurde unter der Fünfherrschaft der Directoren freisinnig — aufbauend.

Bonaparte trat an die Spitze der italienischen Armee, Moreau bekam die Rheinarmee, Jourdan das Heer an der Mosel, und Hoche den Oberbefehl der westlichen Meeresküste.

Das Directorium vereitelte zwei gegen seine Macht gerichtete Verschwörungen, die radical-republikanische von Baboeuf, und eine royalistische; beide hatten sich an die Truppen im Lager von Grenelle gewendet, beide waren von ihnen abgewiesen worden. Siegreich im Innern, wurde es das Directorium auch nach Außen, denn es hatte in seinem Dienst den leuchtenden Genius des Kriegs, der den Umsturz der bisherigen Weise, ihn zu führen, mit der Eroberung vom europäischen Festlande bezeichnete. Es gab in der Kriegskunst Bewegungen, Stellungen, die man für unmöglich, natürliche Hindernisse, die man für unübersteiglich hielt, und alle diese Unmöglichkeiten waren Grundzüge der taktischen Berechnungen. Bonaparte aber hatte berechnet, daß dieß Alles möglich sey, und entscheidend werden mußte, weil Niemand sich dessen versah. An der Spitze des italienischen Heeres, begann er im Thale von Savona die Reihe von Ueberraschungen, die ihn stets da erscheinen ließen, wo Niemand es vermuthete, die ihn immer das thun ließ, was Niemand erwartete. Er hatte die piemontesische und die östreichische Armee vor sich, und er beschloß, sie zu theilen. Nachdem er bei Montenotte das Centrum geschlagen, drang er in Piemont ein, bei Millesimo nöthigte er das sardinische Heer, sich von den Oestreichern zu trennen, schlug es bei Mondovi, und dictirte dem Könige von Sardinien den Frieden, in dem er Nizza und Savoyen verlor, die Festung Alessandria den Franzosen einräumte, und seine Festungen an der französischen Gränze demolirte. Darauf wandte er sich gegen die Oestreicher, ging bei Placenzia über den Po, bei

Lodi über die Adda, und bedrohte Mantua. Wurmser, der es befreien wollte, wurde geschlagen, und Bonaparte drang gegen Tyrol vor. Jourdan und Moreau waren über den Rhein gegangen bei Neuwied und Straßburg. Moreau war nach Ulm und Augsburg gekommen, und hätte sich mit dem durch Tyrol vordringenden Bonaparte vereinigen können, aber Jourdan auf seinem linken Flügel wurde vom Erzherzog Carl zurückgedrängt, und so mußte Moreau seinen berühmten Rückzug antreten. Bonaparte schlug Wurmser auf's Neue, Mantua, wohin er sich gerettet, mußte capituliren, Moreau und Hoche nahmen den Feldzugsplan in Deutschland wieder auf, und Oestreich schloß den Präliminarfrieden zu Leoben. Mailand mit Romagna, Bologna und Ferrara wurden cisalpinische Republik, Oestreich trat Belgien ab, erkannte die batavische, cisalpinische und ligurische Republik an, und in Venedig und Genua wurde eine demokratische Regierungsform eingeführt. Hoche beendigte den Aufstand in der Vendée mit eben so viel Klugheit als Kraft; er nahm z. B. den Leuten ihr Vieh weg, gab es ihnen aber wieder gegen Auslieferung ihrer Waffen. Die Wahlen im Mai 1797 gaben indessen den Royalisten neue Hoffnungen, Camille-Jordan wollte wieder die Priester vom Bürgereide entbunden wissen, der Clubb Clichy hob das Haupt, Ausgewanderte und nicht beeidete Priester kamen in Menge zurück. Gegen solche drohende Anzeichen ließ das Directorium Truppen kommen von der Mosel-Armee; im Rathe der Fünfhundert rief man laut gegen solche Verletzung der gesetzlichen Bestimmung, nach welcher in einem Umkreise von zwölf Lieues um Paris keine Truppen zusammengezogen werden durften, aber General Richepanse kümmerte sich nicht darum, und vertheilte seine Truppen in Versailles, Meudon und Vincennes. So reifte der 18. Fructidor heran, an dem das Directorium mit der Armee unter Augereau alle Bestrebungen ihrer Feinde vernichtete und sie mit der Deportation einer großen Anzahl der Hauptführer bestrafte. Es war die Blüthezeit der Directorialmacht. Der Friede von Campo-Formio fiel günstiger für Oestreich aus, das in Venedig, Istrien und Dalmatien Entschädigung erhielt, und im Congreß von Rastadt sollte der Friede mit dem deutschen Reich unterhandelt werden. Ein Friede mit Eng-

land wurde von Lord Malmesbury in Paris und dann in Lille unterhandelt, man meinte es aber nicht sehr aufrichtig auf beiden Seiten und wollte sich nur das Ansehen geben, das versucht zu haben, dessen Gelingen man nicht wünschte; England konnte die Vergrößerung der französischen Republik nicht zugeben und das Directorium brauchte Krieg und Siege für das Heer, worauf seine Macht sich stützte. Bonaparte war als Triumphator in Paris empfangen, und der Zug nach Egypten beschlossen worden, durch den das Directorium einen unabhängigen General entfernen, und Bonaparte Mehrer seines Ruhms bis zum überwältigenden Einfluß werden wollte. Am 19. Mai 1798 ging er von Toulon nach Afrika ab. Ein französisches Heer fiel in die Schweiz ein, Genf wurde eine französische Stadt, und die neue Ordnung der helvetischen Republik, der, nachdem General Duphot bei einem Aufruhr in Rom getödtet worden, bald die römische folgte, vermehrte die Garantie gleichartiger Staatsformen für die Directorial-Republik.

Die Maiwahlen 1798 gefährdeten das Directorium durch ihre starke ultra-demokratische Färbung. Es nahm daher seine Zuflucht zu der Untersuchungs-Commission vom 22. Floréal (Mai), welche die meisten Wahlen verwarf. Das Directorium bestand damals aus Rewbell, der wohl den Muth aber nicht die Weitsichtigkeit eines Staatsmannes hatte, Merlin (von Douai) und Treilhard, welche Carnot und Barthélemy ersetzt hatten, Lareveillère, dessen fire Idee der Cultus einer Vernunftreligion war, und Barras, der die Polizei führte und der Ceremonienmeister des Directoriums war, weßhalb die Salons in Luxemburg wimmelten von Spielern, galanten Frauen, Vergnüglingen und politischen Ränkemachern. Ein russisches Heer unter Suwarow und Korsakow rückte in Deutschland ein, als man eben in Rastadt über das linke Rheinufer unterhandelte. Eine Verbündung gegen Frankreich hatte sich gebildet, von der nur Preußen und Spanien ausgenommen war. Nachdem die republikanischen Gesandten Bonnier und Roberjot vor Rastadt von Szekler Husaren getödtet, Jean de Bry und der Gesandtschaftsschreiber Rosenstiel, ersterer verwundet, nur mit Mühe dem Morde entgangen waren, beschloß der gesetzgebende Körper den Krieg und erließ das Conscriptionsgesetz, das in

kurzer Zeit 200,000 Jünglinge dem Heere zur Verfügung stellte. Die Feindseligkeiten hatten bereits in Italien begonnen. Der König von Neapel war auf Rom marschirt, aber Championnet trieb ihn zurück, nahm Neapel nach einem blutigen Siege, und verkündete die parthenopäische Republik. Joubert besetzte Turin. Frankreich wurde angegriffen von Italien, der Schweiz, Deutschland und Holland aus. Die Oestreicher schlugen den republikanischen General Scherer zweimal am Etsch und vereinigten sich mit Suwarow, Moreau, der Scherers Stelle eingenommen, mußte, ebenfalls geschlagen, sich nach Genua werfen. Erzherzog Carl schlug Jourdan am Oberrhein, und der Herzog von York landete in Holland mit 40,000 Mann. Unter so bedrohlichen Verhältnissen kamen die Wahlen von 1799, welche republikanisch ausfielen im Sinne derer vom Jahre vorher. Das Directorium schwankte, es war vorauszusehen, daß die Tage dieses Systems gezählt waren; Rewbel war ausgetreten, Treilhard abgesetzt, Merlin von Douai und Lareveillère nahmen den Abschied, und die Regenten waren damals: Barras, Sieyes, Gohier, Roger-Ducos und Moulins. Barras glaubte an eine Restauration und unterhandelte heimlich mit Ludwig dem Achtzehnten durch David Monnier *; Sieyes wollte sein Verfassungswerk anbringen, und suchte einen General, durch den er die Unterstützung des Heeres erlangen könne. Zu Allem diesem kam noch die Vendée, wo der Aufruhr in den Chouannerien hell aufloderte. Nicht blos das Directorium, das neue Frankreich wäre verloren gewesen, wenn nicht schnelle Hülfe sich gezeigt hätte. Sie kam durch Massena und Brune. Massena bot den durch die Schweiz vordringenden Russen die Stirne bei Constanz und Zürich, und nöthigte Suwarow und Korsakow zum Rückzug. Brune schlug den Herzog von York bei Bergen in Holland, und zwang ihn zur Einschiffung. Joubert wurde bei Novi getödtet, aber Championnet vertheidigte nachdrücklich die italienische Gränze.

Ohnerachtet dieser Erfolge gegen das Ausland war die Stellung des Directoriums im Innern um Nichts gebessert, der Kampf zwischen den gemäßigten und den unbedingten Republikanern nur unver-

* Im Jahre 1819 widersprach er allerdings öffentlich dieser Behauptung.

söhnlicher geworden. Sieyes eiferte beim Erinnerungsfeste des 14. Juli auf dem Marsfelde gegen die Jacobiner, und ließ Bernadotte absetzen, weil er zur Réunion du Manège gehörte; Lucian Bonaparte erklärte in dem Rathe der Fünfhundert, daß Frankreich mit der Rückkehr der Schreckensherrschaft bedroht sey. Es war aber nicht Lucian, sondern Napoleon Bonaparte, der den Knoten dieser Verwickelung lösen sollte. Er war unterdessen bei Alexandrien gelandet, hatte in der denkwürdigen Pyramidenschlacht die Mameluken gesprengt, und war in Kahiro eingerückt, während Nelson bei Abukir die französische Flotte unter Brueys schlug, ihm den Rückzug und die Verbindung mit Frankreich abschnitt. Weltgestaltende Riesenpläne im Auge, rückte Bonaparte unaufhaltsam gen Asien. Aber vor Sanct Johann von Akre geboten Phelippeaux, sein Schulkamerad von Brienne, und Sidney-Smith dem modernen Kambyses Halt; vergebens stürmen die Franzosen drei und fünf Mal. Auch die Pest tritt in den Bund gegen Bonapartes tapfre Schaar, die er nach Kahiro zurückführen muß. Hier unterhandelt er mit dem englischen Admiral wegen Rückgabe von Gefangenen, und dieser sendet ihm die Frankfurter Zeitung vom 10. Juni 1799, die erste Nachricht aus Frankreich seit einem Jahre, und am folgenden Tage führt ihn Gantheaume auf der Fregatte Muiron gen Frankreich, wo er, wie durch ein Wunder den zahllosen feindlichen Kreuzern entkommend, am 9. October 1799 bei Frejus in der Provence landet — vierzehn Tage nach der Schlacht bei Zürich, neunzehn nach der bei Bergen.

Am 18. Brumaire (9. November 1799) war Bonaparte Befehlshaber der 17ten Militär-Division, am 10. trieben seine Grenadiere die fünfhundert Volksvertreter aus der Orangerie von St. Cloud, und es gab kein Directorium mehr. Aber Bonaparte wollte nicht als Kurfürst der Verfassung von Sieyes ein stiller und unverletzlicher Würdenträger der Regierung seyn, die in dem künstlichen Geflechte eines ideologischen Gleichgewichts ohne sein Zuthun verfahren sollte; verächtlich wies er das von sich mit folgenden Worten an Sieyes: „Bilden Sie sich ein, daß ein Mann von einigem Talent und mit etwas Ehre die Rolle eines Mastschweins für einige elende Millionen

übernehmen werde?“ Am 24. December 1799 erfolgte die Verfassung vom achten Jahre der Republik, und der erste Morgen des neuen Jahrhunderts begrüßte Bonaparte in den Tuilerien als ersten Consul. Das ehemalige Conventsmitglied Cambaceres und der ehemalige Gehülfe des Kanzlers Maupeon, Lebrun, waren Mitconsuln, Talleyrand war Minister des Aeußern und Fouché der Polizei.

Bonaparte hatte Friedensvorschläge gemacht, die nicht Gehör finden konnten, und er bereitete sich eben zum Kriege, als Ludwig Philipp nach Europa zurückgekommen war. Der Herzog fand also den Mann bereits an der Spitze Frankreichs, der für eine Reihe von Jahren alle Aussichten der Bourbons nicht allein, sondern mancher anderen Dynastie vereiteln sollte.

Der Graf von Artois war damals in London. Carl der Zehnte hatte immer seinen politischen Eigensinn, er konnte nie aus dem enggeschlossenen Kreise seiner Ideen herauskommen, keine Erfahrung änderte seine Ansicht, die unwandelbar dieselbe blieb. Dabei aber war er persönlich wohlwollend und nicht unversöhnlichen Sinnes. Als plötzlich sein Vetter Orleans, aus der neuen Welt unerwartet eingetroffen, in London erschien, so wirkten mehrere Gründe zusammen, um diese beide bourbonische Prinzen, die sich bisher so schroff gegenüber standen, einander näher zu bringen. Die orleanischen Prinzen mußten eine Aussöhnung mit dem älteren Zweige ihres Hauses wünschen, um nicht mehr auf einem feindseligen Fuße zu bleiben mit den europäischen Kabinetten, durch deren Hülfe allein sie für ihre Mutter und sich eine ungetrübte Zukunft erwarten konnten. Die bereits öfter angeführten Gründe für den älteren Zweig, um den Herzog von Orleans als Theilnehmer an ihren Planen zu gewinnen, bestanden noch. Als daher Ludwig Philipp und seine Brüder wünschten, den Grafen Artois zu besuchen, wurden sie, zwar mit allen Formen der Etikette von Versailles, aber wohlwollend und freundlich empfangen. „Der König wird erfreut seyn, Sie zu sehen,“ sagte er zum Herzog von Orleans, „vor Allem aber ist es nöthig, daß Sie ihm schreiben.“

Dieß Begehren war natürlich und Ludwig Philipp würde zuverläßig, auch ohne diese Aufforderung, es gethan haben, denn er war

unter allen Umständen dem Haupte seiner Familie diesen Schritt schuldig.

In seinem Brief an Ludwig den Achtzehnten sprach er einfach den Wunsch aus, die Gewogenheit des erlauchten Hauptes der bourbonschen Familie sich zu erwerben und zu erhalten, und bedauerte es, wenn Ereignisse der Vergangenheit irgend Mißstimmung erzeugt hätten. Er verläugnete seine Grundsätze nicht, es war kein Glaubensbekenntniß, keine zerknirschte Demuth, keine Selbstanklage in diesem Briefe. Das Alles aber hatte der Graf von Artois erwartet, er wollte eine Uebergabe auf Gnade oder Ungnade, ein Aufgeben aller Selbstständigkeit, und darum meinte er auch, der Herzog hätte seiner Fehler gedenken sollen. „Dann aber," war die Antwort, „hätte ich von den Fehlern sprechen müssen, die von uns Allen begangen worden, und das wäre nicht artig gewesen."

Ludwig der Achtzehnte jedoch erkannte vollkommen die Stellung des Herzogs von Orleans, und wenn er auch vielleicht eine unbedingtere Erklärung gewünscht haben mag, so sah er doch ein, daß er für jetzt sich mit dieser freiwilligen Annäherung begnügen konnte, und seine Antwort nahm das Dargebotene im vollen Sinne, ohne jedoch auf irgend eine Weise das Gefühl des Herzogs zu verletzen. Der Graf von Provence war vor den Generalstaaten constitutionell gesinnt gewesen, und hatte nicht vergessen, wie er damals schon von den unbedingt Königlichen verdächtigt worden, und welcher absurder Plane er beschuldigt wurde. Ludwig der Achtzehnte hatte in der That von der Zeit gelernt und konnte vergessen. Ohnedieß mußte ihm daran gelegen seyn, alle Bourbons vereinigt zu sehen in einem Augenblicke, wo die Ansprüche aller Mitglieder dieser Familie mehr als je gefährdet waren. Es ist erwiesen, daß Ludwig der Achtzehnte damals, und noch längere Zeit nachher, wirklich die täuschende Hoffnung hegte, Bonaparte könne bewogen werden, seine Macht zum Mittel einer Wiederherstellung des Königthums in Frankreich zu machen und sein Ehrgeiz könne befriedigt werden, etwa mit der Würde eines Connetable. Je mehr er aber in diesem Irrthum befangen war, je mehr mußte ihm daran gelegen seyn, daß das Zerwürfniß mit dem

Herzog von Orleans aufhöre. Dabei hörte er jedoch nicht auf, den Repräsentanten der zweiten Linie zu fürchten, wie wir bald Gelegenheit haben werden, es zu berichten.

Graf Artois hatte ohne Zweifel gewünscht, sein Bruder möchte die volle Aufnahme des Herzogs von Orleans in das Familienverhältniß, und die Anerkennung seines Titels, die nach dessen Aufhebung durch die republikanischen Gesetze vom Oberhaupte der Bourbons abhing, an eine unbedingte Unterwerfung unter überkönigliche Ideen knüpfen, und in diesem Falle hätte Graf Artois sich zum Vermittler aufgeworfen, und die Annahme einer Befehlshaberstelle im Condé'schen Heere wäre der Preis gewesen, um den er volle Versöhnung gewährleistet hätte. Durch des Königs Antwort war nun zwar dieser Weg abgeschnitten, Graf Artois gab aber darum keineswegs seinen Plan auf. Er war ohnedieß daran gewöhnt, in seinen Wiederherstellungsbestrebungen auf eigene Hand, und oft ganz gegen die seines Bruders zu verfahren. In Beziehung auf den Herzog von Orleans trafen indessen ihre Wünsche zusammen, denn Ludwig der Achtzehnte bemühte sich selbst, und ließ durch Höfe und Agenten dahin arbeiten, daß der Herzog sich bei der Waffenerhebung der Auswanderung gegen Frankreich betheilige; das allein hätte ihn beruhigt in Beziehung auf die künftige Stellung desjenigen Mitglieds seiner Blutsverwandtschaft, das er unbedenklich für das Fähigste hielt. Wir finden in den Denkwürdigkeiten von Fauche-Borel mehrere Schreiben von Ludwig dem Achtzehnten und vom Könige von Schweden, worin dieser schlaue und thätige Agent der Bourbons angewiesen wird, Alles aufzubieten, damit der Herzog von Orleans zur Annahme einer Befehlshaberstelle im Condé'schen Heere bewogen werde. Graf Artois drang ebenfalls in ihn, um sich dieser, wie er meinte, unerläßlichen Nothwendigkeit zu fügen. Ludwig Philipp aber hielt es für unerläßlich, unter allen Umständen mit der Auswanderung nicht gemeinschaftliche Sache zu machen. Nachdem daher der einleitende Schritt zum ferneren Aufenthalte in Europa durch Aussöhnung mit dem älteren Zweige geschehen war, beeilte er um so mehr die Ausführung des Planes, seine Mutter in Spanien zu besuchen, als er hierdurch am

besten dem lästigen Drängen entgehen könne. Er wendete sich darum an die englische Regierung, um durch ihre Hülfe eine Gelegenheit nach Spanien zu erlangen. Diese wurde auch gewährt durch die Erlaubniß für ihn und seine Brüder, auf einer königlichen Fregatte die Ueberfahrt nach den balearischen Inseln machen zu können.

Bonaparte hatte sein Heer über die Alpen geführt, und erschien den Oestreichern in Ober-Italien so unerwartet, als nur immer Jemand es kann, der von einer Seite herkommt, von welcher man es für unmöglich gehalten hatte, daß eine Armee kommen kann. Dessenungeachtet hatte der östreichische General Melas am 14. Juni 1800 bei Marengo das französische Heer zum Rückzug gebracht, als um zwei Uhr Nachmittags der so eben aus Egypten zurückgekehrte tapfere Desaix auf dem Schlachtfelde ankam, die Schlacht erneuert wurde, Desaix, der es mit dem Leben büßte, und Kellermann sie wieder gewannen, und damit den Grund legte zu Napoleons nachheriger Erhebung. In Folge der Zertrümmerung der östreichischen Macht in Italien mußte das condé'sche Heer sich nach Deutschland zurückziehen, wo es aufgelöst wurde, da die fremden Mächte nicht ferner die Auswanderung ganz unnützerweise besolden wollten.

Als aber Ludwig Philipp nach Mahon auf Minorca kam, hatte sich das Gerücht verbreitet und Glauben gefunden, daß die condésche Armee nach Minorca kommen, und sich mit der englischen vereinigen werde. Das Emigrantencorps war nur bis Udine gekommen, und hatte also gar nicht den Kriegsschauplatz erreicht, in Mahon aber vermuthete man, es würde einen italienischen Hafen zur Einschiffung suchen. Diese Gerüchte jedoch wurden wieder Veranlassung zu neuen Versuchen wegen Theilnahme an der Bewaffnung gegen Frankreich, die jedoch der Herzog und seine Brüder mit derselben Entschiedenheit, wie bisher, von sich wiesen.

Der noch immer fortdauernde Krieg zwischen England und Spanien machten es beinahe unmöglich, nach dem spanischen Festlande zu gelangen. Da lief eine neapolitanische Corvette die Rhede von Mahon an, und die Prinzen von Orleans erhielten Erlaubniß, mit diesem Schiffe nach Barcelona zu gehen. Dort jedoch verweigerte man

ihnen jeden Aufenthalt in Spanien. Die Regierung war noch eben so mißtrauisch gegen den Namen Orleans, als das Jahr vorher, wo jene Befehle gegen die Prinzen nach Cuba geschickt worden waren. Alle Vorstellungen, daß sie nur ihre Mutter besuchen wollten, die damals in Figuera war, halfen nicht, und der Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches so nahe, mußten sie alle Hoffnung aufgeben und nach Mahon zurückkehren, von wo sie wieder nach England gingen. Hier ließen sie sich nieder zu Twickenham in einer einfachen Wohnung. Ein Bedienter und eine Köchin aus dem Orte selbst machten ihren ganzen Hausstand aus.

War nun auch dieser Aufenthalt für Ludwig Philipp immer ein Exil, und als solches ein Unglück im Verhältniß zu der Thätigkeit und der Lage, in welcher er sich auf dem natürlichen Standpunkte seiner Geburt und seines erblichen Besitzthums bei anderen politischen Verhältnissen seines Vaterlandes befunden haben würde, so war die Muße in Twickenham doch eine glückliche zu nennen, denn Ludwig Philipp benutzte sie in unausgesetzter Selbstthätigkeit und mit um so größerem Eifer, als England mit seiner Geschichte und Staatseinrichtungen der Gegenstand war, den der Herzog erforschte: wie es sich der Anschauung darstellte, und wie es geworden war. Es konnte nicht leicht Jemand besser vorbereitet seyn auf dieses so anziehende, aber, wenn es in voller Tiefe und ganzem Umfange aufgefaßt werden soll, auch bedeutende Vorbildung voraussetzende Studium, als Ludwig Philipp. Außer den allgemeinen Kenntnissen, die eine solche Untersuchung überall bedingt, gehört namentlich in England mehr, als fast in jedem andern Lande, die Kenntniß der Landessprache dazu, um selbst nur oberflächlich das zu besehen, was auch gewöhnliche Reiseneugierde für unerläßlich hält. Um aber vollen Aufschluß über Wesen, Kern und Zusammenhang der Verhältnisse, Dinge und Menschen zu bekommen, muß der Fremde nicht blos Englisch lesen und verstehen, sondern auch sprechen, und zwar so sprechen können, daß ihn der Engländer leicht versteht; denn dieser ist eben nicht sehr dazu geneigt, die vermuthliche Meinung des Sprechers auf die Welt zu bringen, und zieht sich in solchen Fällen oft etwas kalt zurück,

wogegen er, wenn er sicher ist, ganz verstanden zu werden, wenn er merkt, daß er einen in Ausdruck und Einsicht Ebenbürtigen vor sich hat, willigen und vollen Bescheid ertheilt. So große Bedeutung Geburt und Rang auch in den Salons der fashionablen Welt haben, so entscheiden sie, ohne die eben angedeutete Fähigkeiten, im Bereiche der Geschäfte und des Studiums in England nur wenig. Ludwig Philipp sprach damals schon Englisch mit einer Fertigkeit, wie selten ein Fremder diese, in ihrer Ausdrucksweise sehr eigenthümliche Sprache sich zu eigen macht. Als er daher nach einem speziellen Studium der Gesetze, Finanzen, Verwaltung und Handelsindustrie Englands, das Land selbst, wie auch Schottland bereiste, alle öffentlichen Einrichtungen sowohl, wie auch die bewundernswürdigen Anlagen der Privatunternehmungen in allen Einzelnheiten besah, so erstaunte man über den Standpunkt, auf den er sich geschwungen hatte. Es ist vollkommen wahr und keine Schmeichelei, daß er sehr bald in der englischen Gesellschaft, die, wie man weiß, sehr unabhängig urtheilt, den Ruf eines ungewöhnlich kenntnißreichen und einsichtsvollen Mannes erwarb, den ohnedieß ein in allen Theilen musterhafter Lebenswandel empfahl. Wer Gelegenheit hat, in England Personen zu sprechen, die sich jener Zeiten genau erinnern, wird es überall bestätigt hören, daß der Herzog von Orleans sehr bald bewirkte, daß ein höchst günstiges Urtheil über ihn und seinen persönlichen Werth sich herausstellte, das auch in den Zeitungen Wiederhall fand. Das war aber damals um so beachtenswerther, weil sonst im ganzen Lande die öffentliche Meinung sich im höchsten Grade gegen die französische Revolution, wie sie sich seit dem Jahre 1792 gestaltet hatte, und alle dabei betheiligte Personen aussprach. Dabei ist nicht zu läugnen, daß besonders der Name Orleans, in Folge Egalités Theilnahme an der Katastrophe, in England damals keinen guten Klang hatte. Man war also keinesweges geneigt gewesen, ein Urtheil zum Vortheil der Prinzen voraus zu nehmen, und die Achtung, welche Ludwig Philipp sehr bald in England sich erwarb, war offenbar ein Ergebniß seiner persönlichen Eigenschaften. Bekannt ist es, wie sehr König Georg der Dritte die französische Revolution haßte, und selbst der Prinz von

Wales (Georg der Vierte), der ein persönlicher Umgangsfreund von Ludwig Philipps Vater während dessen Aufenthalt in England gewesen, war, obwohl er sich Fox, Sheridan und andern Oppositionsmitgliedern angeschlossen, keinesweges der Revolution günstig gesinnt, und je mehr er mit Egalité vertraut gewesen, je mehr entsetzte er sich über Alles, was in Frankreich seit dessen Rückkehr dort vorgefallen war; ja es scheint, daß dieser Umstand namentlich viel dazu beigetragen habe, den nachherigen Prinzregent von den Grundsätzen der Opposition abwendig zu machen. Am englischen Hofe war also keine günstige Stimmung für die Prinzen von Orleans, und die Zurückgezogenheit in Twickenham war daher, zwar keine gezwungene, aber doch eine von den Umständen eingegebene kluge Wahl Ludwig Philipps, wodurch er Zeit gewann, die Verhältnisse genauer kennen zu lernen, und selbst persönlich bekannt zu werden. Die vortheilhafte Meinung von den französischen Prinzen der zweiten Linie theilten auch die Minister, und die Regierung würdigte ihr Benehmen um so mehr, als sie sich überzeugte, daß Ludwig Philipp an keinen politischen Planen Theil nahm, während sie fortwährend in Anspruch genommen wurde von den sich oft widersprechenden Bestrebungen Ludwig des Achtzehnten und des Grafen von Artois, die bei jedem neuen politischen Vorgange auf dem Festlande Forderungen stellten oder Verwahrungen einlegten.

Während dieses zweiten Aufenthaltes Ludwig Philipps in England wurde er mit seinen Brüdern aufgefordert, an einer gemeinsamen Erklärung der Prinzen vom Hause Bourbon Theil zu nehmen.

Kaiser Paul hatte kurz vor seinem Tode der bourbon'schen Familie das Gastrecht in Rußland gekündigt, Ludwig der Achtzehnte hatte am 22. Januar 1801 Mitau in Kurland verlassen müssen, und war am 6. März in Warschau angekommen, wo er seitdem mit seiner Gemahlin und mit dem Herzog und der Herzogin von Angoulême lebte. Warschau gehörte damals zu dem preußischen Theile von Polen. Am 26. October 1803 hatte der Regierungspräsident Mayer Ludwig dem Achtzehnten, der dort unter dem Namen eines Grafen von Lille lebte, einen Vorschlag des ersten Consuls der französischen

Republik mitgetheilt, wonach ihm und den Prinzen der bourbon'schen Familie zugemuthet wurde, auf ihre Rechte in Frankreich Verzicht zu leisten zu Gunsten der französischen Republik in der Person Bonaparte's, ihres ersten Consuls. Gegen diese Verzichtleistung wollte Bonaparte, der seit dem 2. August 1802 lebenslänglicher Consul war, dem Oberhaupte der bourbon'schen Familie das erbliche Besitzthum von Lucca, Massa, Carrara und einem Theile von Toscana, oder auch die jonischen Inseln, nebst sechs Millionen Renten, deren Capital in der englischen Bank niedergelegt werden sollte, zusichern. Die ganze Sache war von der französischen Gesandtschaft in Berlin eingeleitet und durch den preußischen Minister Grafen Haugwitz dem Regierungspräsidenten in Warschau zur confidentiellen Mittheilung übertragen worden.

Ludwig der Achtzehnte wies diesen Vorschlag mit Entrüstung zurück, ohne auf eine Unterhandlung deßhalb einzugehen. Unmittelbar nach der Audienz des Präsidenten schrieb er folgende Antwort, welche sofort durch den Grafen Avaray diesem eingehändigt wurde:

„Ich verwechsle nicht Herrn Bonaparte mit seinen Vorgängern; ich schätze seinen Werth, seine kriegerische Tüchtigkeit; ich weiß ihm Dank für manche Verwaltungsmaßregel, denn was man meinem Volke Gutes erweist, wird mir immer theuer bleiben. Er täuscht sich indessen, wenn er glaubt, mich bewegen zu können, meine Rechte zu verhandeln, die er im Gegentheil, könnten sie jemals ein Gegenstand des Streites seyn, durch den gegenwärtigen Schritt selbst begründen würde."

„Mir ist unbekannt, was Gott über mich und meinen Stamm verhängen wird, aber ich kenne die Verpflichtungen, welche er mir auferlegte durch den Rang, in dem er mich geboren werden ließ. Als Christ werde ich bis zu meinem letzten Seufzer diesen Verpflichtungen nachkommen; als Sohn des heiligen Ludwigs werde ich, seinem Beispiel treu, auch in Fesseln mir Achtung zu verschaffen wissen; als Nachfolger Franz des Ersten will ich wenigstens gleich ihm sagen können: Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!"

Die Zustimmung des Herzogs von Angoulême wurde noch in

Warschau vor der Uebergabe dieser Erklärung beigefügt. Der König theilte sie auch seinem Bruder, dem Grafen Artois mit, und schloß seinen Brief mit folgenden Worten: „Ich zweifle nicht an Ihren Gesinnungen in Beziehung auf die uns zugemuthete schändliche Verhandlung, so wenig wie an denen des Herzogs von Berry und der übrigen Prinzen von unsrem Geblüt. Theilen Sie ihnen daher mit, was man von uns verlangt, damit Alle antworten, wie wir es gethan haben."

Demzufolge wurde in London eine feierliche Erklärung der in England anwesenden Prinzen von der bourbon'schen Familie aufgesetzt, welche so lautete:

„Durchdrungen von denselben Gesinnungen, welche unsern König und Herrn, Seine Majestät Ludwig den Achtzehnten, König von Frankreich und Navarra, so ruhmwürdig beseelt in seiner würdevollen Antwort auf den ihm gemachten Vorschlag, Selbst auf den Thron Frankreichs Verzicht zu leisten, und von allen Prinzen des Hauses Bourbon eine ähnliche Verzichtleistung ihrer unveräußerlichen Erbrechte auf denselben Thron zu verlangen, erklären wir:

„Daß unsre Anhänglichkeit an Ehre und Pflicht uns nie gestatten wird, über unsre Grundsätze und unsre Rechte zu verhandeln, und daß wir von ganzer Seele der Antwort unsers Königs beipflichten:

„Daß wir nach Seinem erlauchten Beispiel uns nie zu einem Schritte verstehen werden, der die Würde des Hauses Bourbon blosstellen oder verläugnen könnte, was es sich selbst, seinen Ahnen und seinen Nachkommen schuldig ist:

„Und daß ferner, wenn thatsächlich, obwohl gegen alles Recht, irgend ein Anderer, als unser legitimer König, durch Mißbrauch der Gewalt auf den Thron Frankreichs gelangen sollte, wir ungescheut und treu, wie die Ehre es erheischt, bis zum letzten Augenblicke ihn zur Rechenschaft fordern werden vor Gott, den Franzosen und unserm Degen."

Diese Erklärung war unterzeichnet vom Grafen Artois, den Herzögen: von Berry, Orleans, Montpensier, dem Grafen Beaujolais,

und dem Prinzen Condé. Der Herzog von Enghien bewohnte damals schon Ettenheim in Baden, von wo aus er später seinen Beitritt zu dieser Erklärung einsandte.

Durch Mitunterzeichnung dieser Erklärung beurkundete sich in Ludwig Philipps politischen Gesinnungen keine Aenderung, als daß er nicht republikanisch war. Wie wir es bereits gesagt, hatte er das schon in der Schweiz, zehn Jahre vorher, ausgesprochen. Er war allerdings Bürger, aber auch General der Republik gewesen, und letzteres war vielleicht der beste und sicherste Weg, um sehr bald zu der Ueberzeugung zu kommen, daß, wie die republikanische Regierungsform an und für sich die schwierigste und mißlichste, sie sich überdieß am wenigsten für Frankreich eignet. Seine Kenntniß von Nordamerika konnte diese Ueberzeugung nicht wankend machen, denn er mußte erkannt haben, daß dort, damals wie jetzt, ein Ausnahmsverhältniß obwaltet, das durchaus keine Anwendung auf die Zustände der alteuropäischen Gesellschaft zuläßt. Daß die Schweiz Republik geblieben ist, beruht eben auf der Neutralität, auf der politischen Machtlosigkeit nach Außen, und diese wird, gelegentlich verletzt, nur aufrecht erhalten durch die Eifersucht der Staaten, denen die politische Unmacht des helvetischen Bundes gelegener ist, als das Ungemach und die Zerwürfnisse einer Theilung, oder die Herstellung eines monarchischen Throns, der bei politischen Wechselfällen nicht so leicht theilnahmlos bleiben kann. Immer aber dürfen wir annehmen, daß die persönliche Bekanntschaft der Municipalrepubliken in der Schweiz schwerlich in einem staatsmännischen Bewußtseyn die Ansicht hervorrufen wird, daß diese Regierungsweise irgend einem Lande oder Volke zu empfehlen sey, wo sie nicht besteht; die Schweizer haben durch Jahrhundert lange Uebung es dahin gebracht, daß sie an dieser Staatsform nicht völlig zu Grunde gehen, aber die Beschwerlichkeit und Plage, die sie bestehen müssen, um dieses negative Ergebniß zu erhalten, ist gewiß nicht einladend, abgesehen davon, daß der Wechsel und die häufige Erschütterung des bestehenden Zustandes die Lebensverhältnisse eines größeren Staates nothwendig zerrütten und schwächen müßten.

Wir glauben daher, daß man diese Aenderung in Ludwig Philipps Gesinnungen, die ohnedieß nur eine vorübergehende Jugendansicht verbesserte, mit Recht als einen Fortschritt bezeichnen kann. Diese Meinung werden sogar manche Bürger von Republiken theilen, und sie wird nur Gegner finden an Solchen, die entweder aufrichtig republikanisch gesinnt sind, weil sie die Menschen sehen, wie sie seyn könnten, aber nicht wie sie sind, oder die als politische Parteigänger die Republik nur wollen als Negation eines andern von ihnen angefeindeten Zustandes.

Die Ansicht, daß in Frankreich eine Monarchie sich gestalten werde, hatte sich eigentlich schon verwirklicht, denn der erste Consul regierte thatsächlich mit monarchischer Gewalt, und einige Monate nach der Unterzeichnung der eben gegebenen Verwahrung war Frankreich ein Kaiserthum mit der napoleonischen Dynastie, die nicht lange zu warten hatte auf die Anerkennung fast aller europäischen Kabinete. Sehr natürlich war es, daß der Herzog von Orleans sich der älteren Linie anschloß in ihren Protestationen, welche diese Thronbesteigung als eine Usurpation betrachteten. Ganz gewiß begriffen Ludwig Philipp und Ludwig der Achtzehnte, die einzigen Bourbons, welche die Franzosen vollkommen kannten, sehr wohl das Uebergewicht Napoleons, sie wußten auch ganz gut, daß ihre Landsleute dem Heerführer, dessen Genie ihre Waffen mit Ruhm bedeckt hatte, anhänglich seyn mußten; allein, abgesehen davon, daß Ludwig Philipp nach seiner Versöhnung mit der ersten Linie nicht umhin konnte, den allgemeinen Maßregeln der Bourbonen beizutreten, so kam er auch dadurch keineswegs in Widerspruch mit seinen politischen Ansichten, die immer constitutionell waren. Nun aber war es damals schon ganz klar, daß Napoleon nur mit einer Kriegsherrschaft regieren könne; die ganze Consularregierung war dictatorischer Natur, vollends seitdem er das Consulat auf Lebenszeit bekommen. Indem also Ludwig Philipp, als Prinz von bourbonischem Blute, sich jenen Protestationen anschloß, blieb er doch den constitutionellen Ansichten treu. Diese Meinung wurde durch die Ereignisse im Jahre 1804 vollkommen gerechtfertigt.

Der Herzog von Enghien, Sohn des Herzogs von Bourbon,

Enkel des Prinzen von Condé, lebte in Ettenheim im Badischen in vollkommener Zurückgezogenheit mit der Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort, die in Geheim ehelich mit ihm verbunden war. Am 14. März 1804 ließ General-Ordenner von Straßburg aus, auf Napoleons Befehl, durch eine Escadron Gend'armen den Herzog in Ettenheim aufheben, und am 21sten wurde er in Vincennes erschossen. Dieser Mord — denn der unbedingteste Bewunderer von Napoleons Genie und Größe kann keinen andern Ausdruck dafür finden — war eben so grausam als überflüssig, und Talleyrand hatte wohl Recht, wenn er sagte: „es ist mehr, als ein Verbrechen, es ist ein Fehler." Die Ermordung Enghiens ist ein Rostfleck an dem hellschimmernden Ruhmesschilde Napoleons, den, wie der Blutfleck an Lady Macbeth's Hand „der Geschichte Wohlgerüche alle" nicht wegwaschen. Napoleon hatte an demselben Tage Staatsrathssitzung gehalten, und sagte nachher zu Cambaceres: „Der Tod des Herzogs von Enghien scheint Ihnen grausam, sogar wohl unnütz und unpolitisch, aber ich habe ihn für nothwendig befunden; er wird mich befreien von den unaufhörlichen Zumuthungen, den Thron, den ich besteigen will, zurückgegeben; mit einem Worte, es ist mein Siegel, das ich Europa aufdrücke!" Es war aber das Siegel des Danton'schen Terrorismus, das Napoleon seinem Andenken aufgedrückt hat. Von diesem Augenblicke an mußte jeder Prinz vom Hause Bourbon, und Ludwig Philipp natürlich auch, Napoleon als den persönlichen und blutigen Feind seines Stamms betrachten.

König Gustav der Vierte von Schweden und Kaiser Alexander waren die einzigen Souveraine, die sich über das am Herzog von Enghien begangene Verbrechen offiziell aussprachen. Gustav sandte den schwarzen Adlerorden dem Könige von Preußen, Ludwig der Achtzehnte das goldene Vließ dem Könige Carl dem Vierten von Spanien zurück, beide aus dem offen ausgesprochenen Grunde, weil sie nicht Ordensbrüder mit dem Mörder des Herzogs von Enghien seyn wollten. So wenig solche Aeußerungen den Gang des gewaltigen Napoleon aufhalten konnten, und so unmächtig sie in dieser Beziehung seyn mochten, so waren sie damals die einzigen Mittel,

welche den genannten Königen zu Gebote standen, um ihre Entrüstung an den Tag zu legen.

Ludwig der Achtzehnte protestirte ebenfalls gegen Napoleons Thronbesteigung, ohne daß jedoch diese Erklärung von den Prinzen seines Hauses mit unterzeichnet wurde. Als aber Ludwig der Achtzehnte von Rom aus erfuhr, daß Napoleons Krönung durch den Pabst in Paris vollzogen werden sollte — wie es auch am 2. December 1804 geschah — beschloß er, nochmals eine feierliche Verwahrung der Rechte des Hauses Bourbon zu veröffentlichen, und zwar im Verein mit den Prinzen seines Hauses. Er forderte daher den Grafen Artois, den Herzog von Orleans, den Prinzen Condé und den Herzog von Bourbon auf, sich zu ihm zu begeben. Er hatte ohnedieß von seinem Bruder aus England die Anzeige bekommen, daß eine Verbindung zwischen England und Rußland sich vorbereite, und daß Monsieur eine Mittheilung vom englischen Kabinet erhalten habe in Beziehung auf die Familie Bourbon, die er dem König jedoch nur mündlich melden könne. Ludwig der Achtzehnte zeigte daher dem Berliner Kabinet an, daß er seinen Bruder zu sich nach Warschau entboten habe. Von Berlin aus erhielt er jedoch die Antwort, daß Napoleon die Anwesenheit des Grafen Artois auf preußischem Territorium nicht dulden wolle. Er bestimmte demzufolge Grodno in russisch Litthauen zum Orte der Zusammenkunft, und hielt sich, ohne Zweifel mit Recht, selbst nicht mehr für sicher in Warschau, das er Ende Juli verließ. In Grodno wartete er vergebens auf die Ankunft seines Bruders, von dem jedoch die Nachricht eintraf, daß er erst im September England verlassen könne. Ludwig der Achtzehnte ging daher über Riga nach Kalmar in Schweden, wo er am 5. October ankam. Graf Artois traf endlich ein, und bestätigte, daß an einer Allianz zwischen England, Rußland und Oestreich gearbeitet werde, und daß man wünsche, die Könige von Neapel und von Schweden dafür zu gewinnen. Zugleich aber überbrachte Monsieur einen Vorschlag des englischen Kabinets. Dieses nämlich wünschte die Entfernung der französischen Bourbons von Europa. Zu dem Ende wollte man Ludwig dem Achtzehnten die Insel Martinique abtreten, unter

der Bedingung, daß er mit seiner ganzen Familie sich dort so lange aufhalte, bis etwa eine Aenderung der politischen Verhältnisse auf dem Festlande die Rückkehr der Bourbons nach Frankreich begünstigen sollte. Die englische Regierung wollte offenbar freie Hand haben für alle Wechselfälle, wie sie sich in der Politik darbieten könnten, und keinesweges eine Verpflichtung übernehmen für die Wiedereinsetzung einer Dynastie in Frankreich, wie denn überhaupt ein englisches Ministerium stets den materiellen Volksinteressen jede andere Rücksicht hintansetzen muß.

Der Herzog von Orleans und der Prinz Condé hatten den Graf Artois nicht nach dem Festlande begleitet. Ludwig der Achtzehnte konnte nun wohl unter keinem Umstande daran zweifeln, daß Condé ihm treu ergeben war, und zwar ganz in dem unbedingten Sinne, wie er es verlangte; er nahm daher gerne an, daß nur die Unmöglichkeit ihn daran verhindert habe, seinen Befehlen nachzukommen. Dagegen sah er das Ausbleiben des Herzogs von Orleans nicht ohne Verdacht an, und glaubte darin den Beweis zu finden, daß der Prinz Versuchen, ihn von der älteren Linie zu trennen, Gehör gebe. Das war indessen keinesweges der Fall. Man sagt, daß ein Mitglied des englischen Ministeriums einige Tage nach der Abreise des Grafen Artois von England, gegen Ludwig Philipp äußerte in Beziehung auf seine Weigerung, nach dem Festlande zu gehen: „Sie haben sehr wohl gethan; unsre Regierung hätte Sie auf keinen Fall nach dem Festlande gehen lassen.“ Der Vorschlag wegen Martinique zeigt deutlich genug, daß das englische Ministerium wünschte, der beständigen Pläne, Erinnerungen, Aufforderungen, Verwahrungen überhoben zu seyn, mit denen die schreibselige Ungeduld Ludwig des Achtzehnten, und die ränkesüchtige Umgebung des Grafen Artois es überschwemmten; wozu noch kam, daß das Hofgesinde dieser beiden Prinzen häufig gegen einander intriguirte und damit den die Bourbons beschützenden Höfen zu unsäglicher Last war. Dieß Alles war Ludwig Philipp zur Genüge bekannt, und man kann ihm wohl nicht verdenken, wenn er in solchen kläglichen Bestrebungen keine Rolle übernehmen wollte, um so mehr, als er wußte, daß man ihm eine seinen Wünschen

entsprechende Sendung, hätte man über eine solche zu verfügen gehabt, nicht zugetheilt haben würde. Das zeigte sich später auf das Bestimmteste. Ohnedieß mußte Ludwig Philipp Kenntniß haben von der Ansicht des englischen Kabinets in Beziehung auf die bourbonschen Prinzen, deren Unternehmungen es nie begünstigte. Nun war aber damals England das einzige Land in Europa, in dem der Herzog für sich und seine Brüder auf sichern Schutz rechnen konnte; es wäre daher sehr thöricht gewesen, diesen zu gefährden wegen einer ganz unnützen Reise; das wäre sie in der That gewesen, sowohl für die Familiensache, als für Ludwig Philipp selbst. Diese Gründe waren ohne Zweifel hinreichend, um ihn in England zurückzuhalten.

Nach der Zusammenkunft in Schweden ging Ludwig der Achtzehnte nach Riga und von da nach Mitau, wo er sich bis zum Jahre 1807 aufhielt. Graf Artois kehrte wieder nach England zurück.

Am 26. März 1805 war Napoleon im Mailänder Dom zum König von Italien gekrönt worden, hatte seinen Stiefsohn Eugen als Vicekönig eingesetzt, Frankreich mit den drei Departements von Genua, Montenotte und den Apenninen vermehrt, und aus Lucca das Fürstenthum Piombino für seine Schwester Elisa Bacciochi gebildet. Unterdessen war die oben angedeutete Allianz zu Stande gekommen. Am 1. October geht Napoleon über den Rhein, nimmt Ulm am 20., Wien am 13. November, und steht am 2. December den Oestreichern und Russen bei Austerlitz gegenüber, wo der neue Kaiser aus eigener Machtvollkommenheit die beiden Kaiser von Gottes Gnaden auf's Haupt schlägt und den Grundstein legt zu den dynastischen Lehenreichen, womit er sein Kaiserthum umgürtet. Der König von Neapel hatte gegen den Vertrag mit Frankreich ein Corps von 12,000 Mann von alliirten Truppen aufgenommen; am 27. December 1805 decretirte Napoleon von Schönbrunn aus: „Der König von Neapel hat aufgehört zu regieren!“ Am 25. Januar 1806 flüchtete die königliche Familie nach Palermo, am 30. März ernannte Napoleon seinen Bruder Joseph zum König beider Sicilien, dann Ludwig zum König von Holland, Murat zum Großherzog von Berg, Berthier zum Fürst von Neufchatel, Talleyrand zum Fürsten von Benevent,

und Dalmatien, Istrien, Friaul, Cadore, Conegliano, Belluno, Treviso, Feltre, Bassano, Vicenza, Padua und Rovigo wurden Herzogthümer seiner Getreuen. Außerdem wurden durch den Frieden zu Preßburg Bayern und Württemberg zu Königreichen erhoben, und durch die im Januar 1806 erfolgte Vermählung Eugens mit einer Prinzessin von Bayern begann die Familienverbindung des neuen Kaiserthums mit den alten europäischen Dynastien. Der Friede von Preßburg hatte kein Jahr gedauert, als Preußen und Rußland feindliche Vorbereitungen gegen das neufränkische Kaiserthum machten. Wie gewöhnlich kommt Napoleon der Vereinigung seiner Feinde zuvor und tritt auf einmal in Sachsen auf. In sieben Tagen ist der Feldzug am 14. October 1806 mit der Schlacht bei Jena und Auerstädt beendigt, und am 25. rückt die französische Armee in Berlin ein. Hier beging Napoleon ohne Zweifel einen Fehler mit dem Decret über die Continentalsperre vom 21. November. Er wollte England vernichten und schadete ihm nur augenblicklich, während er dem Festlande den gehässigsten Druck auferlegte, gleich lästig für Verbündete wie für Unterjochte, und den Völkerhaß erregte, dem er nachher unterlag. Nun wandte er sich gegen die Russen. Die Franzosen rücken in Warschau ein, wo Napoleon in einem unabhängigen Polen eine Vorhut gegen Rußland bildete. Die fast achttägige Schlacht, die bei Eylau den 8. Februar 1807 endigte, hätte Napoleon verderblich werden können, wenn Benningsen die errungenen Vortheile sogleich benützt und an General Lestocq Verstärkung gesendet hätte; unentschieden, wie sie blieb, hinderte sie doch die Franzosen vorläufig am weiteren Vorrücken. Allein am 26. Mai wurde Danzig genommen, Napoleon rückte vor, warf die Russen in mehreren Gefechten, und am 14. Juni vernichtete er ihr Heer bei Friedland. Am 25. Juni fand die Zusammenkunft der beiden Kaiser, Napoleon und Alexander, auf dem Niemen statt, und am 9. Juli 1807 wurde der Friede zu Tilsit unterschrieben. Die Königreiche Sachsen und Westphalen wurden errichtet, und Alexander und Friedrich Wilhelm mußten die napoleonischen Könige Joseph, Ludwig und Jerome anerkennen. Am 27. October 1807 decretirte Napoleon: „das Haus Braganza habe auf-

gehört zu regieren," im November waren die Franzosen in Lissabon, und die Einleitung zur Bewältigung Spaniens war getroffen.

Während dieser Ereignisse, die überhaupt wichtig für das Haus Bourbon, das nun bald vollends in allen seinen Zweigen vom Festland verdrängt wurde, deren Endergebniß aber bald auch Ludwig Philipp persönlich berühren sollte, waren die Prinzen von Orleans in England, abwechselnd auf Reisen oder in London, meist aber in Twickenham. Ein herber Doppelverlust stand Ludwig Philipp bevor. Schon seit den letzten Jahren kränkelte der Herzog von Montpensier, ein Brustübel zeigte sich, und artete in unheilbare Schwindsucht aus. Alle Kunst der Aerzte, alle brüderliche Sorgfalt und Pflege konnten der Entwickelung der Krankheit keine Schranken setzen. Der Herzog von Montpensier starb am 18. Mai 1807 in den Armen seiner Brüder. Was Ludwig Philipps Kummer um seinen geliebten Bruder noch schmerzlich vermehren mußte, war die Ueberzeugung, daß Graf Beaujolais von demselben Uebel befallen sey, und zwar unter Anzeichen, die damals schon Besorgnisse erregen mußten; sie zeigten sich nur zu bald als wohl begründet. Der Herzog von Montpensier, der zwei Monate vor seinem 32 Jahre gestorben war, wurde in der Westminster-Abtei begraben. Bei seiner letzten Reise nach England, im Jahre 1829, hat Ludwig Philipp seinem Bruder ein Grabmal mit einer Inschrift in der Abtei gesetzt. *

Der Friede von Tilsit und seine Folgen hatten fast das ganze europäische Festland Napoleon unterworfen, nur Schweden war noch davon ausgenommen. Nachdem Napoleons Einfluß sich nun auch bis nach Rußland erstreckte, beschloß Ludwig der Achtzehnte es zu verlassen. Er bekam zwar von der königlichen Familie Englands, namentlich von der Königin und vom Prinzen von Wales heimlich die Versicherung, daß sie ihn gerne in England aufnehmen würden; da aber die Anwesenheit eines Kronpretendenten einen politischen Charakter haben mußte, so war es nöthig, die Meinung des englischen Ministeriums zu vernehmen, und dieses hatte sich noch nicht erklärt,

* S. Beilage.

weil keine offizielle Vorfrage gemacht war. Unterdessen ging Ludwig der Achtzehnte mit dem Herzog von Angoulème im October 1807 von Riga nach Gothenburg, wo Gustav der Vierte die schwedische Fregatte Freya zu seiner Verfügung stellte, auf welcher er sich nach England einschiffte.

Die englischen Consuln in Riga und Gothenburg hatten die Reise des Königs nach England gemeldet, wo das Kabinet das Schloß Holyrood bei Edinburg zur Aufnahme bereiten, und in allen Häfen die Anzeige machen ließ, daß der Graf von Lille, ohne zu landen, nach Leith segeln möge, um sich von da nach Edinburg zu begeben. Ludwig der Achtzehnte bekam erst Kunde von diesem Beschlusse, als die Freya im Hafen von Yarmouth vor Anker ging. Er protestirte, und wollte als König von Frankreich in London mit der Regierung unterhandeln, oder nach Rußland zurückkehren. Der nach London abgegangene Staatsbote brachte folgende Antwort, die hier von Wichtigkeit ist, weil sie zeigt, wie das englische Kabinet damals in Beziehung auf die Bourbons gesinnt war, und welches Benehmen es einhalten wollte; es wollte eben für alle mögliche Fälle freie Hand behalten. Die Antwort lautete so:

„Wenn das Haupt der bourbon'schen Familie sich dazu versteht, auf eine, seiner gegenwärtigen Lage entsprechende Weise unter uns zu leben, so soll es einen ehrenvollen und sichern Zufluchtsort finden. Der Krieg jedoch, in dem wir begriffen, erheischt so unerläßlich die einstimmige Gutheißung des englischen Volks, daß wir die Verantwortlichkeit einer voreiligen Bestimmung nicht übernehmen können. Die fast vollständige Unterwerfung des europäischen Festlandes bestätigt gewissermaßen die Ordnung der Dinge, welche jetzt in Frankreich obwaltet, und fordert zu einer voraussichtigen und zurückhaltenden Politik auf. Durch Anerkennung Ludwig des Achtzehnten würden wir zu der Beschuldigung Veranlassung geben, daß die Regierung fremdartige Interessen in einen Krieg mische, dessen Charakter rein brittisch bleiben muß.“

Das englische Ministerium nahm damals also dieselbe Stellung, wie später bei der zweiten Restauration in dem Memorandum, womit

Lord Castlereagh die Auswechslung des Vertrags der verbündeten Mächte vom 25. März 1815 begleitete, und worin er für die englische Regierung die Verpflichtung zurückwies: „den Krieg fortzusetzen, um Frankreich eine bestimmte Regierung aufzunöthigen.“ Die Bedenklichkeiten gegen Uebernahme einer solchen Verpflichtung waren im Jahre 1807 noch erheblicher.

Ludwig der Achtzehnte, der sehr gut wußte, daß er nicht mit Sicherheit nach Rußland zurückkehren konnte, mußte sich nothgedrungen den in obiger Note gestellten Bedingungen fügen. Man bestand indessen nicht auf seine Niederlassung in Schottland, sondern gestattete ihm, in Yarmouth ans Land zu gehen. Der Hauptgrund, warum er nicht nach Holyrood gehen wollte, war der, daß dort seine Umgebung mit der seines Bruders vermischt worden wäre, und letztere gefiel Ludwig dem Achtzehnten nicht; dieser Widerwille gegen die Cabale Polignac, wie er sie nannte, dauerte unverändert bis zum Tode des Königs, und man muß gestehen, daß die nachfolgenden Ereignisse ihn nur zu sehr gerechtfertigt haben. Das englische Kabinet stellte der Wahl eines andern Aufenthalts kein Hinderniß entgegen, nur bedingte man dafür eine gewisse Entfernung von London.

Sobald es in London bekannt geworden war, daß Ludwig der Achtzehnte in Yarmouth sey, eilten die in England anwesenden Prinzen seines Hauses, sich ihm vorzustellen. Ludwig Philipp und Graf Beaujolais, der Prinz Condé und sein Sohn, der Herzog von Bourbon, Vater des Herzogs von Enghien, begleiteten den Grafen Artois nach Yarmouth, wo sie den König und den Herzog von Angoulême begrüßten. Die Königin und die Herzogin von Angoulême waren vorläufig in Rußland zurückgeblieben. Der König empfing die Prinzen sehr freundlich, und keine Mißstimmung störte diese Zusammenkunft.

Der Marquis von Buckingham stellte Ludwig dem Achtzehnten sein prachtvolles Schloß Goldfield-Hall in der Grafschaft Essex zur Verfügung, und der König nahm dankbar diese großmüthige Gastfreundschaft an.

Schon vor Ankunft Ludwig des Achtzehnten in England hatte sich beim Grafen Beaujolais die Schwindsucht ausgesprochen. Gleich

darauf aber verschlimmerte sich sein Zustand so, daß von dem beginnenden Winter im englischen Klima Alles zu befürchten stand. Die Aerzte riethen, Rettung zu suchen unter einem milderen Himmel. Man schlug Madeira und Malta vor, als die einzigen Orte, wohin der Prinz sich unter den damaligen Verhältnissen des Festlandes begeben, und eine Erleichterung seines Zustandes erwarten könne. Graf Beaujolais wollte indessen die Reise durchaus nicht zugeben.

„Ich fühle, daß ich enden werde, wie Montpensier,“ äußerte er gegen Ludwig Philipp: „warum soll ich ein entlegenes Grab suchen, und auf den Trost verzichten, hier zu sterben, wo wir endlich Ruhe gefunden haben? Ich will auf dem gastlichen Boden Englands bleiber: hier kann ich wenigstens in Deinen Armen sterben und neben einem Bruder ruhen.“

Der Herzog von Orleans gab indessen nicht nach in seinen Vorstellungen; obwohl er selbst kaum Hoffnung für seinen Bruder hatte, wollte er doch jeden Versuch machen, und die erste Bedingung für die Möglichkeit einer Besserung war unter allen Umständen die Entfernung von dem, solchen Krankheitszuständen so feindlichen englischen Klima.

„Wenn Du mit mir gehst — denn es wäre mir unmöglich, mich noch einmal von Dir zu trennen“ — mit diesen Worten willigte Graf Beaujolais endlich ein.

Ludwig Philipp würde sich unter keinen Umständen von seinem Bruder getrennt haben, und traf sogleich Anstalten zur Abreise. Bald waren die Prinzen unterwegs und kamen in den ersten Tagen des Jahres 1808 nach Malta. Diese Felseninsel ist indessen den Winden sehr ausgesetzt, und hat im Winter eine trockene, scharfe Luft, lauter Umstände, welche für Brustkranke sehr nachtheilig sind. Die englischen Aerzte auf Malta erklärten den ferneren Aufenthalt auf der Insel für gefährlich für den Prinzen; sie hatten aber schon erkannt, daß überhaupt keine Hoffnung vorhanden sey, ihn zu retten. Madeira wäre zuverläßig viel zuträglicher für den Grafen gewesen. Da indessen keine Aussicht vorhanden war, sobald dahin gelangen zu können, so wandte der Herzog von Orleans sich schriftlich an den

bourbon'schen Hof von Neapel. Ferdinand der Vierte, König beider Sicilien, hatte damals nur die Insel Sicilien, wo er, von den Engländern geschützt, mit seinem Hofe in Palermo residirte. Die Königin, eine Schwester von Marie Antoinette, hatte einen großen Einfluß, und Ludwig Philipp konnte überhaupt bei diesem Zweige der bourbon'schen Familie eine sehr gereizte Stimmung gegen jeden Namen, welcher in der Revolution nicht unbedingt für die Versailler Ansicht gewesen, voraussetzen, und hielt es daher für unumgänglich nothwendig, die Erlaubniß zu einem Aufenthalte auf Sicilien mit seinem kranken Bruder zu erbitten, ehe er mit ihm die Reise dorthin antrat. Er setzte in seinem Schreiben die Verhältnisse auseinander, und wünschte, daß der König ihm gestatten möge, in den Umgebungen des Aetna die Heilung des Grafen Beaujolais abzuwarten.

Allein, ehe eine Antwort auf dieses Schreiben von Sicilien eintraf, nahte schon das Ende des Prinzen. Die Krankheit ging schnell in das letzte Stadium über, und man sah, daß die Auflösung jeden Augenblick eintreten konnte. Der Prinz behielt bis zum letzten Augenblicke die volle Besinnung und ging dem verhängnißvollen Augenblicke entgegen mit christlichem Muthe, und mit der Ruhe des Gewissens, die ein, so weit es in menschlicher Macht liegt, vorwurffreies Leben gewährt. Er nahm Abschied von seinem Bruder, dankte ihm in den rührendsten Ausdrücken für die Liebe und Aufopferung, die er ihm und seinem vorangegangenen Bruder erwiesen, und trug ihm seine letzten Worte an ihre unglückliche Mutter auf, die den Herzenskummer erleben sollte, zwei hoffnungsvolle Söhne im blühendsten Mannesalter zu verlieren. Nachdem der Sterbende auch noch von seinen Dienern Abschied genommen, und sie seinem Bruder empfohlen hatte, verschied Ludwig Carl von Orleans, Graf von Beaujolais, am 30. Mai 1808 in seinem neunundzwanzigsten Jahre.

Der Tod des Grafen Beaujolais erschütterte den Herzog von Orleans auf das Heftigste. In dem Raume eines Jahres hatte er also seine beiden Brüder verloren, seine innigsten, einzigen Freunde, diejenigen, welche ihm, nächst seiner vortrefflichen Mutter und seiner Schwester, die theuersten Personen auf der Welt waren. Seine

Schwester war bei seiner Mutter in Spanien, dessen Regierung ihm so feindlich gesinnt war, daß er nicht an einen neuen Versuch, sie zu sehen, denken konnte. Ganz verlassen, getroffen von dem harten Verlust seines jüngsten, so liebenswerthen Bruders, konnte er den Aufenthalt in Malta nicht länger ertragen, und ging sogleich nach Sicilien. Graf Beaujolais wurde in der Kirche des heiligen Johannes begraben.

Der Herzog von Orleans kam nach Messina. Von hier aus meldete er dem Könige seine Ankunft und den Tod seines Bruders, und empfing als Antwort von Ferdinand dem Vierten die Einladung, sich an das Hoflager in Palermo zu begeben. Merkwürdig genug war es, daß Ludwig Philipp, der eben einen so herben Familienkummer erlitten, unmittelbar darauf an dem Orte, wo er zunächst ans Land trat, den Ersatz finden sollte für jede Unbill des Schicksals, daß der Verlust des theuren Bruders ihm die Lebensgefährtin zuführen sollte, deren Tugenden ihm den größten Trost in allen Wechselfällen, ein volles und ungetrübtes Familienglück gewahrt hat.

Ferdinand der Vierte, der Vater der gegenwärtigen Königin der Franzosen, war der dritte Sohn Karl des Dritten von Spanien; als dieser nämlich, nach seines ältesten Bruders Tode, die Erbschaft der spanischen Krone antrat, überließ er das Königreich Neapel und beider Sicilien dem achtjährigen Ferdinand. Die Ausbildung seines Geistes wurde vernachläßigt, weil Niemand dafür sorgte, dagegen sorgte er selbst für körperliche Anstrengung, die ganz seine Zeit ausfüllte, und der er sich leidenschaftlich hingab; er wurde ein ungewöhnlich rüstiger Fußgänger, ein kühner Reiter, ein vortrefflicher Jäger, und im Fischfang übertraf ihn kaum Jemand an den weiten Küsten des Mittelmeeres. Ferdinand war indessen keineswegs geistlos, er hatte vielmehr einen gesunden, natürlichen Verstand, der bisweilen sehr treffend und richtig beobachtete, und in raschen Zusammenstellungen scharfe Züge heraushob. Eine systematische Geschäftsordnung war ihm aber im höchsten Grade zuwider, und so wurde er fast nur der Namensträger der Regierung, die nicht blos während seiner Knabenjahre, sondern auch nachher von Andern geführt wurde.

Zuerst, bei seiner Thronbesteigung, am 6. October 1759, war er der Obhut des Fürsten von San Nicandro anvertraut. Nach diesem kam der Marquis von Tanucci bis 1777, dann Della Sambuca, der 1784 dem Ritter Acton weichen mußte. Alle diese Regenten walteten im Namen des Königs mit beinahe unumschränkter Günstlingsmacht; sie fielen oder blieben am Ruder, je nachdem Gunst und Laune in Madrid oder Neapel sie hielt oder vertrieb. Ferdinand wurde in seinem siebzehnten Jahre vermählt mit der sechzehnjährigen Karoline Louise, Erzherzogin von Oestreich, Tochter des Kaisers Franz des Ersten und der Kaiserin Marie Theresia, Schwester der Königin Marie Antoinette von Frankreich. Sie hatte Geist und den entschlossenen Charakter ihrer Mutter, und gleich nach den ersten Monaten ihrer Vermählung erleichterte sie den König in der Last der Regierungssorgen, indem sie wenigstens so viel Einfluß darauf übte, als er billigerweise hätte haben sollen; der König konnte sich um so ungestörter dem Privatleben hingeben, das einen großen Reiz für ihn hatte, und er benutzte diese Muße zur Jagd und zum Fischfang, den er so leidenschaftlich liebte, daß er sogar selbst die Fische mitten unter den Lazzaroni's verkaufte. Eine Reise, die er durch einen Theil von Italien und Deutschland machte, hatte allerdings einige Aenderung in seiner Betrachtungsweise der Menschen wie der Verhältnisse hervorgebracht, sein Geist war thätiger geworden, seitdem er durch die Königin, die er seine Lehrmeisterin nannte, einige der unentbehrlichsten Elementarkenntnisse nachgeholt hatte, und seine schmucklosen Briefe bezeugten oft eine scharfe, natürliche Urtheilskraft; allein dessen ohnerachtet konnte er dennoch nie gegen den Einfluß der Königin und der dirigirenden Minister aufkommen, und mußte Beschlüssen seine Zustimmung ertheilen, die nicht in der Natur seines Charakters lagen. So lange Sambuca dirigirender Minister war, hatte das Madrider Kabinet einen bestimmenden Einfluß auf die Staatsmaßnahmen in Neapel, allein Sambuca verlor seine Gewalt durch das Bestreben, sie zu erweitern. Die Königin nämlich trat in Regierungsangelegenheiten nicht unmittelbar selbst auf, sondern hatte den König vermocht, der Träger und Vollzieher ihrer Beschlüsse zu seyn. Hatte nun die

Königin so viel vermocht über Ferdinands Unlust an Geschäften, so wollte Sambuca versuchen, ob der König nicht für einen andern weiblichen Einfluß zu gewinnen sey. Er hoffte das zu erreichen durch eine schöne Engländerin, die mit einem in Neapel ansäßigen Franzosen, Namens Goudar, verheirathet war. Die Königin jedoch erfuhr das, und das Ehepaar Goudar mußte sogleich Neapel verlassen. Später wurde ein Brief von Sambuca aufgefangen, worin er dem Madrider Kabinet eine wenig schmeichelhafte Schilderung von der Königin machte, und 1784 mußte er in voller Ungnade sich nach Palermo zurückziehen. Hiemit hatte auch der spanische Einfluß in Neapel aufgehört, das von nun an sich mehr Oestreich und England anschloß. Acton, von irländischen Eltern in Besançon geboren, war nach einander in französischem und toskanischem Seedienst gewesen, wurde darauf bei einem spanischen Streifzug gegen die Barbaresken verwendet, wobei er sich auszeichnete, und dieß wurde Veranlassung zu seiner Anstellung in Neapel, wo er bald See- dann Kriegsminister wurde, und durch die besondere Gunst des Königs und der Königin in kurzer Zeit einen Ministerrath bestellte, der ganz aus seinen Geschöpfen zusammengesetzt war und über den er, wie am Hofe, mit der vollen Gewalt eines Günstlings verfügte. Später schloß er sich dem englischen Gesandten Sir William Hamilton an. Hamiltons Neffe, Greville, der sich vollkommen ruinirt hatte, sandte seine Buhlerin, Emma Lyon oder Harte — eigentlich haben weder ihre Mutter noch sie selbst jemals recht gewußt, wessen Kind sie sey — im Jahre 1789 seinem Oheim zu, auf den sie auch bald einen so großen Eindruck machte, daß er mit Greville einen Vergleich traf, wonach er gegen Bezahlung dessen Schulden die Geliebte in Neapel behielt, und sie sogar 1791 heirathete. Lady Hamilton, die Erfinderin des Shawltanzes, die üppige Darstellerin wollustathmender antiken und modernen Gestalten, wurde bei Hofe vorgestellt; Acton begriff den Einfluß, den sie üben mußte, und verbündete sich mit ihr. Sie wurde bald die Freundin der Königin in dem Grade, daß sie in den königlichen Gemächern schlief, und daß die Hofdamen, welche nur eine Verwunderung äußerten über die Gunst der Lady Hamilton, sogleich in Ungnade fielen und vom

Hofe verbannt wurden. Im August 1793 sandte Lord Hood, Befehlshaber der englischen Flotte im mittelländischen Meere, Capitain Nelson mit Aufträgen nach Neapel, und dort wurde der große Seeheld, der nachherige Sieger bei St. Vincent, Abukir und Trafalgar, ein blinder Sklave der buhlerischen Lady Hamilton. Durch diese Verbindung erfuhr der englische Hof, daß der König von Spanien beschlossen habe, England den Krieg zu erklären. Mit Nelsons Hülfe flüchtete der Hof von Neapel, bei Championet's Vordringen, im December 1798 nach Sicilien, und als die parthenopeische Republik vor den augenblicklichen Siegen der Oestreicher und Russen und dem von Cardinal Ruffo in Calabrien erregten Aufstande verschwand, setzten Acton und Lady Hamilton, unter dem Schutze Nelsons und der englischen Flotte, die gegenrevolutionäre Staatsjunta ein, in welcher der scheußliche Blutrichter Speziale, Guidobaldi, Vannini, Fabrizio Ruffo — nachher als Fürst Castel-Cicala sicilianischer Botschafter in Paris zur Zeit der Julirevolution — und viele Andere, mit nicht geringerer Grausamkeit und mit einem eben so summarischen Verfahren, wie das Revolutionstribunal in Paris, blutige Rache übten an Allen, die nur angeklagt wurden, dem Hofe nicht unbedingt ergeben zu seyn. Im Jahre 1800 kehrte Lady Hamilton mit Nelson nach England zurück. Am 25. Januar 1806 hatte die neapolitanische Königsfamilie Neapel verlassen müssen, und residirte seitdem in Palermo.

König Ferdinand hatte von seiner Gemahlin viele Kinder. Sein ältester Sohn und Nachfolger Franz, Prinz von Neapel, war in erster Ehe vermählt gewesen mit der Erzherzogin Maria Clementine, Tochter Leopolds, Großherzogs von Toscana und nachherigen Kaisers von Oestreich, welche die Mutter wurde von Marie Karoline, nachherigen Herzogin von Berry; in zweiter Ehe heirathete er die Infantin von Spanien, Maria Isabella, mit der er viele Kinder hatte, unter denen wir hier nur Marie Christine, die nachherige Königin-Regentin von Spanien, und den jetzigen König von Neapel nennen wollen. Als Ludwig Philipp nach Palermo kam, war die Herzogin von Berry zehn, und die Königin-Regentin zwei Jahre alt. Von den Töchtern des Königs Ferdinand wurde Maria Theresia die

Gemahlin des Kaisers Franz von Oestreich und Mutter des gegenwärtigen Kaisers; Marie Louise wurde Großherzogin von Toscana, und eine jüngere Prinzessin, Marie Antoinette, heirathete im Jahr 1802 den Prinzen von Asturien, nachherigen König Ferdinand den Siebenten von Spanien. Die Prinzessin Maria Amalie war in Caserta am 26. April 1782 geboren. Sie war von Signora d'Ambrosio vortrefflich erzogen; ausgezeichnet durch äußere Vorzüge, wie durch Geist und Kenntnisse, verband sie prunklose Religiosität mit dem edelsten weiblichen Gemüth. Prinzessin Amalie war mit ihrer Mutter, der Königin, in Palermo geblieben, als Ende 1798 die Franzosen Neapel verlassen hatten. Im Juni 1800 ging sie mit der Königin, ohne Neapel zu berühren, von Palermo nach Livorno, und von da nach Wien, wo sie blieben, bis sie im September 1802 nach Neapel zurückkehrten zur Feier der Doppelhochzeit ihres Bruders Franz mit der Infantin von Spanien, und ihrer Schwester Marie Antoinette mit dem Prinzen von Asturien.

Als Ludwig Philipp in Palermo ankam, wurde er vom König Ferdinand mit Freundlichkeit empfangen. Die Königin, die des Prinzen Vater für einen hauptsächlichen Urheber des Unglücks der königlichen Familie in Frankreich, und namentlich ihrer Schwester, Marie Antoinette, ansah, hatte Anfangs nicht ohne Ueberwindung ihre Zustimmung gegeben, den Herzog von Orleans am Hofe in Palermo zu empfangen. Allein sie erkannte bald, daß sie mit Unrecht Argwohn hegte gegen einen Namen, dessen jetziger Vertreter unter allen Umständen sehr verschieden war von demjenigen, der ihr so viel Mißtrauen gegen seinen Sohn eingeflößt hatte. In kurzer Zeit hatte das einnehmende und männliche Betragen des Prinzen, sein Geist, und seine in so vielfachen Ereignissen, und auf so merkwürdigen Reisen erprobte Erfahrung ihm das Wohlwollen und die Hochachtung aller Mitglieder der königlichen Familie gewonnen. Ludwig Philipp erkannte bald, daß die Prinzessin Amalie alle Eigenschaften vereinigte, welche dem Manne ihrer Wahl das höchste Glück des Lebens sichern müßten, und er konnte sich davon überzeugen, daß die Prinzessin ihm wohlgeneigt war. Er beschloß daher, um ihre Hand anzuhalten. Er konnte

ohnedieß im Voraus sicher seyn, daß seine erlauchte Mutter diese Wahl billigen werde, denn diese Verbindung erfüllte einen lange vorher von ihr gehegten Wunsch. Als nämlich die Herzogin von Orleans im Jahre 1776 auf ihrer Reise in Italien nach Neapel kam, hatte sie Freundschaft geschlossen mit der Königin Marie Karoline, und es war die Verabredung getroffen worden die Verbindung beider Häuser durch eine künftige Heirath zwischen ihren Kindern noch mehr zu befestigen.

Ludwig Philipps Anfrage um die Hand der Prinzessin Amalie wurde von ihren erlauchten Eltern gut aufgenommen, und er konnte sich der Hoffnung überlassen, daß er die Einwilligung zu dieser Verbindung erhalten werde. Was ihm aber vor Allem das Werthvollste und Wichtigste seyn mußte, war, daß er die volle Gewißheit bekam, daß die Prinzessin in demselben Grade, wie er, eine Vereinigung mit ihm als die nothwendige Bedingung einer glücklichen Zukunft betrachtete. In wenigen Wochen hatten sich zwei Herzen erkannt und gefunden, die von nun an einen Bund schlossen, der, keinen Augenblick durch sie getrübt, im Unglück wie im Glück sich als unzertrennlich erwiesen, und das Muster des reinsten und edelsten Familienlebens geworden ist, dessen unzweideutige Vollkommenheit selbst den bittersten Feinden ihres Geschlechtes Ehrfurcht abgenöthigt hat. Ohne Zweifel wäre es damals schon zum endlichen Abschluß dieser Heirath gekommen, wenn nicht ein Ereigniß eingetroffen wäre, das, im Interesse der bourbon'schen Gesammtfamilie, einen Aufschub nothwendig machte.

Napoleons Plan, die alte spanische Krone seinem Geschlechte aufzusetzen, hatte den Anfang seiner Vollziehung erhalten. In Folge des heimlichen Vertrags von Fontainebleau, vom 27. October 1807 und unter dem Vorwande, Portugal zu besetzen, drangen französische Heere in Spanien ein und ließen Besatzung zurück in allen festen Plätzen, welche die machtlose spanische Regierung ihnen nicht vorenthalten konnte. Am 17. März 1808 hatte der Aufstand zu Aranjuez stattgefunden, dessen Ergebniß war, daß König Karl der Vierte auf die Regierung Verzicht leisten mußte, der Friedensfürst verhaftet wurde,

und der Prinz von Asturien den Thron bestieg, der nach sechs Wochen den Bourbonen entrissen werden sollte. Unterdessen besetzte Murat Madrid, ohne jedoch, daß Napoleon weder den Regierungsantritt Ferdinands anerkannte, noch einen Schritt that, um Carl den Vierten in seine Rechte wieder einzusetzen. In ihrer unbegreiflichen Verblendung wählten beide Könige Napoleon zum Schiedsrichter, der allerdings die Sache entschied ohne Einem einen Vorzug vor dem Andern zu geben, indem er nämlich beide ihrer Rechte beraubte. Man wußte Ferdinand dem Siebenten die Idee beizubringen, seinem Vater zuvorzukommen, und Napoleon, der in Spanien erwartet wurde, bis Burgos entgegen zu gehen; und, als er hier den Kaiser nicht fand, vermochte man ihn, nach Bayonne zu reisen. Hieher ließ nun Napoleon Carl den Vierten und die Infanten kommen, was dadurch bewirkt wurde, daß die in Madrid von Ferdinand eingesetzte Regierungsjunta den Friedensfürsten an Murat ausliefern mußte; Godoï suchte zu seiner Sicherheit Frankreich, die Königin, der König und die Infanten folgten ihm. Mit einer fast komischen Ironie, die in der That an Gil Blas erinnert, hatte man die in so bedauerliche Zerwürfnisse und Ränke verstrickte königliche Familie in die Falle gelockt; und sie spielte die ihr zugetheilte traurige Rolle so ganz im Sinne desjenigen, der sie zu seinem Vortheile ausbeuten wollte, daß Napoleon der gewaltsamen Beraubung — aber rein zum Ueberfluß — noch einen dürftigen Schein von Berechtigung aufdrücken konnte. Vater und Sohn stritten sich um die Krone, die bereits Keinem von beiden gehörte. Carl der Vierte erklärte seine Abdankung für nichtig, drohte in Gegenwart Napoleons, des Friedensfürsten und des Ministers Cevallos, seinen Sohn als Kronräuber gerichtlich zu verfolgen, und am 5. Mai mußte Ferdinand unbedingt der spanischen Krone entsagen, worauf Carl der Vierte seine Rechte an Napoleon abtrat. Spanien war bereits von französischen Heeren überschwemmt, nun war auch noch die spanische Königsfamilie in französischer Gefangenschaft, und Napoleon konnte den europäischen Kabinetten, wie zum Hohn, eine zu seinen Gunsten ausgestellte Rechtsentsagung vorweisen, die freilich sie so wenig täuschte als das spanische Volk. Talleyrand,

der mit in Bayonne war, lächelte über die diplomatische Verhandlung, aber warnte vor Spanien, wie später vor Rußland. Napoleon sandte Carl den Vierten, dessen Gemahlin und den Friedensfürst mit einem Rückzugsgehalt nach Compiegne, Ferdinand aber, dessen Bruder Don Carlos, und seinen Oheim Don Antonio ließ er auf Talleyrands Schlosse Valencay in so strenger Aufsicht halten, daß dieser Aufenthalt unter solchen Formen füglich eine Haft genannt werden kann. Darauf versetzte Napoleon Einen seiner Lehenskönige und schuf einen neuen; Joseph wurde nach Madrid beordert, um die spanische Krone zu nehmen, und des Kaisers Schwager, Murat, bisher Großherzog von Berg, bestieg als Joachim der Erste den Thron von Neapel.

Mit der thatsächlichen Macht Napoleons, und da man sich zu solchen Mitteln verstehen konnte, wie die in Bayonne angewendeten, war der bisherige Erfolg leicht gewesen. Allein, wiewohl gefangen und machtlos, hatten die spanischen Bourbons dennoch von Bayonne aus, wo ihre Schmach verkündigt wurde, ein Wort gesprochen, das wirksam genug war, die Flamme eines der merkwürdigsten Volkswiderstande, welche in der Geschichte vorkommen, auf der ganzen Halbinsel zu entzünden. Ferdinand hatte, wie schon gesagt, ehe er nach Frankreich abreiste, eine oberste Regierungsjunta in Madrid eingesetzt. Nachdem in Bayonne die königliche Familie ganz in die Gewalt Napoleons gekommen war, entfloh der Aragonier Palafox y Melzi, von Ferdinands Gefolge, und brachte der obersten Junta die Ermächtigung Ferdinands des Siebenten, den die Spanier noch immer für ihren König anerkannten, die Cortes zu berufen und als mittlerweilige Regierung zu verfahren. Nun brach der Aufstand auf allen Seiten los, das Volk griff zu den Waffen, und nach einigen Wochen sah man wenige Männer ohne das rothe Band mit dem Schlachtruf: vencer o morir por patria! („Siegen oder sterben für das Vaterland!") Ein in seinen Wirkungen oft gräßlicher, aber in seiner Aufopferungsfreudigkeit erhabener Haß beseelte das Volk, die sieggewohnten französischen Heere traten erstaunt zurück vor dem ersten Andrang dieser eisernen Willenskraft, die sie nachher öfter theilweise

bezwangen, ohne sie jemals ganz zu bewältigen, und vor der sie zuletzt zurückweichen mußten. Anfangs waren auch die französischen Heere zu schwach, um diesem unerwarteten Aufstande erfolgreich die Stirne zu bieten. Das Volk hatte in Saragossa den Kriegsrath gezwungen, Palafox zum General-Capitain von Aragonien zu ernennen, und er entsprach diesem Vertrauen in der, in der Kriegsgeschichte beispiellosen Vertheidigung in beiden Belagerungen von Saragossa. Bei der ersten Belagerung hielt Palafox die Stadt vom 16. Juni an gegen Lefebre-Desnouettes, dessen Nachfolger Verdier am 15. August die Belagerung aufheben mußte. Der französische General Moncey mußte sich nach Valencia zurückziehen. Die Aufstandsjunta in Sevilla hatte ganz Andalusien in Bewegung gebracht, und am 14. Juni mußte das französische Geschwader in Cadix sich ergeben. General Graf Dupont war mit drei französischen Divisionen in Andalusien erschienen, und hatte unter einem mörderischen Gefechte Cordova und Jaen genommen. Er fand indessen an Castaños einen eben so tapfern als geistvollen Gegner, der bei Andujar an der Sierra Morena die Franzosen schlug, nachdem er ihnen durch einen kühnen Gebirgsmarsch in der Sierra den Rückzug abgeschnitten; und am 23. Juli capitulirte Dupont bei Baylen mit seinem 20,000 Mann starken Corps, von dem 3000 Mann auf dem Platze geblieben waren. Schon im Juni war der Aufstand in Portugal ausgebrochen. Obwohl der General Cuesta, der mit 40,000 Mann aus Gallicien hervorgebrochen, von Marschall Bessières bei Medina del Rio Secco am 14. Juli geschlagen wurde, so entschied der Sieg bei Baylen doch den Rückzug der Franzosen, und am 23. August 1808 rückte Castaños in Madrid ein.

In Palermo hatte der sicilianische Hof zu gleicher Zeit Nachricht bekommen von dem Aufstande in Aranjuez, der Thronbesteigung Ferdinands des Siebenten und der Verhaftung des Friedensfürsten. Noch konnte man nicht daraus schließen auf Napoleons Plan, Spanien den Reichen seines Geschlechtes einzuverleiben. Im Juni kam die Meldung von den Vorgängen in Bayonne und der Erhebung des Volkes, und es trafen Abgesandte ein in Sicilien von der Junta, deren Vorsitz

der Infant, Cardinal von Bourbon, Erzbischof von Toledo führte, Bruder der unglücklichen Friedensfürstin. Der sicilianische Hof, auf das Tiefste ergriffen von diesem unerhörten Gewaltstreich, wollte nicht unthätig bleiben bei der Vertreibung des letzten Zweiges der bourbon'schen Familie auf dem europäischen Festlande. Man konnte sehr wohl die Unfähigkeit des gutmüthigen, aber schwachen Cardinals von Bourbon, unter so schweren Verhältnissen eine Regierung zu führen, und hielt es für wesentlich wichtig, daß die Familie in Spanien vertreten werde auf würdige und talentvolle Weise, um sowohl den Widerstand kräftig zu ordnen, wie auch die Rechte der Bourbons zu wahren. Wie wir weiterhin sehen werden, hatte Ludwig der Achtzehnte zu gleicher Zeit in England dieselbe Ansicht. König Ferdinand von Sicilien beschloß daher, seinen zweiten Sohn Leopold, Prinz von Salerno, nach der Halbinsel zu senden, um für ihn die Regentschaft zu fordern. Prinz Leopold war damals achtzehn Jahre alt, und es war sehr natürlich, daß man ihn für ein so gefährliches, und selbst für einen hocherfahrenen Mann mißliches Unternehmen mit Männern zu umgeben suchte, die dem jungen Prinzen mit gediegener Einsicht und reifem Rathe zur Hand seyn könnten. Da man nun in einem nächsten Verwandten und Mitgliede des bourbon'schen Geschlechtes einen Mann in Palermo hatte, der die überzeugendsten Beweise abgelegt hatte, daß er Menschen und Verhältnisse in den schwierigsten und verwickeltsten Verhältnissen zu beurtheilen und zu lenken verstand, so hätte man sich billig darüber wundern müssen, wenn man die sich von selbst darbietende Gelegenheit nicht benutzt hätte. Man wandte sich daher an den Herzog von Orleans, damit er seinen Vetter, der bald nachher sein Schwager werden sollte, auf die Halbinsel begleiten, und zur Erreichung des vorgesetzten Zwecks beitragen möchte.

Ludwig Philipp mußte, seinem Charakter nach, Gelegenheit zur Thätigkeit wünschen, und hier zeigte sich ein offenes Feld, auf dem Muth und Talent sich erproben konnten; er sollte für die Sache eines unterdrückten Volks, für die Sache seines Geschlechtes, und an der Seite des jungen Bruders der Prinzessin kämpfen, deren Hand und Huld die Sonne seines Lebens geworden war. Diese Beweggründe

scheinen hinreichend zu seyn, um seinen Entschluß zu erklären; er nahm den an ihn gestellten Antrag an. Er sah um so mehr kein Hinderniß, als England offenbar die Erhebung Spaniens begünstigte, und er fand es wahrscheinlich, daß es wünschen mußte, einen Bourbon in Spanien zu sehen, der die zerstreuten Kräfte um sich vereinigen und den Widerstand mit concentrischer Einheit organisiren könne. Der englische Gesandte in Sicilien, Sir William Drummond, war auch dieser Ansicht; wenn er indessen besser von dem Geiste und den Zwecken seines Kabinets unterrichtet gewesen wäre, hätte er sie nicht hegen sollen.

Bekanntlich hat man Ludwig-Philipps Versuch, auf der pyrenäischen Halbinsel für das spanische Volk und die Rechte seiner Familie, und gegen die napoleonische Dynastie aufzutreten, einen Verrath an der französischen Sache genannt, wodurch er ganz auf die Seite der feindlichen Bestrebungen der Bourbons älterer Linie gegen Frankreich getreten sey, und seinen Grundsatz, nicht gegen sein Vaterland die Waffen zu führen, verläugnet habe. Daß dieser Versuch nicht zur Ausführung kam, kann allerdings das Verhältniß nicht ändern, denn der offene, und sogar durch persönliches Erscheinen in Spanien kund gegebene Wille, es zu thun, kommt der That ganz gleich. Wer damals dem spanischen Volke beistehen wollte, mußte gegen französische Heere kämpfen, das war unvermeidlich. Diejenigen, welche den materiellen Boden Frankreichs in einen moralischen verlängern, den sie als vorhanden annehmen überall, wo Franzosen, collectiv vereinigt, sich befinden, können auf diesen Fall eine Anwendung ihres Princips machen, dessen Buchstabe für sie spräche, während die eigentliche Bedeutung der Lage unter allen Umständen himmelweit verschieden ist von einem Versuch gegen die Unverletzlichkeit des französischen Vaterlandes. Napoleon hatte durch seine Siege eine Dynastie gegründet, die von Frankreich und fast ganz Europa anerkannt war; das war nicht blos eine äußerliche Thatsache, sondern man muß hinzufügen, daß, wenn Europa's Anerkennung unbezweifelt erzwungen war, es zugestanden werden muß, daß die überwältigende Mehrzahl der Franzosen der damaligen Ordnung der Dinge aufrichtig ergeben

war. Nun aber begnügte Napoleon sich nicht mit diesem Verhältnisse, das bis dahin ein nationales genannt werden konnte, sondern er machte daraus ein persönlich-dynastisches. In der Ausführung dieses Bestrebens verletzte er eben so sehr das natürliche Recht und das Nationalgefühl fast aller europäischer Völker, als er rücksichtslos französisches Blut forderte für das persönliche Interesse seiner Familie, welches Frankreich fremd war, das nur das Genie des großen Mannes adoptirt hatte, aber nimmermehr die, mit geringer Ausnahme, kaum geistesverwandte italienische Verwandtschaft des Adoptivsohnes als neugeborne Enfants de France betrachten konnte. Indessen ist es wahr, daß man damals noch willig die Blutsteuer entrichtete, daß eine Mehrzahl der Franzosen damals noch glaubten, man könne mit dem geknechteten Europa den englischen Leopard gefesselt zu den Füßen des Throns in den Tuilerien hinstrecken, und nach der erzwungenen Erbschaft Europas, als die natürlichen Erben beider Indien auftreten; auch wollen wir nicht untersuchen, wie lange die Franzosen an die Möglichkeit, diesen Plan auszuführen, geglaubt, und wie lange sie dafür ihr Blut vergossen haben würden, wenn Napoleons Bündniß mit dem Siege unaufkündbar geblieben wäre. Nirgends war Napoleon in seinen Usurpationsbestrebungen so gehässig aufgetreten, als in Spanien, wo er zur Gewalt Hinterlist gefügt hatte, nirgends erschien die Volkserhebung gegen seine Gewalt so gerechtfertigt, selbst in der Grausamkeit, womit sie sich vertheidigte, um nicht den Nacken dem Joche darzubieten. Allerdings waren es Franzosen, gegen welche die Spanier kämpften, allein sie standen vielmehr in Napoleons Dienste, als in dem Frankreichs. Daß der Prinz eines Geschlechtes — das Napoleon nicht blos offen bekämpfte, sondern auch mit blutigem Standrecht gegen dessen unbewaffnete Mitglieder verfolgte — gegen ihn zu fechten wünschte, wird wohl Jedermann sehr natürlich finden. Die Ausführung dieses Wunsches konnte er aber doch mit vollem Rechte für sehr verschieden halten von Theilnahme an einer Coalition, welche ihre Zwecke nur erreichen konnte durch Besetzung des französischen Gebietes, um den Franzosen eine Regierungsform aufzunöthigen, welche die Mehrzahl der Nation zurückgewiesen, und gegen welche

Ludwig Philipp selbst aufgetreten war. Die Spanier aber wollten nicht Frankreichs Integrität antasten, wenigstens damals nicht, sondern sie wollten unabhängig bleiben und nicht die Unterthanen eines ihnen ganz unbekannten Mannes werden, der keine andere Berechtigung hatte, sie zu beherrschen, als den ganz zufälligen Umstand, daß er der Bruder eines genialen und glücklichen Heerführers war. Hätte nun Ludwig Philipp sich dem Widerstande der Spanier beigesellen können, wie es seine Absicht war, so wäre er allerdings Franzosen gegenüber gestanden, aber nicht Frankreich; denn es war nicht Frankreich, das die Spanier ihrer Unabhängigkeit berauben wollte, sondern Napoleon, und Napoleon wollte das, nicht in Frankreichs Interesse, sondern in dem seiner Familie. Frankreichs Interesse wäre Friede gewesen, um seine gewonnene Größe zu erhalten und seine innere Wohlfahrt zu heben; die Idee, Frankreich nur für gesichert anzusehen, wenn alle anderen Völker des Festlandes von ihm abhängig sind, war ein Trug, und wird es immer bleiben, denn eben dadurch ist es in dem Bewußtseyn aller Völker des europäischen Festlandes — nicht blos in der Politik der Kabinette — Grundsatz geworden, daß bei einem feindlichen Versuche Frankreichs außerhalb seiner Gränzen, Alle sich gegen es verbünden müssen. Diejenigen indessen, welche den Grundsatz festhalten wollen, daß ein Franzose nie seinen Landsleuten, auch nicht, wenn sie im Ausland in einem ungerechten Unternehmen begriffen sind, feindlich entgegen treten darf, werden freilich diesen Schritt des Herzogs von Orleans verdammen, obwohl sie zugeben müssen, daß er jedenfalls nur gegen Napoleons Herrschaft aufzutreten beabsichtigte, und daß Nichts uns berechtigt, anzunehmen, daß er etwas gegen Frankreich selbst thun, sondern nur an dem Versuche Theil nehmen wollte, den Bourbons zu ihren unbezweifelten Rechten in Spanien zu verhelfen.

Wie wir schon gesagt, war der englische Gesandte in Palermo mit der Abreise der Prinzen nach der Halbinsel einverstanden. Sir William Drummond wandte sich daher an den in den sicilianischen Gewässern den Oberbefehl führenden Admiral Sir Alexander Ball, um von ihm ein Kriegsschiff zu bekommen, welches die Prinzen nach

der Halbinsel bringen konnte. Der Admiral, dem übrigens Sir William nicht verheimlicht hatte, daß er keine Anweisung in dieser Beziehung von London hatte, noch haben konnte, glaubte sich ohne Zweifel hinreichend gerechtfertigt durch die Aufforderung eines englischen Gesandten und stellte ihm das Schiff den Thunder, unter Befehl des Capitain Talbot, zu Verfügung. Prinz Leopold und der Herzog von Orleans mit einem, wie es scheint, zahlreichen Gefolge von sicilianischen Offizieren und Edelleuten schifften sich im Juli ein, und gingen nach Gibraltar unter Segel, wo sie am 9. August 1808 ankamen.

Sir Hew Dalrymple war damals englischer Gouverneur in Gibraltar. Dieser wichtige Punkt, den die Engländer seit dem spanischen Erbfolgekriege im Jahre 1704 nie verlassen haben, wurde im Jahre 1808 von dem größten Einflusse auf die nachfolgenden Begebenheiten auf der Halbinsel. Vielleicht war in den hundert Jahren der englischen Besitznahme Gibraltar nie so wichtig, als grade damals. In Gibraltar organisirte sich, vom ersten Augenblicke der Schilderhebung der Spanier gegen Napoleon, ein Ausschuß von den Localjunten in Andalusien, welcher sich sogleich mit der englischen Regierung in Verbindung setzte, von der die Spanier die kräftigste Unterstützung hoffen und erwarten konnten. Diese Hülfsleistung blieb auch nicht aus; es forderte aber große Klugheit, um von den Verhältnissen den rechten Gebrauch zu machen; denn, obwohl Alle darüber einig waren, daß unter allen Umständen und vor Allem die Franzosen zu vertreiben seyen, so gab es dennoch in Spanien sehr verschiedene Ansichten. Einige, nicht in großer Zahl, neigten sich der Aufklärung mit den scharf durchschneidenden, imperativen Formen der französischen Verwaltungsweise, die Afrancesados; die überwiegende Mehrzahl huldigte allerdings der unbedingten Monarchie des Jo il Rey, auf clericalische Macht sich stützend; allein es gab auch eine intelligentere constitutionelle Partei, die mit um so größerer Anstrengung gegen den allgemeinen Feind zu kämpfen bereit war, als sie eben diesen Kampf benützen wollte, um einer Verfassung den Weg zu bahnen. Bereits vor und nach der Revolution von Aranjuez waren die Afrancesados

und die Absolutisten thätig gewesen, die Constitutionellen traten erst hinzu, als die Ereignisse von Bayonne bekannt wurden, ohne jedoch sogleich ihren Rückhaltsgedanken anzudeuten. Auf einmal, und mit einer Gleichzeitigkeit an allen Punkten der Halbinsel, die unmöglich durch Verabredung hatte herbeigeführt werden können, war der Aufstand aufgeflammt; er war das Werk einer Volksentrüstung und nicht das Ergebniß von Parteibestrebungen. Ein englisches Heer stand in Portugal, allein die Engländer wurden dennoch im ersten Augenblick von den Ereignissen in Spanien überrascht, schlossen aber sogleich, am 4. Juli, ein Bündniß mit dem spanischen Volke, dem sie die thätigste Hülfe gegen Napoleon zusagten. Hew Dalrymple, dessen Bruder, Sir Henry in Wellingtons Heer einen Befehl führte, kannte sehr gut den spanischen Charakter und auch die Absichten seiner Regierung. Er sorgte daher dafür, daß, so viel möglich, Alles unterblieb, was zu einer Trennung der Parteien Anlaß geben konnte, und namentlich auch dafür, daß keine fremden Elemente in die spanischen Zustände eingemischt würden, welche möglicherweise in der Entwickelung der Ereignisse England ein Hinderniß darbieten könnten, das freie Hand in Spanien behalten wollte. Als daher Prinz Leopold und der Herzog von Orleans ankamen, begriff er, auch ehe er sie gesprochen, daß ihr Erscheinen in Gibraltar Bezug haben mußte auf die spanischen Verhältnisse; denn, nach Napier's Behauptung in seiner „Geschichte des Krieges auf der Halbinsel," hatte er bereits den sicilianischen Ritter Robertoni, der in Gibraltar die Ansicht des Hofes von Palermo zu verbreiten gesucht hatte, fortweisen lassen, weil es Grundsatz der englischen Regierung war, jede fremde Einmischung, von welcher Seite immer, zurückzuweisen.

Der Herzog von Orleans ging noch am Abende der Ankunft mit dem Befehlshaber des Thunder, Capitain Talbot, ans Land und zum Gouverneur. Der Herzog übergab Sir Hew ein Schreiben von Sir William Drummond, worin dieser dem Gouverneur die Absicht des sicilianischen Hofes und der Abreise der Prinzen mittheilte. Der Gouverneur wußte wohl, daß der Hof von Palermo die Regentschaft in Spanien ansprechen wollte, es war ihm auch bekannt, daß Castaños,

der General der spanischen Junta in Andalusien, geneigt war, den sicilianischen Hof in seinen Forderungen zu unterstützen; allein die Ankunft des Prinzen war ihm ganz unvermuthet, und besonders die Begleitung des Herzogs von Orleans. Prinz Leopold, als ein unbekannter junger Mann, konnte nur auftreten mit der Bedeutung seiner Familie, allein der Herzog von Orleans hatte, außer dieser, auch noch eine persönliche, die ihm aller Wahrscheinlichkeit nach die constitutionelle Partei geneigt machen mußte, und diese Vermuthung bestätigte sich auch ein Jahr später. Aus Depeschen, welche der Capitain Talbot überbracht hatte, sah der Gouverneur, daß Admiral Ball keine Instruction gehabt, sondern aus Aufforderung Drummonds die Ueberfahrt der Prinzen übernommen hatte.

Sir Dalrymple nahm daher auf sich, den Prinzen die Entscheidung zu geben, von welcher er annehmen zu können glaubte, daß sie im Sinne des Downingstreet sey. Er kündigte ihnen daher an, daß ihr Auftreten in der Absicht, dem Prinzen von Salerno, dessen Rechte er übrigens weder bestreiten noch untersuchen wolle, die Regentschaft des in Aufstand gegen Napoleon begriffenen Spaniens zuzuwenden, für den Augenblick gefährlich und unzuläßig sey; die Meinung der Nation und des Heeres sey noch nicht hinlänglich bekannt, und man müsse befürchten, daß die Anwesenheit der Prinzen in Spanien Bestrebungen veranlasse, welche zu Theilungen der Ansichten und zu Zerwürfnissen führen könnten, deren unfehlbares Ergebniß wäre, die Kraft zu schwächen, mit der man gegen den gemeinsamen Feind auftreten müsse; demnach sähe der Gouverneur sich durch seine Amtspflicht in die Nothwendigkeit versetzt, den Hohheiten mit deren Gefolge den Rath zu ertheilen, sobald als möglich, Gibraltar und Spanien zu verlassen, indem er ihren ferneren Aufenthalt daselbst nicht gestatten könne.

Vergebens beriefen die Prinzen sich gegen diesen Beschluß auf das Familienrecht, welches König Ferdinand von Sicilien, bei der Gefangenschaft der spanischen Königsfamilie und der Abwesenheit des Oberhaupts der älteren französischen Linie, auszuüben befugt sey, so wie auf die Zustimmung des englischen Gesandten in Palermo. Der Gouverneur jedoch behauptete, daß beide Umstände unter den obwal-

tenden Verhältnissen keinen bestimmenden Einfluß auf sein Benehmen äußern könnten, und beharrte auf seinem Beschlusse mit dem Hinzufügen, daß dessen Ausführung keinen weiteren Aufschub erleiden dürfe. Er ertheilte im Tagsbefehle die bestimmte Weisung, daß der Prinz von Salerno so wenig als irgend Jemand von den ihn begleitenden Personen ans Land gehen dürfe. Es blieb daher den Prinzen nichts anderes übrig, als dem Willen des charakterfesten Gouverneurs sich zu fügen, zumal er vollkommen die Mittel besaß, um seiner Behauptung Folge zu geben.

Nun aber zeigte sich, Allen gleich unerwartet, ein anderes Hinderniß. Capitain Talbot weigerte sich, den Prinz von Salerno nach Palermo zurückzubringen, da er von Sir Alexander nur den Befehl bekommen habe, ihn nach Gibraltar zu führen. Unter solchen Umständen willigte Sir Hew Dalrymple darin, den Prinzen von Salerno aus dieser Verlegenheit zu ziehen. Er gewährte ihm und seinem Gefolge Aufnahme, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er keinen politischen Charakter annehme, sich als Privatmann benehme, aller Theilnahme an politischen Vorgängen sich begebe, und daß der Herzog von Orleans sogleich Gibraltar verlasse. Ludwig Philipp verließ Gibraltar auf dem Thunder, der nach England unter Segel ging.

Unterdessen war diese Angelegenheit auch in London verhandelt worden. Sobald Abgesandte der spanischen Insurgenten in London eingetroffen waren, hatte Ludwig der Achtzehnte, auf die erste Nachricht davon, den Grafen d'Avaray von Goldfield-Hall nach London geschickt, um sowohl dem englischen Kabinet wie den Spaniern einen Prinzen seiner Linie zum Anführer und mittlerweiligen Regenten anzubieten. Avaray hatte indessen bei beiden keine Annahme dieses Antrags gefunden. Die Spanier erklärten, daß nur die Cortes hierin entscheiden könnten; und das englische Kabinet hielt einen geheimen Rath, worin entschieden wurde: daß weder Ludwig dem Achtzehnten noch irgend einem Prinzen der Nicht-spanischen Zweige des bourbon'schen Geschlechtes der Zutritt auf die pyrenäische Halbinsel gestattet werden solle, ja daß man sich ihrem Aufenthalte dort nöthigenfalls

mit offener Gewalt entgegenstellen wolle. So war die Sache also hier ebenfalls zum Nachtheil des Herzogs von Orleans entschieden.

Ludwig Philipp traf im September 1808 in England ein. Er erhob in London sogleich Klage gegen das Benehmen des Gouverneurs von Gibraltar. Lord Castlereagh versicherte ihn indessen, daß das Verfahren des Sir Dalrymple ganz in Uebereinstimmung sey mit den Ansichten der Regierung Seiner Brittischen Majestät, und in allen Theilen von ihr gebilligt werde. Zu gleicher Zeit hatte Ludwig Philipp an Ludwig den Achtzehnten geschrieben und ihm das Vorgefallene gemeldet, woran er bis jetzt verhindert worden war durch die sich schnell folgenden Ereignisse sowohl, wie durch die in solcher Entfernung erschwerte Mittheilung zur See. Sobald er konnte, begab er sich persönlich nach Goldfield-Hall zum König, dem er seine Aussichten auf eine Verbindung mit der Prinzessin von Sicilien mittheilte. Zugleich erklärte er dem Könige seine Absicht, von der englischen Regierung eine Ueberfahrt nach Spanien zu erlangen, um seine Mutter in Figuera zu besuchen. So viel ich weiß, unterstützte Ludwig der Achtzehnte dieses Gesuch beim Prinzen von Wales. Das englische Ministerium jedoch erklärte, daß es unter keinem Verhältnisse, und auch nicht um die verwittwete Herzogin in Figuera zu besuchen, dulden werde, daß der Herzog von Orleans nach Spanien komme. Dagegen wolle man ihn mit einem königlichen Schiffe nach Malta, und von dort nach Palermo bringen lassen. Die Ausführung dieses Versprechens fand indessen doch Schwierigkeiten, die nicht ohne Mühe gehoben wurden. Endlich war eine Fregatte in Portsmouth bereit, ihn an Bord zu nehmen. Der Capitain hatte von der Admiralität Befehl, den Herzog von Orleans nach Malta, aber die strengste Weisung, ihn in keine Verbindung mit der spanischen Küste zu bringen.

Ludwig Philipp begab sich in Begleitung des Ritters von Broval nach Portsmouth. Dieser Freund seiner Kindheit war in Twickenham bei den Prinzen gewesen; der Herzog nahm ihn mit auf dieser Reise als einen erfahrenen Rathgeber und ergebenen Diener des Hauses Orleans.

Ludwig Philipp war im Begriff, sich einzuschiffen, als er auf das Freudigste überrascht wurde von der Ankunft seiner innigst geliebten Schwester, Mademoiselle von Orleans. Man kann sich leicht einen Begriff machen von der Ueberraschung und Freude des Wiedersehens, wenn man bedenkt, daß fünfzehn Jahre verflossen waren, seitdem die Geschwister, die unter so merkwürdigen Verhältnissen Noth und Bedrängniß mit einander theilten, sich zuletzt im Jahre 1793 gesehen hatten.

Prinzessin Adelaïde war aus Bremmgarten von der Gräfin Pons-Saint-Maurice abgeholt worden, um, nachdem sie von der Frau v. Genlis Abschied genommen, unter dem Schutze ihrer Tante, der Prinzessin von Conti zu leben, die sich damals in Freiburg aufhielt. Diese Prinzessin wagte jedoch nicht, ihre Nichte sogleich zu sich kommen zu lassen, sondern die Gräfin Pons ging mit Prinzessin Adelaïde nach Constanz, in dessen Nähe sie drei Monate blieben. Dann gingen sie nach Freiburg, wo sie in der Nacht ankamen. Die Prinzessin durfte jedoch nicht das Haus ihrer Tante bewohnen, sondern mußte in einem geschlossenen Kloster bleiben, das sie während zwei Jahre nicht verließ. Bei Annäherung der französischen Heere in der Schweiz verließ sie mit ihrer Tante Freiburg; sie gingen nach Deutschland, wo sie einige Zeit in Bayern und Oestreich sich aufhielten, bald aber nach Ungarn reisten. Sobald Prinzessin Adelaïde i. J. 1800 die Ankunft ihrer Brüder in Europa erfahren hatte, schrieb sie ihnen nach England. Nachdem Ludwig Philipp in demselben Jahre den verunglückten Versuch gemacht hatte, die Herzogin von Orleans in Spanien zu besuchen, bewirkte er nach seiner Zurückkunft nach England, daß die verwittwete Herzogin ihre Tochter zu sich berufen konnte. Prinzessin Adelaïde hatte im Jahre 1801 Ungarn verlassen, und begab sich nach Figuera, wo die Herzogin von Orleans sich damals aufhielt. Als die Franzosen im Juni 1808 vom befestigten Schlosse bei Figuera die Stadt bombardirten, mußten die Prinzessinnen in der Nacht fliehen, da das Haus, welches sie bewohnten, von den Bomben zerschmettert wurde. Sie begaben sich zuerst nach Villasac und von da nach Torruela de Mongry. Von hier aus war es, daß die Prinzessin

auf den Wunsch ihrer Mutter abgereist war, um Ludwig Philipp aufzusuchen. Sie war in Malta und Gibraltar gewesen, und als sie am letzten Orte erfahren, daß er nach England abgegangen, hatte sie sich auch dahin begeben.

Prinzessin Adelaïde, von den Absichten ihres Bruders unterrichtet, beschloß sogleich, mit ihm nach dem mittelländischen Meere zurückzukehren. Indessen konnte das nicht geschehen, ohne daß von der englischen Admiralität Erlaubniß ertheilt wurde, daß der Herzog seine Schwester mitnehmen dürfe. Endlich waren alle Formalitäten erfüllt, der Herzog und die Prinzessin von Orleans, in Begleitung der Gräfin von Montjoye und des Herrn v. Broval schifften sich ein, und kamen im Januar 1809 in Malta an.

Sogleich nach der Ankunft in Malta schrieb Ludwig Philipp an seine erlauchte Mutter, die unterdessen nach einem kurzen Aufenthalte in Tarragona nach Port Mahon auf Minorca gegangen war. Der Ritter von Broval war der Ueberbringer dieses Schreibens, worin der Herzog ankündigte, daß sein innigstes Bestreben sey, seine geliebte Mutter wieder zu sehen; er machte demzufolge mehrere Vorschläge, um zu erreichen, was er nun schon mehreremal mit großen Beschwerden und um den Preis jeder Aufopferung bisher vergeblich versucht hatte. Indessen vermehrten sich die Schwierigkeiten; die englische Regierung hatte alle Stationscommandanten davon unterrichtet, daß ein bourbon'scher Prinz unter keinem Vorwande in Spanien zugelassen werden dürfe, und es blieb eigentlich gar keine Hoffnung für den Herzog, mit seiner Mutter zusammenzukommen, wenn diese sich nicht entschließen könnte, nach einem Orte zu gehen, wo ihrem Sohne der Zutritt gestattet sey, und das war für die Herzogin am nächsten gelegen, Sardinien, Malta oder Sicilien.

Während Ludwig Philipp in Malta auf Nachrichten von seiner Mutter wartete, empfing er sehr ungünstige Berichte von Palermo. Man hatte seine Abwesenheit benützt und es war gelungen, alle Vorurtheile der Königin Karoline gegen das Haus Orleans wieder rege zu machen. Der verunglückte Zug nach Gibraltar wurde von denen, welche eine Verbindung des Herzogs mit einer Prinzessin von Neapel

ungerne sahen, als willkommene Veranlassung benützt, um sein Benehmen und seine Absichten zu verdächtigen. Der Prinz von Salerno war nach Ludwig Philipps gezwungener Abreise von Gibraltar noch zwei Monate dort geblieben, und im October 1808 nach Palermo zurückgekehrt. Man wollte bemerkt haben, daß der Herzog von Orleans nicht blos für den Prinzen von Salerno in Gibraltar thätig gewesen sey, sondern vielmehr gestrebt habe, sich selbst die Regentschaft zuzuwenden, welche der König von Sicilien für seinen Sohn in Anspruch nahm, und zu deren Erlangung der Herzog ihn mit Rath und That unterstützen sollte; man suchte die ganze Unternehmung darzustellen als ein abgekartetes Spiel zwischen dem Herzog und Sir William Drummond, um unter dem Schutze des Hofes von Palermo und durch die Ueberfahrt auf einem englischen Kriegsschiffe, dem Herzoge in ganz legaler Form die Gelegenheit zu verschaffen, die Verhältnisse in Spanien zu seinem Vortheile zu benützen. Der Prinz von Salerno pflichtete ohne Zweifel keinesweges diesen Ansichten bei, allein er war bei der Reise nach Spanien meist nur passiv geblieben, und die Königin hörte mehr auf die Aeußerungen von den Personen seines Gefolges, die Verdachtgründe vorbrachten, als auf die einfache Mittheilung des Prinzen, welche, der Wahrheit gemäß, Zeugniß gab, daß der Widerstand des englischen Gouverneurs sich vorzüglich gegen den Herzog von Orleans gerichtet habe.

Ueber den spanischen Krieg, über die politischen Vorgänge und Verhandlungen auf der Halbinsel seit dem Aufstande von Aranjuez haben wir eine Menge Eröffnungen und Mittheilungen von Mitwirkenden der verschiedensten politischen Meinungen, und aus allen dabei thätigen Nationen; nirgends aber finden wir etwas, das den gegen den Herzog vorgebrachten Verdacht bestätigen könnte. Allerdings kommen Berichte vor, welche mehr oder weniger deutlich Ludwig Philipps Versuche, eine Stellung in Spanien zu gewinnen, als eine von ihm veranlaßte Intrigue darstellen, um eine Krone sich zuzuwenden. Die Engländer nehmen es nicht genau in ihren Vermuthungen über alle Personen, von denen sie befürchteten, daß sie ihren besonderen Planen auf der Halbinsel in den Weg treten könnten, und

nennen Alles Intrigue, was ihnen nicht genehm war. Die Legitimisten haben nie aufgehört, den Herzog von Orleans als in fortwährender Verschwörung gegen alle Bourbons darzustellen. In diesem Falle aber, wie in so vielen andern, bringen sie keinen Beweis für ihre Behauptungen, und es wäre doch ein höchst merkwürdiger Umstand, daß, wenn diese irgend gegründet, in zwei und dreißig Jahren kein Beweis ermittelt worden wäre, da doch der scharfblickende Haß mit so vielem Eifer sich darum bemüht, und weiter nichts erreicht hat, als die unerwiesene Verdächtigung immer wiederholen zu müssen. Das Wahre an der Sache ist nur, daß die constitutionelle Partei in Spanien auf den Herzog von Orleans aufmerksam war, und auch später offen und ungescheut sich an ihn wandte, aber damals, wo man im Juli 1808 in Palermo die Sendung des Prinzen von Salerno nach der Halbinsel beschloß, hatte die constitutionelle Partei in Spanien ihm noch keine Mittheilungen machen können.

Indessen hatte die Königin Karoline diesen, Ludwig Philipp feindlichen Einflüsterungen so sehr das Ohr geliehen, daß man am Hofe von Palermo von einem gefaßten Beschlusse sprach, die Verbindung des Herzogs von Orleans mit der Prinzessin Amalie rückgängig zu machen. Sobald Ludwig Philipp diese Lage der Dinge erfuhr, säumte er nicht, und begab sich sofort nach Palermo. Es gelang ihm, allen angeregten Verdacht zu entfernen, und zwar auf dem einfachen Wege, daß er allen Verdächtigungen Gründe und Beweise abforderte. Seine Feinde sagen bei dieser Gelegenheit, wie immer, er habe es verstanden, die Leute zu überzeugen von dem, was sie nicht glaubten. So schmeichelhaft das nun auch für ihn seyn mag in Beziehung auf die unbestrittene Gabe des gewinnenden Wortes, die ihm eigen ist, so ist von der Königin Karoline hinlänglich bekannt, daß sie sich keineswegs dazu verstand, überzeugenden Beweisen gegenüber, einer gefaßten Ansicht zu entsagen, und man kann sicher annehmen, daß die wiedergewonnene Gunst gewiß nur die Frucht der Ueberzeugung war, daß man dem Herzog in den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen vollkommen Unrecht gethan habe. Nachdem

alle Bedenklichkeiten gehoben waren, und man die eheliche Verbindung als nahe bevorstehend bezeichnen konnte, wollte der Herzog von Orleans dennoch die ausdrückliche Genehmigung seiner erlauchten Mutter einholen, ja er hoffte, sie als Zeuge seines Glücks zu gewinnen. Er suchte daher sie wieder zu sehen, und schlug ihr Sardinien vor als Ort der Zusammenkunft. Er begab sich demnach nach Cagliari, wo damals der sardinische Hof sich aufhielt. Der König, Karl Emanuel, und sein Bruder Prinz Victor empfingen den Herzog von Orleans mit Zuvorkommenheit. Während er sich in Cagliari aufhielt, bekam er von Prinzessin Adelaïde aus Malta die Nachricht, daß die englische Regierung sich nicht mehr einem Besuche in Port Mahon widersetze. Ludwig Philipp lud daher die Prinzessin ein, sich nach Palermo zu begeben, wohin er auch kommen wolle.

Auf der Ueberfahrt von Cagliari nach Sicilien wurde das Schiff, auf dem Ludwig Philipp sich befand, von einem Barbaresken-Corsar heftig verfolgt und entging nur mit Mühe dieser Gefahr, die allerdings in dem allerunglücklichsten Augenblicke eine traurige Episode in das Leben des Herzogs gebracht haben würde.

In Palermo lernte Prinzessin Adelaïde ihre künftige Schwägerin kennen, und sie schlossen eine Freundschaft, die, ohne einen Augenblick getrübt zu werden, sich erhalten und wesentlich zum Glück des Herzogs beigetragen hat. Ludwig Philipp ging nach einem kurzen Aufenthalte in Palermo mit seiner Schwester nach Minorca, wo er endlich nach sechzehn Jahren die Freude hatte, seine vortreffliche, hart geprüfte Mutter wiederzusehen. Es brach endlich ein Lichtstrahl durch die dunkle Wolke, die so lange über dem Leben der Herzogin geschwebt. Sie hatte zwei Lieblinge ihres Herzens verloren, aber sie sah nun ihren ältesten Sohn versöhnt mit der königlichen Familie, und im Begriff, eine Verbindung zu schließen, die sowohl die Wünsche der Fürstin für den Stammhalter ihres Geschlechts, wie auch die der Mutter für das Glück ihres Sohnes in jeder Beziehung befriedigen mußte.

Am 12. October schifften sich die Herzogin-Mutter, der Herzog und die Prinzessin von Orleans — damals die einzigen lebenden

Nachkommen dieses Geschlechtes — auf die englische Fregatte Resistance ein, und landeten am 15. glücklich in Palermo, wo sie mit allen, ihrem Range gebührenden Ehren, und vom sicilianischen Hofe mit aufrichtiger, verwandtschaftlicher Freude empfangen wurden. Nach drei und dreißig Jahren sahen sich die Königin Karoline und die Herzogin wieder, um die Verbindung ihrer Kinder zu schließen, unter ihnen verabredet im vorigen Jahrhunderte, das von dem neuen getrennt war durch eine vollkommene Umgestaltung aller Verhältnisse, aus der, durch eine sonderbare Fügung, eben die Verwirklichung dieser Vereinigung hervorgegangen war, wozu der Gedanke unter so ganz verschiedenen Zuständen entstand. Was als eine paßliche Familienverbindung vorgeschlagen war, wurde durch das Unglück beider Familien eine Ehe aus Neigung; die für einander bestimmten Personen waren durch eine Kluft von Ereignissen so getrennt worden, daß kaum die Erinnerung der ehemaligen Bestimmung noch bestand, und hatten sich nun freiwillig gefunden, um aus Liebe einen Bund zu schließen, durch den der letzte Orleans sein Geschlecht fortpflanzte, dem eine so hohe Bestimmung vorbehalten war. Die Herzogin umarmte gerührt eine Tochter, die, indem sie ihrem Sohne das überschwenglichste Familienglück schenkte, das nur immer das zärtlichste Mutterherz wünschen konnte, nie aufgehört hat, ihr kindliche Verehrung und Liebe zu weihen.

Das sicilianische Parlament bewilligte eine größere Summe zur Ausstattung der Prinzessin Amalie, als sonst gewöhnlich eine Prinzessin dieses Hauses bekommt. Ohne Zweifel hatte der Herzog von Orleans viel dazu beigetragen, daß der Prinzessin 300,000 Livres Einkommen zugesichert wurden. Die Feinde unterließen wiederum nicht, dieses günstige Ergebniß einer vom Herzog angezettelten Intrigue zuzuschreiben; allein es beruhte ganz einfach darauf, daß er sehr beliebt war, nicht blos wegen seiner persönlichen Eigenschaften, sondern auch wegen seiner constitutionellen Gesinnungen, die er, ohne sich in die Landesangelegenheiten zu mischen, mit Mäßigung, aber ungescheut an den Tag gelegt hatte. Die bald auf Sicilien folgenden Ereignisse werden zeigen, daß es unter den damaligen Verhältnissen

sehr natürlich war, daß die sicilianischen Stände wünschen konnten, durch zuvorkommende Bedachtnahme auf die Ausstattung der Prinzessin das Wohlwollen des Herzogs zu gewinnen, der, als Schwiegersohn der königlichen Familie, bei seinen geistigen Vorzügen fast unumgänglich berufen werden konnte, mehr oder weniger unmittelbar Einfluß zu üben, wenn nicht auf die Landesverhältnisse, so doch auf den Hof. Ludwig Philipp hatte vom Anfange seines Auftretens in Sicilien offen an den Tag gelegt, daß seine Erfahrung ihn gelehrt habe, daß die wahre Staatsweisheit in jedem Lande darin bestehe, die Rechte der Krone wie die der Landesvertretung gegenseitig zu achten und zu üben, und jede Aenderung zum Fortschritt durch gemeinsame Vereinbarung zu bewirken, und er hatte keinesweges Hehl gehabt, daß er die Idee von Freiheit in seinen ersten Jugendjahren in einem Sinne aufgefaßt habe, dessen Irrthümer ihm erst in der Schule des Lebens klar geworden waren. Die sicilianische Verfassung gewährte allerdings nur den bevorrechteten Klassen eine Standschaft, allein die Bildungsstufe des Landes im Ganzen ertrug, oder forderte vielmehr dieses Verhältniß, das erst bei vorgerückter Entwickelung der Nation ohne Gefahr geändert werden konnte. So wie der gesellschaftliche Zustand war — und er hat sich, mit Ausnahme einiger Seestädte, auf Sicilien wenig geändert — mußten damals die Stände sehr wünschen, daß solche Ansichten, wie die, welche Ludwig Philipp hegte, in einem Mitgliede der königlichen Familie vertreten waren, und es scheint uns, daß diese Lage der Dinge an und für sich hinreichend war, um ein bereitwilliges Entgegenkommen des sicilianischen Parlaments sehr begreiflich zu machen.

Am 25. November 1809 wurde die Vermählung des Herzogs von Orléans feierlichst vollzogen.

Die verwittwete Herzogin von Orleans verweilte noch längere Zeit in Sicilien und war Zeuge des häuslichen Glücks ihres Sohnes. Der Herzog führte einen Befehl in der sicilianischen Armee unter seinem Schwager dem Kronprinzen, nachherigen König Franz dem Ersten. Mit Ausnahme der Erfüllung seiner militärischen Pflichten, beschäftigte er sich nur mit seinen Privatangelegenheiten, und fühlte

sich um so zufriedener, als seine Gemahlin ihm Hoffnung gab, sein Glück durch ein Pfand der Liebe vermehrt zu sehen.

Sechs Monate waren fast verflossen seit der Vermählung, als Don Mariano Carnerero, Mitglied der Staatssection in der spanischen Regierungsjunta, nach Palermo kam. Er überbrachte zwei Schreiben des obersten spanischen Regierungsrathes auf der Insel Leon; eines an den Herzog und das andere an den König beider Sicilien. In dem Schreiben an den Herzog wurde dieser eingeladen, nach Spanien zu kommen, um einen Oberbefehl in Catalonien zu übernehmen; er sollte dabei den Rang eines Infanten erhalten. In dem andern Schreiben, welches Don Mariano überbrachte, wurde der König von Sicilien gebeten, seinem Schwiegersohne die Uebernahme eines Befehls im spanischen Heere zu gestatten. Es war die constitutionelle Partei, welche im Regentschaftsrathe durchgesetzt hatte, daß man den Herzog, dessen militärische Tüchtigkeit bekannt war, herbeirufen solle; wobei sie offenbar von dem Gedanken geleitet war, bei einem endlichen Gelingen der Befreiung der Halbinsel, durch einen mächtigen Einfluß ihre Gesinnungen vertreten zu sehen in einem Mitgliede der königlichen Familie und einem Oberbefehlshaber des Nationalheers. Die constitutionelle Partei kannte zu gut die Umgebung der spanischen Bourbons, um nicht von ihnen den Mißbrauch eines endlichen Siegs zu fürchten, wenn sie sich wieder in dem Besitz ihrer angestammten Gewalt sehen würden. Dieser Mißbrauch der wiederhergestellten unbedingten Macht der Krone erfolgte später wirklich, in einem Umfange und mit einer Rachsucht, die wohl selbst die Erwartung derer übertraf, welche die ungünstigste Meinung von der Ferdinandëischen Camarilla hatten. Ohne Zweifel wurde diese Reaction eben durch das Mittel herausgefordert, worin die Constitutionellen einen Schutz gegen den Absolutismus gesucht hatten, denn die Constitution der Cortes vom 19. März 1812 beschränkte die Macht der Krone, der Geistlichkeit, des Adels so sehr, und räumte zugleich dem demokratischen Princip einen so weiten Spielraum ein, daß fast jeder Weg zu einem gütlichen Abkommen abgeschnitten war. Gewiß hätte eine hervorragende Persönlichkeit, welche sich um die Befreiung

Spaniens anerkannte Verdienste erworben, einem gemäßigten Verfassungswerke viel mehr Schutz und Bürgschaft geben können, als die zornige und voreilige Cortesconstitution, welche, indem sie alles Herkommen dictatorisch verwarf, einen großen Theil der Volkssympathie von sich abwendete und dem Absolutismus überwies. Wer kann bestimmen, was in einem Kampfe, wie der in Spanien hätte bewirkt werden können, wo neben den edelsten Nationaltugenden die wüthendsten Leidenschaften, neben besonnener Ausdauer die überspanntesten Ansichten alle Kraft anstrengten. Wer kann sagen, ob in diesem beispiellosen Aufgebote aller Widerstandsfähigkeit eines urkräftigen Volks, deren moralische Bedeutung die materielle bei Weitem überbot, von Wellingtons kluger Meisterhand mit eiserner Beharrlichkeit und einsichtsvoller Benutzung aller Wechselfälle, als Werkzeug des brittischen Interesses fast in die Bahn eines Ausrottungkrieges gedrängt — ob in diesem krampfhaften Aufschwunge Jemand Einfluß genug hätte erringen können, um den Sieg über den äußern Feind auch für die Nationalsache geltend zu machen, welcher die Engländer nach Napoleons Bezwingung keinen Sieg zuwenden wollten, sondern sie mit grausamer Unpartheilichkeit dem wiederhergestellten Absolutismus überließen. Man wird aber zugeben, daß, wenn Ludwig Philipp festen Fuß in Spanien hätte gewinnen können, er sich nachher in den schwierigsten Verhältnissen als den Mann erwiesen hat, der Einsicht, Kraft und Beharrlichkeit genug besitzt, und wohl geeignet gewesen wäre, um selbst in dem politischen Nachtgemälde der spanischen Wirren dem Lichte ordnender Verständigung Zugang zu verschaffen. Die englische Regierung urtheilte so von Ludwig Philipp, und konnte nicht leicht ihm einen schmeichelhafteren Beweis ihrer Anerkennung seiner Fähigkeiten geben, als die Aengstlichkeit zeigte, womit sie um jeden Preis ihn von aller Theilnahme an den spanischen Angelegenheiten auszuschließen suchte.

Ludwig Philipp konnte sich mit Recht berufen fühlen, für das Haus Bourbon auf den Kampfplatz zu treten gegen dessen politischen und persönlichen Feind. Er nahm daher keinen Anstand, der an ihn ergangenen Einladung zu folgen, sobald er die Einwilligung seines

Schwiegervaters bekommen hatte. Der König von Sicilien genehmigte ohne Anstand, daß sein Schwiegersohn und General in seinem Heere die Einladung des spanischen Regentsschaftsrathes annehme.

Ludwig Philipp traf also eiligst Anstalten zur Abreise. Seine Gemahlin mußte zum erstenmal den harten Seelenkampf bestehen zwischen den Gefühlen der Gattin und denen der Lebensgefährtin eines Prinzen, dessen hohe Geburt ihm Pflichten auferlegt, vor deren Erfüllung jede persönliche Rücksicht zurücktreten muß. Dieser Kampf mußte um so heftiger ihr Herz bestürmen, als Herzogin Amalie, eine Enkelin Marie Theresia's, in demselben Grade das Bewußtseyn ihres hohen Standes als das der hingebendsten Weiblichkeit hat. Als damals ihr Herz das schwere Opfer bringen mußte, konnte sie nicht ahnen, unter wie viel schrecklichern Umständen es später von ihr gefordert werden sollte.

Der Herzog hatte sich vom König den sicilianischen Obrist Saluzzo als Adjutant ausgebeten. Von ihm, Don Mariano Carnerero und Herrn von Broval begleitet, schiffte er sich am 21. Mai 1810 auf der spanischen Fregatte ein, welche den Abgeordneten der Regentschaft nach Palermo gebracht hatte.

Vor Tarragona angekommen, ließ er sogleich dem Commandanten seine Ankunft melden. Der Commandant stellte sich, erklärte aber, daß er von der Regentschaft keine Mittheilung erhalten habe in Beziehung auf einen Oberbefehl des Herzogs in Catalonien, wie es in dem Schreiben an den Herzog, das ihm mitgetheilt wurde, angegeben war, und daß er daher vor Eingang bestimmterer Befehle die Stellung des Herzogs, als spanischen Obergenerals, für jetzt nicht anerkennen könne. Die Umstände waren schwierig, Lerida war in die Hände Napoleons gefallen, O'Donnel war geschlagen, und die catalonische Armee auf der Flucht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Commandant bereits davon unterrichtet war, daß die Maßregel der Regentschaft, den Herzog von Orleans herbeizurufen, Widerspruch erfahren hatte, sowohl von Seite Englands als von mehreren spanischen Generalen, namentlich von O'Donnel. Er blieb bei seiner Erklärung, und da von der Regentschaft keine Depesche einlief, und

die Uebertragung des Oberbefehls in Catalonien, so ausdrücklich sie auch in dem Schreiben der Regentschaft an den Herzog enthalten war, doch an Ort und Stelle erfolglos bleiben mußte, so lange diejenigen, welche sich ihm unterordnen sollten, nicht ebenfalls von der Regentschaft dazu aufgefordert waren, so war ein längerer Aufenthalt in Tarragona zwecklos. Der Herzog ging daher mit der Fregatte nach Cadix, um bei der Regentschaft selbst Aufklärung zu bekommen über diese auffallende Vernachläßigung des freiwillig ertheilten Auftrags.

Der Herzog traf am 20. Juni in Cadix ein. Er wurde mit allen Ehren seines Ranges von der Regentschaft feierlich empfangen. Man ließ sich aber gar nicht auf das eigentliche Geschäftsverhältniß ein, und Jeder, der erwarten konnte, von ihm darüber zur Rede gestellt zu werden, zog sich vollständig zurück. Durch Don Carnerero erfuhr man indessen bald, daß der Regentschaftsrath sich in der Verlegenheit befinde, die Uebertragung eines Oberbefehls an Ludwig Philipp nicht in Ausführung bringen zu können. Der Beschluß, den Herzog von Orleans nach Spanien zu holen, war bis nach Abfahrt der Fregatte nach Palermo geheim geblieben; diejenigen, welche ihn veranlaßt, hatten darauf gerechnet, daß nach Ankunft des Herzogs in Spanien alle Hindernisse bei seiner persönlichen Theilnahme schwinden würden. Sobald aber der gethane Schritt, wie es nicht anders seyn konnte, den höheren spanischen und englischen Militärbehörden mitgetheilt wurde, mußte die Regentschaft sich überzeugen, daß sie unter so kritischen Umständen nicht Macht genug besaß, um den gegen den Herzog sich erhebenden Widerstand zurückzuweisen. Die spanischen Generale, welche dem Herzog entgegen waren, fanden die kräftigste Unterstützung von England, das sich eben so entschieden gegen ihn erklärte, wie bei seiner früheren Anwesenheit in Gibraltar. Da nun die, welche dem Herzog von Orleans entgegentraten, gerade die vorzüglichsten Stützen der Macht der Regentschaft waren, so sah diese sich um so mehr außer Stande, ihrem Versprechen nachzukommen, als sie erwarten mußte, daß in den Cortes der Widerspruch Nachhall finden werde. Ludwig Philipp wollte sich indessen überzeugen,

ob dieser Widerstand durch beharrliche Gegenwirkung nicht zu überwinden sey, und ob es ihm nicht gelingen könne, in den Cortes eine Mehrheit zu seinen Gunsten zu gewinnen, und blieb in Cadix.

England sah indessen diesem Vorgange nicht unthätig zu. Eine englische Fregatte warf Anker vor Cadix und überbrachte eine Botschaft des englischen Ministeriums und eine Einladung an den Herzog, Cadix zu verlassen und sich nach England zu begeben. Der Herzog weigerte sich, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Der englische Abgesandte verlangte darauf förmlich im Namen seiner Regierung von der spanischen Regentschaft, daß sie den Herzog nöthige, Cadix zu verlassen und sich nach England einzuschiffen. Der Cardinal von Bourbon widersetzte sich indessen mit seinem ganzen Einflusse dieser Forderung. Die Regentschaft antwortete England, daß die spanische Nation sich nicht entehren werde durch Anwendung von Zwangsmaßregeln gegen einen Prinzen, der gekommen sey, um ihre Gefahren in einem schweren Kampfe zu theilen: daß sie indessen gegen den ausdrücklichen Wunsch der brittischen Regierung dem Herzoge von Orleans keine Befehlshaberstelle im spanischen Heere ertheilen werde.

Ludwig Philipp war nach Aufforderung des Regentschaftrathes nach Spanien gekommen, und dennoch suchte dieser nun die Sache so darzustellen, als habe er um eine Stelle bei der Regentschaft nachgesucht. Geschah das nun in Folge englischer Einflüsterung, um die Anwesenheit des Herzogs in Spanien als eine Intrigue darzustellen, und dadurch seine Absichten der Nationalpartei verdächtig zu machen, oder griff der Regentschaftsrath in seiner gränzenlosen Verlegenheit zu diesem Auskunftsmittel, um vor den Cortes wenigstens mit einem Wortvorwande auftreten zu können; jedenfalls hat Toreno Recht, wenn er in seiner Geschichte der spanischen Revolution diesen treulosen Behelf als „unwürdig einer, auf Adel und Freimuth stolzen Regierung“ bezeichnet; er paßte ohnedieß so ganz auf die Besorgnisse der älteren Linie, als wenn er von Goldfield-Hall ausgegangen, und über Downingstreet nach Cadix gekommen sey.

Der Herzog glaubte indessen nicht, seine Sache verloren geben zu dürfen, so lange die Cortes nicht dem Beschlusse des Regierungs-

rathes beigetreten waren. Aber die Engländer erkannten auch die Nothwendigkeit, die Weigerung von den Vertretern der Nation bestätigen zu lassen. Man gab den spanischen Ständemitgliedern, deren Versammlung eben eröffnet war, deutlich genug zu verstehen, daß England seine Streitkräfte zurückziehen werde, wenn die Cortes nicht den Herzog von Orleans nöthigten, Spanien zu verlassen. Dieß verfehlte nicht die beabsichtigte Wirkung; die Cortes luden den Herzog ein, Cadix und Spanien zu meiden.

Alle diese Verhandlungen hatten viel Zeit genommen; Ludwig Philipp war bereits über drei Monate in Cadix. Ohnerachtet der offiziellen Mittheilung der Cortes, wollte er doch noch den Versuch machen, in einer öffentlichen Sitzung persönlich seine Sache zu führen vor den versammelten Vertretern der Nation. Am 30. September erschien er daher unerwartet im Versammlungshause auf der Insel Leon, und verlangte, vor den Schranken der Cortes eine Mittheilung zu machen. Dem öffentlichen Vortrage wich man dadurch aus, daß man eine geheime Berathung vorschützte, und eine Commission von drei Mitgliedern ernannte, welche beauftragt wurden, das Anliegen des Herzogs zu vernehmen. Obwohl durch dieses schnell ersonnene Hülfsmittel die Hauptabsicht des Herzogs, den Eindruck seiner persönlichen Erscheinung zu versuchen, vereitelt wurde, so stellte er doch der Commission nachdrücklich vor, daß die Cortes verpflichtet wären, ihm wenigstens persönlich Gehör zu geben, und durch Verweigerung eines so billigen Ansinnens eine schwere Verantwortung übernähmen. Allein die drei Abgeordneten, die zu den entschiedensten Anhängern Englands gehörten, beharrten auf der Weigerung, und erklärten auf das Bestimmteste, daß alle ferneren Schritte vergeblich wären, und daß es unumgänglich nothwendig sey, daß der Herzog Spanien verlasse.

Nachdem nun alle Mittel erschöpft waren, erkannte Ludwig Philipp die Unmöglichkeit, jetzt eine Aenderung des Beschlusses zu erlangen, und er mußte sich zur Abreise entschließen. Am 3. October schiffte er sich auf einer spanischen Fregatte nach Palermo ein. Hatte Ludwig Philipp zum zweitenmal in Spanien viel Verdruß

erfahren müssen, so hatte unterdessen die Vorsehung ihm in Palermo vollen Ersatz gegeben, denn die durch seine Rückkehr doppelt erfreute Herzogin legte ihm seinen Erstgebornen in die Arme. Am 3. September 1810 war ihm ein Prinz geboren, der in der heiligen Taufe die Namen: Ferdinand — Philipp — Ludwig — Karl — Heinrich — Joseph, und, nach der Satzung im orleanischen Hause, als ältester Sohn, den Titel eines Herzogs von Chartres empfing.

Während Ludwig Philipp sich im Kreise seiner liebenswerthen Familie so glücklich fühlte, traten am Hofe seines Schwiegervaters Spannungen ein, die ihn in ein mißliches Verhältniß zu bringen drohten.

Sicilien war durch Englands Hülfe der französischen Gewalt entzogen worden, und wurde nur durch den ferneren Beistand des Kabinets von St. James den neapolitanischen Bourbons erhalten. Eine große Flotte an den weiten Küsten, ein Heer von beinahe 20,000 Mann auf der Insel, und jährliche Subsidien von 400,000 Pfund Sterling waren die bedeutenden Anstrengungen, durch welche England Sicilien und Ferdinands Krone den begierigen Nachstrebungen Napoleons und Murats entzogen. Es war ganz einleuchtend, daß Sicilien, sich selbst und der Macht Ferdinands allein überlassen, verloren gehen werde. Daß unter solchen Umständen der englische Einfluß am Hofe von Palermo überwiegend seyn mußte, ist sehr natürlich. Wir finden übrigens nicht, daß England etwas Anderes von der palermitanischen Regierung verlangte, als was in ihrem eigenen Vortheile war, auch ohne alle Zumuthung, zu gewähren. Es wollte nämlich die Rechte der Sicilianer respectirt, und dadurch ein gutes Einverständniß zwischen den Unterthanen und dem Hofe erhalten wissen. Dieß war um so nöthiger, als die Sicilianer nie die Neapolitaner geliebt haben, und die Hauptregierungsstellen in Palermo ganz von Neapolitanern besetzt waren. Zudem war, wie ehedem in Neapel, so auch in Palermo, die Königin Karoline die Seele der Regierung ihres Gemahls.

Unter diesen Verhältnissen hatte aber die Königin eine ganz auffallende Stellung genommen. Obwohl Sicilien die Hülfe Englands

nicht entbehren konnte, so sah die Königin doch nur mit offen ausgesprochenem Unmuthe die Anwesenheit der Engländer und den Schutz, den ihre Macht dem sicilianischen Hofe verlieh. Die Königin ließ es indessen keinesweges blos dabei bewenden, ihr persönliches Mißbehagen an dieser Lage der Dinge an den Tag zu legen. Ihr ganzes Bestreben war, wieder in den Besitz des Königreichs Neapel zu kommen; die Wege und Mittel aber, durch welche sie diese, an und für sich ganz richtige Absicht erreichen wollte, mußten nothwendig für sie und die Regierung verderblich werden. Sie glaubte zu wissen, daß das englische Kabinet damit umgehe, dem König Joachim (Murat) Neapel zu garantiren, unter der Bedingung, daß er sich von Napoleon trenne. Wenn nun die Königin meinte, daß die englische Politik sich nicht lange besinnen werde, einen Grundsatz zu opfern, um von einer, wenn auch nicht regelmäßigen Thatsache den für den Augenblick ersprießlichen Nutzen zu ziehen, so war sie ohne Zweifel nicht im Irrthum. Um aber den Engländern zuvorzukommen, beschloß sie, selbst Neapels Wiedereroberung zu bewerkstelligen, sie allein, durch die Aufstellung eines eigenen Heeres in ihrem Solde, und durch Aufbringung der nöthigen Geldmittel, um namentlich in Calabrien die Unzufriedenen aufzuwiegeln; und dieß Alles wollte sie thun, wie sie oft genug, und wohl in der Absicht, daß man es erfahren sollte, wiederholte: „Ohne die Engländer, und ohnerachtet der Engländer!“ Zugleich aber arbeitete sie auf Sicilien selbst gegen die Engländer; die durch sie gewonnene Geistlichkeit wiegelte das Volk auf und predigte einen Kreuzzug gegen die fremden Ketzer, welche Gott und seine heilige Kirche verläugneten und die Gläubigen, welche mit ihnen verkehrten, um ihre Seligkeit brächten; es lag weder an der Königin, noch an dem Eifer der frommen Geistlichkeit, wenn nicht eine moderne sicilianische Vesper anbrach. Dabei trat sie mit der schroffsten Willkür gegen die ausdrücklichen und herkömmlichen Rechte der sicilianischen Stände auf; sie hoffte durch Geistlichkeit und Volk die Engländer zu verderben, und dadurch dem Adel den Schutz zu entziehen, den England den Vorrechten und Privilegien des sicilianischen Parlaments gewährte.

Unter solchen Umtrieben hatte Ludwig Philipp einen sehr schwierigen Standpunkt, denn er konnte eben so wenig seiner Schwiegermutter feindlich entgegentreten, als sie ungewarnt dem Verderben zueilen sehen. Er säumte daher nicht, der Königin Vorstellungen zu machen, und sie inständigst zu bitten, sowohl die Nationalfreiheiten, als die Gastfreundschaft gegen die Engländer zu achten. Als er sich indessen überzeugen mußte, daß die Königin von der Verfolgung ihrer Plane nicht abzubringen war, so zog er sich auf eine Villa zurück, wo er sich blos mit häuslichen Angelegenheiten beschäftigte, ohne irgend einen Antheil an den politischen Ereignissen zu nehmen. Er hatte seine Pflicht erfüllt, so weit es in seiner Macht stand, ohne die Familienbeziehungen zu verletzen, deren Beachtung man eben so wohl von ihm erwarten konnte, als die Wahrung seiner politischen Grundsätze. Dieses passive Zurücktreten wurde aber damals und später von den Legitimisten aller Zungen als ein Liebäugeln mit der Revolution ausgelegt, während es in diesem Falle offenbar die Königin war, welche sich an die Spitze der Revolution gestellt hatte, und sie mit den illegitimsten Mitteln betrieb.

Die Ereignisse entwickelten sich ganz so, wie bei der Beharrlichkeit der Königin in Verfolgung ihrer Plane mit unzureichenden Mitteln und falschen Maßnahmen, und andererseits, bei der Entschlossenheit der Engländer, der Ausführung dieser Absichten mit überwältigender Macht entgegenzutreten, das Ergebniß naturgemäß sich gestalten mußte. Nachdem König Ferdinand sich von der Regierung zurückgezogen, und den Kronprinz Franz zum Generalvicar des Reichs bestellt hatte, war der Einfluß der Königin nur noch bestimmter und kühner geworden. Das wichtigste Vorrecht der sicilianischen Nation bestand in dem Selbstbesteuerungsrechte, und zwar in der Weise, daß das alle drei Jahre sich versammelnde Parlament für die bis zu seiner nächsten Versammlung laufende Finanzperiode die Steuern bewilligte, sie auch selbst erhob durch eine aus seiner Mitte ernannte Steuer-Commission, welche den Namen „Deputation des Königreichs“ führte, und in die königlichen Kassen ablieferte. Für die mit dem Jahre 1811 beginnende Finanzperiode forderte die Regierung eine Erhöhung der

Abgaben von 360,000 Unzen Gold,* das Parlament aber bewilligte nur 150,000 Unzen. Ein königliches Edict verkündete dessen ohnerachtet eine außergewöhnliche Abgabe von einem Procent auf alle Zahlungsscheine — eine an sich ganz willkürliche Erhebungsweise. Eine große Zahl von Mitgliedern der Standschaft legten bei der Deputation Verwahrung ein gegen diese Verletzung der uralten Verfassung, welche seit einer Reihe von Jahrhunderten von allen, Sicilien beherrschenden Dynastien geachtet worden war. Die Vornehmsten unter den Vertretern der parlamentarischen Freiheit wurden indessen bei Nacht aufgehoben und nach verschiedenen der vielen kleinen Inseln an der Küste von Sicilien abgeführt, wo sie streng bewacht wurden, um ihnen jede Verbindung mit dem Herde der Ereignisse abzuschneiden. Die Regierung hatte die Bahn ungesetzlicher Willkür beschritten, ganz Sicilien kam in Bewegung, die Heftigkeit der Parteien steigerte sich bis zum schneidendsten und unversöhnlichsten Gegensatze, und jede Hoffnung auf eine gütliche Vereinbarung schwand immer mehr. Sicilien, das während der Drangsale des europäischen Festlandes, unter dem Schutze eines günstigen Ausnahmsverhältnisses, einer so glücklichen Ruhe hätte genießen können, war also durch die ungerechten und übel berechneten Maßregeln der Königin in gährende Unruhe versetzt und bis an den Abgrund eines unheilvollen Bürgerkriegs gebracht worden. Nicht lange aber durfte Marie Karoline sich der Aussicht erfreuen, durch diesen zweifelhaften Sieg den Erfolg ihres Plans herbeigeführt zu sehen.

Die Engländer hatten seit dem Schlusse des Jahres 1810 diesen inneren Vorgängen mit scheinbarer Theilnahmlosigkeit zugesehen; sie kannten sehr gut die geheimen Absichten der Königin, wollten aber nicht eher einschreiten, bis sie alle Mittel zur Hand hatten, um durch eine unwiderrufliche Entscheidung die vorhandenen Zerwürfnisse zu beenden und die Zukunft sicher zu stellen. Dieser Augenblick kam im November 1811. Eine bedeutende englische Flotte erschien vor Palermo und legte sich hart an der Küste vor Anker. Mehrere Regimenter wurden ausgeschifft, Lord William Bentink stellte sich an die

* 2,016,000 Gulden rheinisch.

Spitze der Truppen und besetzte Palermo. Die englische Regierung erklärte, daß sie in die Nothwendigkeit versetzt worden sey, diesen Schritt zu thun, um ihren Alliirten zu schützen gegen den drohenden Ausbruch eines nahen Aufstandes; und dießmal war das kein leerer Vorwand, denn man konnte in der That jeden Augenblick den Bürgerkrieg erwarten. Sobald aber die Engländer vollkommen Herren der Stadt geworden waren, erfolgte ein Forderung, die allerdings über die Befugnisse eines Schutzbündnisses ging, obwohl man nicht läugnen kann, daß sie unvermeidlich geworden war für die eigene Sicherheit der Engländer. Lord William Bentink nämlich erklärte, daß die englische Regierung unter keiner Bedingung den Aufenthalt der Königin von Neapel auf Sicilien ferner zugeben könne, und verlangte offiziell, daß sie sogleich abreise. Lord Williams Weisung von seinem Hofe war so unbedingt, sein Entschluß, sie aufzuführen, so entschieden, und die ihm zu Gebote stehende Macht so unfehlbar, daß kein anderer Ausweg blieb, als diesem Verbannungsbefehle Folge zu leisten.

Wie Ludwig Philipp es vorhergesagt hatte, war die Macht der Königin mit Gewalt gebrochen worden. Eine Vermittelung war hier unmöglich, der Oberbefehlshaber der englischen Hülfsarmee auf Sicilien mußte die Entfernung der Königin als eine Lebensfrage betrachten, und drang auf pünktliche Erfüllung der Forderung seines Hofes. Die Herzogin von Orleans sah ihre Mutter mit um so mehr Besorgniß scheiden, als diese stolze Frau in wahrer Verzweiflung war über die Demüthigung, der sie sich unterwerfen mußte, und in dem bittersten Unmuthe, mit dem glühendsten Schmerze von ihrer Familie Abschied nahm und den Schauplatz verließ, auf dem ihre kühnen Plane gescheitert waren. Auf einem englischen Schiffe wurde sie nach Constantinopel gebracht, von wo aus sie durch Ungarn nach Wien ging. Die nach Napoleons Sturz während der ersten Restauration vergeblichen Bestrebungen, den Wiederbesitz von Neapel zu erlangen, betrieb Marie Karoline am Congreß mit dem lebhaftesten Eifer. Das Mißlingen dieser Unterhandlungen beförderte ohne Zweifel ihren Tod. Sie starb — die letzte Tochter Maria Theresia's — in Schönbrunn am 8. September 1814.

Am 3. April 1812 wurde dem Herzog von Orleans eine Prinzessin geboren, welche in der Taufe folgende Namen erhielt: Louise — Maria — Theresia — Charlotte — Isabella.

Im folgenden Jahre erfreute ihn wiederum die Geburt einer Tochter: Marie — Christine — Caroline — Adelaïde — Francisca — Leopoldine, geboren am 12. April 1813. Von diesen Prinzessinnen wurde nachher die erste, Königin der Belgier, die zweite aber Herzogin von Würtemberg.

Napoleon hatte den Wendepunkt seines Glücks überschritten. Aus den Trophäen seiner Siege hatte er ein Staatengerüste gebildet, so hoch emporragend, so weit gedehnt, daß der Umkreis den Zusammenhang mit dem Mittelpunkte verlieren mußte von dem Augenblicke an, wo seine Glückssonne nicht mächtig genug stralte, um das Planetensystem der Napoleoniden in dem Umschwungskreise der Abhängigkeit zu erhalten. Er hatte mit dem französischen Volke viele Heere besiegt, als aber die Völker alle gegen ihn auftraten, verläugnete ihn das Volk, dessen Ruhm er gemehrt, dessen Recht er aber verachtet hatte.

Während der Ereignisse, welche die Fremden nach Paris und Napoleon nach Elba brachten, hatte Ludwig Philipp in seinem Familienkreise gelebt ohne persönliche Theilnahme an öffentlichen Geschäften. Am 31. März 1814 waren die verbündeten Heere in Paris eingerückt, und am 23. April hatte man in Palermo noch keine Kunde von diesem großen Ereignisse und seinen Folgen. An diesem Tage verbreitete sich zuerst die Nachricht von Napoleons Abdankung und der Wiederherstellung der Bourbons. Ludwig Philipp eilte nach dem Pallast des Seeministeriums, wo der englische Gesandte wohnte. Sobald dieser den Herzog erblickte, rief er ihm zu: „Ich wünsche Ihnen Glück; Napoleon ist abgesetzt, und die Bourbons haben den französischen Thron bestiegen!“ Erst der Moniteur überzeugte den Herzog vollkommen. Ein englisches Kriegsschiff war so eben mit dieser Nachricht eingelaufen, welche die Kanonen aller Forts von Palermo bald laut verkündigten.

Am folgenden Tage meldete sich der Capitain des englischen Schiffes beim Herzog; er brachte ihm Botschaft von Lord William Bentink aus Genua, und fügte hinzu: „Ich habe den Befehl, mein

Schiff zu Eurer Hoheit Verfügung zu stellen, wenn Sie nach Frankreich gehen wollen."

Der Herzog säumte nicht, dieß Anerbieten zu benutzen. Er reiste sogleich ab, nur von seinem Kammerdiener White begleitet.

Am 8. Mai kam er in Paris an, und stieg vorerst ab in einem Hôtel in der Straße Grange-Batelière.

Seit beinahe zwei und zwanzig Jahren hatte Ludwig Philipp Paris nicht gesehen. Als er es zuletzt verließ, war Frankreich eine Republik, die königliche Familie saß gefangen im Temple, sein Vater lebte noch, und er selbst hatte nur augenblicklich die Armee verlassen, um sogleich wieder an die Grenzen zu eilen, und Frankreich gegen die verbündeten Mächte zu vertheidigen. Was man damals glücklich verhindert hatte, war jetzt geschehen. Die Heere eben dieser Mächte hielten jetzt Paris besetzt; russische und preußische Truppen erblickte man an allen Wachposten; unter den glänzendsten Uniformen der Gardeoffiziere der fremden Herrscher sah man auf den Boulevards Kosakenhetmanns und Baschkirenführer, neugierig angestaunt von den lustwandelnden Parisern, welche diese interessante Barbaren wie Opernfiguren aus „dem Karneval von Venedig" betrachteten. Kaiser Alexander bewohnte im Pallaste Elisée-Bourbon dasselbe Zimmer, worin Napoleon den Plan zum russischen Feldzug entworfen hatte. Vom Kaiserreiche, dessen Adler nach Elba gezogen, war nichts zu sehen, als der eherne Ruhmesstreif mit seinen Großthaten, der sich um die Vendômesäule windet, und einige Marschälle und Herzoge, von denen Mehrere ehemalige Kriegsgefährten Ludwig Philipps im flandrischen Feldzuge gewesen waren, und nun ihm entgegentreten sollten in den Vorgemächern der Tuilerien, an deren Zinnen die weiße Fahne wehte, statt der dreifarbigen, unter der sie früher im Verein gedient hatten. Es lag in der That ein Jahrhundert von Ereignissen zwischen dem Anblick von Paris im vorigen und in diesem Jahrhundert.

Ludwig Philipps erster Ausgang war nach dem Palais-Royal. Wie müssen die Erinnerungen sich ihm aufgedrängt haben auf seiner Wanderung durch die Straße Richelieu, die er fast ohne Aenderung

so vorfand, wie er sie verlassen, und als er nun vor dem Pallaste seiner Vorfahren stand, den Ludwig der Vierzehnte seinem Geschlechte gegeben, und in dem er geboren war, da konnte das Bild lebhaft aufsteigen von dem alten Frankreich von ehedem und von den ersten Vorgängen der stürmischen Erhebung, welche alle die wunderbaren Ereignisse gebar, die ihn in fremde Welttheile gedrängt, und ihn nach mehr als zwei Jahrzehnten durch einen fast unglaublichen Wechsel aller Verhältnisse nun wieder an seine Geburtsstätte brachten.

Palais-Royal war damals, viel mehr als jetzt, der besuchteste Sammelplatz in ganz Paris. Alles strömte hieher in den ersten Tagen der Restauration, wo jede Stunde Neuigkeiten brachte, die Hoffnungen zerstörten oder schufen; so kamen viele Pariser hieher, die unter gewöhnlichen Verhältnissen die Herrlichkeiten des Palais-Royal nicht suchten; die Offiziere der fremden Besatzung aber suchten sie und fanden sie in überschwenglicher Fülle.

Ein Menschenschwarm wogte aus und ein; durch diese schritt der Herzog von Orleans, ungekannt, und ohne Jemand zu sehen, der nur eine Erinnerung in ihm erregen konnte; ihm war Alles so fremd, wie er Allen. Ein Thürsteher in kaiserlicher Livrée machte große Schwierigkeiten, den Fremden in das Innere des Pallastes eintreten zu lassen. Und als nun Ludwig Philipp, von seinem Gefühl überwältigt, auf der großen Treppe mit Thränen in den Augen auf die Kniee sank, hielt ihn der erstaunte Schweizer für wahnsinnig, bis er erfuhr, daß es der Herzog von Orleans sey, den er nicht in seinen Pallast hatte einlassen wollen.

Das Palais-Royal — das heißt das eigentliche Schloß selbst, das mit seinen beiden Flügeln vor dem Garten die Vorderseite nach der Straße St. Honoré kehrt — befand sich damals in einem Zustande von Verwirrung und Zerstörung; es war mit Miethsleuten überfüllt, und diente als Niederlage für eine Menge Geräthe, welche die kaiserliche Regierung hatte anfertigen lassen, um den Arbeitern, denen es an Bestellungen fehlte, Beschäftigung und Unterstützung zu gewähren.

Unter solchen Verhältnissen hat Ludwig Philipp seine Vaterstadt und den Stammsitz des Hauses Orleans wiedergesehen.

Die Restauration.

Die Restauration

von 1814 auf 1815.

Als Ludwig Philipp in den Tuilerien erschien, war seine unvorhergesehene Anwesenheit in Frankreich ohne Zweifel eine große, und kaum angenehme Ueberraschung für das neue Königthum. Man glaubte ihn noch weit weg, auf dem glücklichen Sicilien, und hätte ihn gerne dort gewußt, denn es wäre gerade eine passende Entfernung, in welcher man unbefangener über eine Verlegenheit sich hätte verständigen können, der man persönlich nicht beizukommen wußte. Man hatte ihn übrigens nicht vergessen, und es war bereits von ihm die Rede gewesen.

Man behauptet nämlich, daß Talleyrand in der ersten Unterredung mit Ludwig dem Achtzehnten zu verstehen gegeben habe, es könne nicht schaden, wenn dem Herzog von Orleans gerathen würde, sich noch ferner den Genuß des angenehmen Clima's in Sicilien zu gönnen. In dieser, scheinbar nur wie zufällig hingeworfenen Aeußerung fand Ludwig der Achtzehnte jedoch einen so treuen Wiederhall

seiner eigenen Befürchtungen, daß er dem Herzog von Orleans schreiben ließ. Der Umstand, daß der Herzog diesen Brief nicht empfangen hatte, betrachtete der König als einen Beweis dafür, daß der Zufall gegen seinen Vetter sehr gefällig sey.

Wenn nun auch nicht erwiesen werden kann, daß diese Aeußerungen wirklich so statt gefunden haben, wie sie berichtet worden sind, so ist doch gewiß, daß sie sehr treu die Art und Weise schildern, wie der König die Ankunft des Herzogs von Orleans in Frankreich betrachtete. Seine persönliche Anwesenheit jedoch schnitt die Frage durch. Der König hatte laut verkündigt, daß er jeden Franzosen in seinem Rechte erhalten werde, und konnte nun unmöglich damit anfangen, dem ersten Prinzen seines Geblüts das seinige vorzuenthalten. Er hätte ihm gerne mit den größten Zugeständnissen das Opfer vergütet, einen Aufenthalt außerhalb Frankreich zu wählen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der König damals annahm, diese Frage könne auch später mit Erfolg erörtert werden. Als aber im Mai 1814 der Herzog von Orleans in den Tuilerien angemeldet wurde, kannte Ludwig der Achtzehnte seine Stellung als Oberhaupt der bourbon'schen Familie zu gut, um nicht ohne Zögern die Folgen des angestammten Rechts zu bestätigen, das er bereits öffentlich anerkannt hatte, als er Ludwig Philipp im Jahre 1803 aufgefordert, als Herzog von Orleans Theil zu nehmen an der Verwahrung des Erbrechts auf den französischen Thron. Ohnedieß war Ludwig damals in den ersten Flitterwochen seiner persönlichen Vermählung mit diesem Thron des heiligen Ludwig sehr heiter gestimmt, und, wie er sich selbst ausdrückte, so „froh wie ein König." Er hatte ganz die Courtoisie des alten Regime, vereinigte mit gesundem, und in seinen kräftigen Tagen, scharfem Verstande das Bewußtseyn seiner Würde, und wußte mit freundlichem Anstande zu gewähren, was er vielleicht lieber — wenn nicht verweigert, doch gerne an gewisse Bedingungen geknüpft hätte. Unter den obwaltenden Verhältnissen erkannte der König sogleich, daß er offenbar im Vortheil sey, wenn er keine Bitte abwarte, sondern unaufgefordert als Gnade ertheile, was er doch nicht abschlagen konnte. Er empfing daher den Herzog artig,

begrüßte ihn als einen Prinzen vom Geblüt, der mit der Rückkehr der bourbon'schen Familie die alte Stellung seines Geschlechtes in Frankreich einzunehmen bestimmt sey, und versprach ihm die Herstellung des orleanischen Familiengutes für ihn, seine Mutter und Schwester nach Maßgabe des Leibgedinges, welches Ludwig der Vierzehnte der jüngeren Linie verliehen hatte, in so weit es nicht unwiderruflich durch gültigen Kauf in Privatbesitz übergegangen war. Das war jedenfalls eine großmüthige und edle Weise, das Zuständige zu geben. Ludwig Philipp empfing diese huldvolle königliche Zusage mit gerührtem Danke. Als der König gewahrte, daß der Herzog in sicilianischer Uniform war, fügte er hinzu: „Sie waren vor vierundzwanzig Jahren in Frankreich Generallieutenant — Sie sind es noch!"

So war nun Ludwig Philipp wie mit einem Zauberschlage nach Frankreich gekommen und in alle Rechte und Würden eingesetzt. Der Uebergang zum Glück war fast so schnell gewesen, wie ehedem der Sturz, als der Boden zusammenbrach unter den Nachkommen Ludwig des Vierzehnten. Nun stand Ludwig Philipp wieder am Krater des Vulkans, dessen Ausbrüche er wohl kannte; er hatte gesehen, wie unter den Erschütterungen der Bau, der Jahrhunderten getrotzt, zusammengestürzt, wie in dem wüsten Aschenregen eine Staatsgesellschaft fast erstickt war; er war Zeuge gewesen, wie der glühende Lavastrom sich bis in die entferntesten Gegenden unsers Welttheils hingewälzt hatte. Jetzt war am kalten Feuerschlunde ein liliengeschmückter Thron mit kühnem Vertrauen hingestellt auf die Brandstätte, unter dem Schutze der weißen Fahne, welche das siegreiche Ausland dort aufgepflanzt, fast wie Geßler den Schweizern den Hut von Oestreich aufgestellt hatte. Und man erwies der weißen Fahne die Reverenz, nachdem der Talisman zerbrochen war in der Hand des Zauberers, der lange den Vulkan beherrscht und dem er unterwürfig geworden war. War aber das Feuer des Berges erloschen, waren die Feuergeister mit der weißen Fahne versöhnt, oder durch ihre Macht gebunden? Man glaubte das, und mit so tollkühner Zuversicht, daß die Restauration — wie einst die Republik — der Zeit nicht Rechnung hielt, sondern, wie die Muhamedaner ihre Hegira,

von der Flucht an rechnete; Ludwig der Achtzehnte schrieb das zwanzigste Jahr seiner Regierung. Aber war es nicht gefährlich, indem man die Revolution verläugnen wollte, auf den 21. Januar 1793 hinzudeuten? Es hieß die Ungläubigen nöthigen, auch zurückzudatiren. Einem Manne, der so aufmerksam, wie Ludwig Philipp, die Bedeutung des Zeitraums erwogen hatte, den die starken Geister der Restauration als nicht vorhanden wissen wollten, mag diese Methode bedenklich vorgekommen seyn. Allein, wenn auch der Graf Artois aus der Emigration nur Lilien und die weiße Fahne rettete, so hatte dagegen Ludwig der Achtzehnte, auch ein guter Beobachter der Zeit, eine Charte mitgebracht, und wenn auch er nicht immer den Boden richtig beurtheilte, in dem sein Verfassungswerk Wurzel schlagen sollte, so leuchtete doch schon die Idee als Trost verkündender Stern einer beruhigten Zukunft — und hätte es auch werden können.

Die Gefahr verwirklichte sich nur zu bald. So wie aber für Alle — für die Zurückgekehrten, wie für diejenigen, welche Frankreichs Boden nicht verlassen hatten, einige Zeit gehörte, um den neuen Zustand der Dinge nach einer so unerwarteten Krise zu erkennen, so war Ludwig Philipp in der ersten Zeit zu ausschließlich beschäftigt mit den Grundlagen zur Wiederaufrichtung des Hauses Orleans, um den öffentlichen Angelegenheiten mehr als gelegentliche Aufmerksamkeit zu widmen; auch fehlten ihm nothwendigerweise Anfangs die Anknüpfungspunkte, um einen sichern Blick durch die Oberfläche der Verhältnisse richten zu können; ohnehin war es eine stillschweigende Bedingung seiner neu erworbenen Stellung, sich jeder angelegentlichen Forschung nach Regierungsangelegenheiten zu enthalten.

Um die königliche Zusage über die Rückgabe des orleanischen Familienguts zur Ausführung zu bringen, mußte Ludwig Philipp zunächst mit dem ersten Ministerium der Restauration in Berührung kommen. Graf Blacas hatte zwar nur das Ministerium des königlichen Hauses, aber während der zehnmonatlichen Dauer der ersten Restauration war seine wahre Bedeutung die eines ersten Ministers. Nur wenige von den andern Ministern arbeiteten unmittelbar mit dem König; Talleyrand hatte sich ausschließlich die auswärtigen

Angelegenheiten vorbehalten, und der König hörte gerne die persönlichen Berichte des Generaldirectors der Polizei, Grafen Beugnot; die Meisten der andern Minister aber gaben ihre Portefeuilles dem Grafen Blacas zum Vortrag, der allein zu jeder Stunde den großen und kleinen Eintritt hatte, Großmeister der Garderobe, und Herr des Vorzimmers war, so daß Niemand zum Ohr des Königs gelangen konnte, als durch seine Verwendung. Ludwig Philipp kannte Herrn v. Blacas von England aus, wohin er, nachdem er Ludwig des Achtzehnten Bevollmächtigter in St. Petersburg gewesen, dem König gefolgt war, und, nach d'Avaray's auf Madeira erfolgtem Tode, dessen Stelle und Vertrauen bekommen hatte.

Nächst Blacas, als dem damals unvermeidlichen Mittelpunkte aller Angelegenheiten, deren Entscheid nothwendig dem König persönlich vorgelegt werden mußte, war der Minister des Innern derjenige, dem es zunächst zukam, dem König einen Vorschlag zu machen über die Feststellung des orleanischen Familienguts. Der Abt von Montesquiou war damals Minister des Innern. Er war lange ein treuer und redlicher Agent Ludwig des Achtzehnten gewesen, hatte aber gar keine Kenntnisse in dem Fache, dessen Verwaltung unter so schwierigen und mißlichen Verhältnissen ihm übertragen wurde. Seine überkönigliche Gesinnung war schroff und ausschließlich, aber beruhte auf wirklicher Ueberzeugung; er verwarf Alles als falsch und schlecht, was in Frankreich ohne die Bourbons geschehen war. Uebrigens hatte er tüchtige Mitarbeiter, namentlich Guizot, der damals noch sehr jung war, dessen Talent aber sich schon bemerkbar machte. Royer-Collard, Quatremère de Quincy und Lainé gehörten zu den Umgangsfreunden Montesquiou's, der also von Männern von Verdienst umgeben war, die manches Gute bewirkten, und manchem Mißgriffe vorbeugten.

Die Verhandlungen des Herzogs mit Herrn v. Montesquiou hatten einen schnellen und guten Erfolg. Zwei königliche Ordonnanzen, vom 18. und 20. Mai 1814, bestätigten die Wiedereinsetzung des Hauses Orleans in den Besitz und den Genuß seines ansehnlichen

Leibgedinges. Wir werden später eine passendere Gelegenheit finden, eine Gesammtübersicht des Hausvermögens des Herzogs zu geben.

Ludwig der Achtzehnte hatte in seiner Erklärung von Saint-Ouen aus den Senat und die gesetzgebende Versammlung, wie sie unter dem Kaiserreiche bestanden, zusammenberufen, und diese beiden politischen Körper wählten jeder eine Commission aus seiner Mitte, welche beide Commissionen dann sich mit den Abgeordneten des Königs vereinigten. Dieser Versammlung wurde nun die Charte vorgelegt, jeder Artikel berathen und die Annahme in Inhalt und Form nach der Stimmenmehrheit bestimmt. Die Verhandlung war allerdings in so fern frei, daß Niemanden das Wort versagt wurde, um Einwendungen zu machen; der neuen Macht gegenüber war man indessen, wenn nicht schüchtern, doch vorsichtig, und da der Kanzler Dambray, so wie der Abt Montesquiou, mit großer Entschiedenheit von dem Gesichtspunkte ausgingen, daß die Charte eine Gabe des Königthums sey, welches die Versammelten als Notablen des Reichs betrachte, die gleichsam den Staatsrath des Königs vergrößerten, so verschwand die Freiheit einer parlamentarischen Berathung, man ging auf keinen durchgeführten Widerstand gegen das Ganze in seinem Prinzip, oder gegen die einzelnen Artikel ein, und begnügte sich mit Bemerkungen über einzelne Ausdrücke, von denen Mehrere geändert wurden, während die Charte in allen wesentlichen Theilen unverändert blieb, wie Ludwig der Achtzehnte sie im Exil entworfen hatte.

Uebrigens waren die Gemäßigten aller Parteien darüber einig, daß, unbeschadet der Einwürfe, die man gegen einzelne Artikel etwa begründen könnte, die Charte dem politischen Zustande der Zeit und den billigen Forderungen der entschiedenen Mehrheit der Franzosen entspreche, denn sie gewährleistete die Zugeständnisse, deren Verweigerung die Revolution hervorgerufen, und die nun, freiwillig dargeboten, und feierlich zugesagt, einen Schutz gegen künftige Staatserschütterungen darbieten könnten.

Die Anhänger der unbedingten königlichen Gewalt waren die Einzigen, die gleich nach Verkündigung des neuen Staatsgrundgesetzes mit Heftigkeit dagegen auftraten. In einer Unzahl von Flugschriften

suchten sie darzuthun, daß eine Regierung neben den, der Volksvertretung eingeräumten Freiheiten auf die Dauer nicht bestehen könne, und sprachen dem König geradezu die Befugniß ab, die Vorrechte der Krone zu vergeben, die er vielmehr ungetheilt seinen Nachkommen überantworten solle. Das heißt also mit andern Worten: sie betrachteten die Wiederherstellung als eine Wiederaufrichtung der alten Monarchie mit allen Vorrechten der Krone, wollten von keiner andern Freiheit etwas wissen, als die der Parlamente zum Schutze des Adels der Provinzen, und verwarfen die Zeit von 1789 bis 1814, als das königliche Frankreich nicht verpflichtend. Diese Grundsätze wurden ungescheut, und zum Theil mit einem überwiegenden Talent der Darstellung und des Vortrags, an den Tag gelegt, und als die allein erhaltenden empfohlen, alle anderen aber als verderbliche, unter welcher Form immer, verworfen.

Weit milder, ruhiger und versöhnlicher traten die Verfassungsfreunde auf, deren Widerspruch im Wesentlichen weniger den Geist der Charte, als die Art ihrer Verleihung traf, oder vielmehr den Umstand, daß sie eben als octroyirt erklärt wurde, während man erwartet hatte, daß der König die Rechte des Volks auf eine Verfassung anerkennen, und diese erst als Grundgesetz erklären werde, wenn sie in freier und öffentlicher Berathung von den Vertretern der Volksrechte angenommen sey.

Indem wir diese Gegensätze blos andeuten, fügen wir nur hinzu, daß die liberale Opposition sich grade in dem Verhältniß steigerte, als ihre Gegner sich in einer ultra-royalistischen festStellten. Einige der letzteren Partei, wie z. B. Jules von Polignac, gingen sogar gleich vom Anfang an so weit, den Eid auf die Verfassung nur mit Vorbehalt zu leisten. Die Leute dieser Farbe betrachteten die Charte Ludwig des Achtzehnten als das Werk einer revolutionären Gesinnung, die sie schon bei der ersten Versammlung der Notabeln unter Ludwig dem Sechzehnten dem Grafen von Provence vorgeworfen hatten. Auf der andern Seite fanden die Constitutionellen, daß, wenn der Kanzler und Siegelbewahrer die Charte eine ordonnance de réformation nannte, er auch gänzlich vergaß, daß das französische Volk seit der Auswanderung der Bourbons seine Reformen selbst errungen hatte,

die ihm nur von der Dictatur der kaiserlichen Regierung vorenthalten worden waren.

Wie Ludwig Philipp bei vielen der wichtigsten Staatshandlungen der älteren Linie unter verhängnißvollen Verhältnissen gegenwärtig gewesen war, so wohnte er auch der königlichen Sitzung bei, mit welcher die Ausübung der neuen Verfassung begann.

Durch königliche Verordnung war der 4. Juni 1814 bestimmt worden zur Verkündigung des neuen Verfassungsgesetzes. Obwohl die Erklärung von Saint-Ouen den Senat und die gesetzgebende Versammlung berufen hatte, so wurden beide doch nicht als politische Gesammtkörper zur königlichen Sitzung eingeladen, sondern der Kanzler stellte jedem Mitgliede einen Siegelbrief zu, und aus beiden Versammlungen wurden keinesweges alle Mitglieder entboten.* Die, welche keine Einladungen bekommen hatten, konnten dadurch als zurückgewiesen von den künftigen verfassungsmäßigen Versammlungen betrachtet werden. Daß man solche Mitglieder ausschloß, welche als Vertreter von italienischen, deutschen und holländischen Departements, die nicht mehr zu Frankreich gehören sollten, nunmehr als Nichtfranzosen angesehen werden mußten, war ganz in der Ordnung; außerdem aber waren einige heftige Republikaner, einige Imperialisten und alle Regiciden ausgeschlossen worden, und somit eine indirecte Reinigung vorgenommen.

Als der König erschien im Saale des Pallastes Bourbon, begleitet von den Prinzen seines Geschlechts und von seinem zahlreichen Hofstaate, wurde er mit Jubel empfangen. Die Rede des Königs wurde ebenfalls mit erfreulichem Beifall aufgenommen. Der Rede des Kanzlers waren mehrere von den mißlichen Ausdrücken zugewiesen worden, die zwar ein Murmeln des Erstaunens hervorriefen, welches indessen so vorübergehend war, daß dadurch die Zufriedenheit der Handlung im Ganzen nicht getrübt wurde. Darauf empfing der Staatsminister Ferrand aus den Händen des Kanzlers die Charte, welche er laut vorlas. Dann folgte eine königliche Verordnung, welche die Ernennung der erblichen und lebenslänglichen

* Aus der gesetzgebenden Versammlung trat jedoch nur ein Mitglied, und zwar freiwillig, zurück.

Pairs enthielt. Nach der Entfernung des Königs begannen beide Kammern ihre einleitenden Sitzungen. Die später votirten Adressen entsprachen größtentheils den Wünschen der Regierung und des politischen Publikums.

So war Ludwig Philipp Zeuge gewesen, wie der bourbon'sche Thron in Frankreich wieder errichtet und auf solche Grundgesetze gestützt war, welche die Rechte und Freiheiten gewährleisteten, deren Erlangung er seit seiner Jugend als die unumgängliche Bedingung einer gesunden Entwickelung des Staatslebens betrachtet hatte. Die Stellung seines Hauses neben dem Thron seines Geschlechtes war also ganz in Uebereinstimmung mit dem, was er als Haupt seiner Familie wünschen mußte, so wie auch mit der politischen Ueberzeugung, zu der er sich immer bekannt hatte.

Die verwittwete Herzogin von Orleans war in Paris eingetroffen, und vom König, wie von der ganzen königlichen Familie mit der Hochachtung begrüßt worden, welche Alle stets für diese verehrungswürdige Frau empfunden hatten.

Auch seine Erzieherin, die Gräfin Genlis, hatte Ludwig Philipp in Paris wiedergesehen, wohin sie seit dem Consulate zurückgekehrt war. Die hochbetagte Frau konnte auf ihren Zögling stolz seyn, dessen Erziehung Ludwig der Achtzehnte das Meisterwerk der Frau v. Genlis nannte.

Im Julimonat nahm der Herzog Urlaub vom König, um seine Familie von Sicilien abzuholen. Der König hatte das Linienschiff „Ville de Marseille“ zu seiner Verfügung gestellt. Begleitet von Baron Atthalin und dem Grafen von St. Aldegonde, die als Flügel-Adjutanten bei ihm angestellt waren, ging Ludwig Philipp nach Palermo ab, von wo aus er mit seiner Familie gegen Ende August in Paris eintraf. Die Herzogin und die Prinzessin von Orleans wurden in den Tuilerien mit Auszeichnung und Zuvorkommenheit empfangen, und der Herzog befand sich nun in der Mitte seines liebeswerthen Hauskreises in einer überaus glücklichen Lage.

Der Herzog beschäftigte sich vorzüglich mit den Anordnungen für das orleanische Familiengut, das neu geschaffen und geordnet werden

mußte, und zu den verwickeltsten Auseinandersetzungen der verschiedenartigsten Verhältnisse führte. Er ernannte den Ritter von Broval zum Generaldirector der Verwaltung seiner Domainen und Finanzen, und hatte alle Ursache, sich zu dieser Wahl Glück zu wünschen, denn Herr v. Broval stand diesem schwierigen Amte mit eben so viel Einsicht als Thätigkeit vor. Außerdem ernannte der Herzog eine Berathungs-Commission von Rechtsgelehrten (conseil du contentieux), um die vielen Besitztitel zu untersuchen, festzustellen, und vor den Gerichten zu vertreten. Aus den Untersuchungen dieser rechtskundigen Berathungskammer gingen mehrere Processe hervor, die damals und nachher Aufmerksamkeit erregten, und von denen einige während der ersten Restauration vorbereitet und eingeleitet wurden. Ihr Inhalt und Zweck soll später folgen.

Am 25. October 1814 wurde dem Herzog von Orleans ein Prinz geboren. Er wurde Ludwig — Carl — Philipp — Raphaël genannt, mit dem Titel eines Herzogs von Nemours.

Nach der äußern Stellung des Herzogs zum Hofe der Tuilerien kam ihm nur die Ehrenbenennung „Durchlaucht“ Altesse Serenissime, zu. Seine Gemahlin aber, als geborne Königstochter, hatte die „königliche Hoheit.“ Man muß gestehen, daß es ein ganz natürlicher Wunsch war, diesen Etiketteunterschied aufgehoben zu sehen. Wie wenig Werth man im gewöhnlichen Leben auch auf die höhere oder geringere Stufe eines Titels legen mag, an einem Hofe führt jede Abstufung die Personen, welche dabei zu erscheinen verpflichtet sind, in andere Verhältnisse, als in einem Salon, wo eine Ausgleichung der verschiedenen Grade des Rangs freiwillig statt findet. Die Etikette des französischen Hofes trennte genau und bezeichnend die Personen der verschiedenen Grade, und es muß einem Ehepaar, selbst vom königlichen Geblüte, angenehmer seyn, sich in derselben Kategorie vereinigt, als getrennt zu sehen bei festlichen Erscheinungen. Obwohl Personen der königlichen Familie, und auch die verwittwete Herzogin von Orleans, angelegentlich den Wunsch unterstützten, diese Ungleichheit aufgehoben zu sehen durch Gewährung des Prädicats „königliche Hoheit“ an den Herzog, so verweigerte Ludwig der

Achtzehnte sie dennoch beharrlich, und äußerte zu seinen Vertrauten: „Mein Vetter Orleans steht dem Thron nahe genug, ich werde ihn nicht noch näher bringen.“ Indessen war dieser Grund nur ein sonderbarer Vorwand, denn das Erbrecht der zweiten Linie, bei Aussterben der männlichen Descendenz in der ersten, hing keineswegs von dem Prädicat der königlichen Hoheit ab, und mit diesem Titel wäre sie um keinen Augenblick früher zur Regierung gekommen. Das wußte Ludwig der Achtzehnte auch gar wohl; aber er fürchtete den Herzog von Orleans, dessen Vergangenheit ihn volksbeliebt gemacht hatte. Er glaubte nicht, daß der Herzog ihm persönlich gefährlich wäre, wohl aber hegte er diese Furcht im Interesse seiner Nachkommen von der älteren Linie, deren Gesinnungen er wohl kannte, und die nothwendig nachtheilig hervortreten mußten gegenüber dem klugen und zeitgemäßen Betragen des Herzogs von Orleans. Die Weigerung, den Etikettepunkt zu Gunsten des Herzogs zu entscheiden, kam daher von einer persönlichen Stimmung des Königs, der mit Unmuth sah, daß die öffentliche Meinung, wenn sie einen Vergleich anstellte, ohne Zweifel dem Herzog den Vorzug vor den Prinzen der ersten Linie geben werde, und es scheint, daß er meinte, durch Ertheilung eines höheren Rangs dieser Ansicht gleichsam eine Aufmunterung zu geben.

Das persönliche Verhältniß Ludwig Philipps zu den anderen Mitgliedern der königlichen Familie war im Ganzen freundlicher Art, obwohl mit einigem Unterschiede nach den verschiedenen Individualitäten.

Graf Artois, Monsieur, obwohl er höchst verschiedene, ja beinahe ganz entgegengesetzte politische Ansichten hatte, war damals Ludwig Philipp nicht abgeneigt, später wurde er ihm sogar herzlich zugethan.

Sein Sohn, der Herzog von Angoulème, war ein Mann von passiven Fähigkeiten und einfachen Sitten, der mit einem indirecten Bewußtseyn seines Mangels an glänzenden und hervortretenden Eigenschaften, Alles zu ersetzen meinte durch einen blinden und unbedingten Gehorsam gegen seinen Oheim und gegen seinen Vater. Er wiederholte daher, so zu sagen, den Standpunkt dieser beiden gegen

den Herzog von Orleans, ohne eigentlich selbst eine bestimmte Stellung nach eigener Gesinnung einzunehmen. Man kann indessen voraussetzen, daß die Ansicht seiner Gemahlin nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben war, und die Herzogin von Angoulème hatte einen unbezwinglichen Widerwillen gegen Alles und Alle, die irgendwie mit der Revolution in Berührung gekommen war. Das bittere Leiden, welches diese unglückliche Tochter Ludwig des Sechzehnten in früher Jugend erfahren und gesehen, hatte ihrem Gemüthe wie ihrem Benehmen ein düsteres Gepräge aufgedrückt, und es war ihr nicht gelungen, eine versöhnliche Ansicht von Frankreich zu gewinnen; sie betrachtete alle Franzosen, die nicht unbedingt der weißen Fahne huldigten, wie Protestanten, die vom allein seligmachenden politischen Glauben abgefallen waren. Uebrigens hat sie Geist und Einsicht, erkennt die wahre Lage der Dinge klar und scharf, wo nicht vorgefaßte Meinungen sie irre leiten. Allein, wiewohl sie mit dem Trotze des Unglücks in ihren Ansichten beharrt, ließ sie, weniger, als alle Bourbons der älteren Linie, sich von glückverheißenden Täuschungen einwiegen. Ludwig der Achtzehnte nannte sie seine Antigone, und ihre kalte und herbe Erscheinung hatte etwas Unglück Verkündendes an sich. Ihre Stellung zum Hause Orleans war ein Zugeständniß, das sie, wahrscheinlich ungerne, den Ueberredungen ihres Oheims brachte. Dem Herzoge von Orleans gegenüber hüllte sie sich in die Formen der strengsten Etikette, die sie nur gegen die beiden Herzoginnen von Orleans zu einem verwandtschaftlichen Umgangsbenehmen milderte.

Der Herzog von Berry, der zweite Sohn des Grafen Artois, hatte große Vorliebe für den Waffendienst. Es fehlte ihm gewiß nicht an persönlichem Muthe, man kann aber nicht beurtheilen, ob er Feldherrntalent besaß, da er während der Auswanderung sich vergebens um eine Gelegenheit beworben hatte, sich im Kriege auszuzeichnen. Den ernsten Wissenschaften hatte er sich wenig zugewendet, dagegen hatte er viel Liebhaberei für die schönen Künste. Er war heftig und jähzornig, und ließ sich oft zu unbesonnenen Aeußerungen seines augenblicklichen Gefühls in Wort und That verleiten, dabei

aber hatte er ein gutes Herz und eine ritterliche Gesinnung. Er war persönlich dem Herzog von Orleans freundlich gesinnt, und hatte in England Umgang mit ihm gepflogen. In London namentlich hatte er den Höflingen seines Vaters, die sich übelwollende Bemerkungen über den Herzog von Orleans erlaubten, sein persönliches Mißfallen zu erkennen gegeben, und nach der Restauration blieb er in gutem Vernehmen mit Ludwig Philipp, das sich später zu aufrichtiger Freundschaft steigerte.

Außer den eben genannten fünf Mitgliedern der älteren Linie lebten damals noch zwei Prinzen der bourbon'schen Familie, nämlich der alte Herzog von Condé und sein Sohn, der Herzog von Bourbon. Nach dem Tode des Herzogs von Enghien erlosch mit den beiden Prinzen diese Seitenlinie, welche schon vor der Thronbesteigung Heinrich des Vierten von dem bourbon'schen Hauptstamme getrennt worden war. Beide Prinzen führten ein sehr zurückgezogenes Leben und erschienen nur sehr selten am Hofe. Die einzige Thätigkeit, welche der Herzog von Condé sich noch vorbehalten hatte, war die Sorge für seine ehemaligen Waffengefährten vom condé'schen Emigrationscorps. Er vertrat sie durch unmittelbare Empfehlungen an die Regierung, um ihnen oder ihren Angehörigen Anstellungen zu verschaffen, und gewährte ihnen Unterstützungen durch eine Association der Ludwigsritter, in welcher er den Vorsitz führte. Ein Zug charakterisirt genau die Ansichten des Prinzen über die Zeitverhältnisse. Der Fürst Talleyrand ließ sich beim Prinzen melden. Zum Erstaunen der Umgebung Condé's nahm der Prinz den überraschenden Besuch an. War es nun Ironie, oder täuschte ihn wirklich sein alterschwaches Gedächtniß, genug, er nahm an, daß er den Erzbischof Talleyrand von Reims, Groß-Almosenier von Frankreich, einen Oheim des Fürsten, vor sich habe, und sagte ihm: „besuchen Sie mich recht oft, Herr Erzbischof, aber erweisen Sie mir die Gefälligkeit, niemals Ihren Neffen, den Bischof von Autun, mitzubringen.“ Der Bischof von Autun aber hatte das Talent, nie in Verlegenheit zu kommen, und antwortete: „Da Eure Hoheit mir Ihre Meinung gesagt haben, so kann ich versprechen, daß Fürst Talleyrand Ihnen nie seine

Aufwartung machen wird.“ Der Prinz von Condé so wie der Herzog von Bourbon standen in gespanntem Verhältnisse zu der Familie Orleans, wie die nach der Vergangenheit zurückblickende Sehnsucht sich verhalten muß zu der, die Zukunft kühn in Aussicht nehmenden Zuversicht. Allein die Prinzen von Bourbon zeigten diese Ungeneigtheit keinesweges auf eine auffallende Weise, und um so weniger, als sie sich fast vor der Welt verbargen.

Unterdessen entwickelten sich die öffentlichen Verhältnisse unter der ersten Restauration immer mehr und mehr, und noch vor dem Ende des Jahres 1814 stellten sich Besorgniß erweckende Wahrnehmungen dar. Allmälig hatten sich politische Parteien herausgestellt, sonderten sich und gruppirten sich um den Hof herum, ihm zustimmend, sich ihm aufdrängend, oder feindselig von ihm zurücktretend; das politische Gemälde hatte Haltung und Farbe gewonnen, und gewährte einem erfahrenen Beobachter, wenigstens theilweise, eine Uebersicht. Allein Vieles, und, wie sich bald zeigen sollte, gerade das Wesentlichste, entzog sich noch den Blicken, und kam an der Oberfläche nur in einzelnen Aeußerungen zum Vorschein, die damals nur derjenige recht zu deuten wußte, der mit Paris unter dem Kaiserreiche persönlich vertraut gewesen war. Die Imperialisten conspirirten zuerst heimlich, aber in den ersten Monaten von 1815 gaben sie sich wenig Mühe, ihre Absichten und Umtriebe zu verbergen. Die Regierung, wenigstens der Hof und das Ministerium — Talleyrand war auf dem Congreß in Wien — hielten sie nicht für gefährlich, nahmen für gewiß an, daß Frankreich für immer mit dem kaiserlichen Regiment abgerechnet hatte, und beachteten keine Warnung, deren mehrere, namentlich Ludwig dem Achtzehnten, zugekommen waren. Der Graf Beugnot verstand nicht unter solchen, allerdings sehr schwierigen, Umständen die Polizei mit Erfolg zu handhaben, er erfuhr nichts, oder nur das, was vorgeschoben wurde, um seine Vermuthungen irre zu leiten, und ohnedieß wurde er von seinen eigenen Angestellten hintergangen und zu Maßnahmen getrieben, die gerade den verrätherischen Absichten Vorschub leisteten. Man bemerkte zwar, daß Beugnot die Verwaltung der Polizei nicht verstand; sein berühmtes Feiertagsmandat hatte

ihn sogar lächerlich gemacht. Man machte ihn zum Minister des Seewesens, allein seine Marinepolizei war nicht glücklicher; er wußte kein Wort von dem, was an der Küste von Elba vor sich ging.

Seinen Nachfolger als Generaldirector der Polizei, Dandré, kann man hinreichend beurtheilen, wenn man den Bericht kennt, den er kurz vor oder vielmehr während der Rückkehr von Elba dem König abstattete. Der Herzog von Otranto (Fouché), damals nicht im Dienst, hatte dem König Anzeige gemacht von der Verschwörung, welche im vollen Gange war bei der Herzogin von St. Leu, der vormaligen Königin von Holland, die, besonders auf das Vorwort des Kaisers Alexander, die Erlaubniß hatte, in Paris zu verweilen: mehrere Theilnehmer waren von Fouché genannt, wie Montalivet (Vater) Regnault de Saint-Jean-d'Angely, Thibaudeau, Arnaud, Carnot, Réal, Merlin* v. Douai und eine Menge Damen, an deren Spitze Madame Hamelin, ja man kannte die letzte Verabredung, welche der Bruder des Generals Bertrand von Elba gebracht hatte: Fouché konnte das genau wissen — und er wußte viel mehr, als er sagte — denn er war selbst Mitglied der Verschwörung, und hatte sich also an die Spitze seiner Spione gestellt. Diese Anzeige war vom 14. Februar. Am 20. wurde sie Dandré mitgetheilt, der acht Tage verlangte, um Alles genau zu untersuchen. Am 28. meldete er dem König, die von Fouché angegebenen Personen wären meist unschädlich, man könne ruhig seyn, und möge sich nur auf ihn verlassen: was er aber nicht wußte, war, daß Napoleon bereits am 26. Elba verlassen hatte, und auf dem Wege nach Frankreich war.

Der Herzog von Orleans hatte sich während der ersten Restauration gar nicht mit Staatsgeschäften abgegeben. Hinreichend beschäftigt mit seinen eigenen Angelegenheiten, hatte er allerdings ein aufmerksames Auge gehabt für Alles, was im öffentlichen Leben vorgefallen war, allein er wurde so gut, wie Jedermann sonst, der nicht mit der Verschwörung vertraut war, von dem Ereignisse überrascht, das ihn nach so kurzer Zeit aus der wiedergewonnenen Heimath verdrängen sollte, daß die Rückkehr an den väterlichen Herd ihm fast wie

ein Traum vorkommen konnte; wem konnte es damals einfallen, daß Palais-Royal in wenigen Wochen von Lucian Bonaparte bewohnt werden sollte.

Am 5. März 1815 des Morgens war Ludwig der Achtzehnte, umgeben von den zutrittfähigen Personen, welche ihm gewöhnlich die Aufwartung machten, vor dem Ministerrathe, der für diesen Morgen berufen war. Der König litt mehr als gewöhnlich an seinen Gichtschmerzen. Eine Wahl für einen offenen Platz in der französischen Academie sollte stattfinden, und der König behauptete grade die größeren Rechte des Herrn v. Lormian für diesen Platz vor denen seiner Mitbewerber, als Graf Blacas mit einer zerstörten Miene eintrat, und, nach Entfernung der Gegenwärtigen, die Unglücksbotschaft meldete von der Landung Napoleons im Golfe Juan am 1. März. Mit einem Male sank der Schleier vor dem erstaunten Ludwig; er sah nun klar, wie übel berathen er gewesen war, indem er dem Drängen der Emigration nachgegeben, sich vorzugsweise nur mit ihren Männern umgeben hatte, und sie nun rathlos fand vor einem Ereignisse, dem man kaum zu begegnen wußte, da man sich überall nicht auf irgend eine Gefahr vorbereitet hatte.

Der König ließ sogleich den Herzog von Orleans in die Tuilerien berufen. Als er zum König eintrat, fand er daselbst den Grafen von Artois, Monsieur.

Der König eröffnete dem Herzog, daß er ihn dazu ausersehen habe, seinen Bruder sogleich nach Lyon zu begleiten, um von dort aus dem Marsche Napoleons mit einer Armee entgegen zu gehen.

Bei Ludwig Philipps politischem Scharfblicke konnte ihm die wahre Lage der Dinge nicht entgehen. Er wußte, was seit einigen Wochen Jedermann wußte, der sich nur einigermaßen um politische Angelegenheiten bekümmerte, daß die Kaiserlichgesinnten mit triumphirender Miene Hoffnungen verkündeten und auf die Zukunft hinwiesen, und, auch ohne geheime Einzelnheiten zu kennen, war das genug, um einzusehen, daß ein Versuch vorbereitet werde. Eine Warnung von Seite des Herzogs von Orleans würde damals in den Tuilerien mit dem äußersten Mißtrauen aufgenommen worden und zu gar nichts

geholfen haben; wir haben ja gesehen, wie eine Enthüllung der Verschwörung aus der sichersten Quelle vernachlässigt worden, wie man gezögert und gezaudert hatte, bis es zu spät war. Daß es wirklich zu spät sey, erkannte Ludwig Philipp gleich. Bei der ersten Nachricht von der Anwesenheit Napoleons in Frankreich wußte er, daß Alles Wiedergewonnene auf's Neue in Frage gestellt sey. Er kannte genau die Empfindungsweise des Soldatenherzens, denn er war selbst französischer Soldat gewesen, und er hatte gesehen, wie man im Kriege ergraute Offiziere auf halben Sold setzte, um emigrirte Muscadins an die Spitze von Soldaten zu stellen, die mehr Schlachtfelder gesehen hatten, als Jene Jahre zählten. Ludwig Philipp wußte, daß die alten Soldaten, von den Ausgewanderten zurückgewiesen, die Blicke nach Elba gerichtet hatten, und daß die jungen Soldaten Franzosen genug waren, und beim Anblick der siegreichen Adler daran zu denken, daß noch vor kurzem fremde Heere in Frankreich gelagert hatten. Mit der Armee sollte Napoleon zurückgewiesen werden, und zwar schnell und entschieden, wenn sein Versuch mißlingen sollte; die Stimmung und das Benehmen der Armee aber würde zugleich die Haltung des übrigen Frankreichs bestimmen.

Der Herzog von Orleans erklärte sich sogleich bereit, den Befehlen des Königs Folge zu leisten, und mit Treue und Hingebung für die Erhaltung des bourbon'schen Thrones zu kämpfen. Ludwig der Achtzehnte bezeigte viel Zufriedenheit mit der loyalen und unbedenklichen Bereitwilligkeit seines Vetters. Der Herzog überzeugte sich in der kurzen Unterredung, daß der König, obwohl besorgt, dennoch größere Hoffnungen hegte, als er selbst. Jedenfalls würde er nun bald selbst an Ort und Stelle von dem Umfange der Gefahr sich überzeugen können.

Nach einigen Stunden waren der Graf Artois, der Herzog von Orleans, und der Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, auf dem Wege nach Lyon. Im Gefolge Monsieurs war der Herzog von Maillé, und so viel ich weiß, war der Herzog von Orleans von Baron Athalin begleitet.

Am Wiener Congreß hatte Frankreich sich ausgesprochen gegen Murats illegitimen Besitz von Neapel. Talleyrand förderte diese Unterhandlung mit dem lebhaftesten Eifer, welche großen Hindernissen begegnete von Seite Oesterreichs und Englands. Metternich erklärte, daß der Kaiser durch Verträge mit König Joachim Murat gebunden sey, und Wellington verbarg nicht, daß England höchst ungern die Kronen von Neapel und Sicilien vereinigt sehe. Talleyrand hatte eine Zusammenkunft mit Kaiser Alexander, worin er eine Erklärung von Rußland gegen Murat zu erwirken suchte gegen das Versprechen, des Kaisers Absichten auf das Großherzogthum Warschau zu unterstützen. Obwohl der Kaiser sich nicht durch eine ganz ausdrückliche Erklärung gebunden hatte, so glaubte Talleyrand doch mit einiger Zuversicht auf ihn rechnen zu können. Die Bestrebung, Ferdinand den Vierten wieder in den Besitz Neapels zu bringen, war die einzige rein politische Angelegenheit, an welcher Ludwig Philipp bis dahin am Hofe Theil genommen hatte. Als er die Herzogin und seine Kinder im Jahre 1814 von Palermo abholte, hatte er Aufträge seines Schwiegervaters bekommen, um die Verwendung des französischen Hofes am Congresse in Wien für die Rückgabe Neapels zu unterstützen und zu beschleunigen. Dieß lag ohnedieß in dem Wunsche Ludwig des Achtzehnten, der mit Entrüstung in Neapel und Stockholm legitime Dynastien verdrängt sah von Männern, die sich in der Revolution auf Höhen geschwungen hatten, wohin, nach seiner Ansicht, Verdienste ohne Geburt nie dringen dürften. Außerdem aber ließen Graf Artois und die Herzogin von Angoulême es sich besonders angelegen seyn, den Wunsch des Kabinets von Palermo in den Tuilerien zu vertreten. Talleyrand hatte unterm 16. Februar an den König geschrieben, daß es nützlich seyn werde, wenn Frankreich auf der savoyischen Grenze ein Corps von wenigstens 30,000 Mann aufstelle, und in einem späteren Privatbericht an den König vom 23. Februar hatte er hinzugefügt, es würde gut seyn, diese Truppenbewegung mit aller Oeffentlichkeit vorzunehmen, um dadurch thatsächlich die Meinung von Frankreichs militärischer Ohnmacht zu widerlegen, die, seiner Angabe nach, Fürst

Metternich am Congreß zu verbreiten strebe. Demzufolge hatte der Herzog von Dalmatien, Marschall Soult, der nach Dupont Kriegsminister geworden war, ein Heer von 50,000 Mann zwischen Lyon und Grenoble aufgestellt. Dieses vollkommen ausgerüstete und schlagfertige Heer nun war es, über welches Graf Artois mit den Herzogen von Orleans und Tarent den Befehl übernehmen sollte, um damit Napoleons Heranmarsch aufzuhalten.

Während die Prinzen mit möglichster Eile ihre Reise fortsetzten, war der Erfolg Napoleons bereits entschieden, denn am 7. März war die erste Division von 6000 Mann, unter ihnen Obrist Labédoyère mit dem siebenten Infanterieregimente, zum Kaiser übergegangen, der schon im Besitz von Grenoble war, als die Prinzen in Lyon ankamen. Auf den ersten lärmenden Empfang von den nicht sehr zahlreichen Königlichgesinnten in dieser zweiten guten Stadt des Königreichs, folgten bald unverkennbare Zeichen einer mehr als zweifelhaften Haltung. Monsieur besuchte die Kasernen, ließ sich die Regimenter einzeln und vereint vorstellen, aber er verbrauchte umsonst die besten Worte, die glücklichsten Wendungen, eine Todtenstille beantwortete seine Aufforderungen, gegen den Usurpator zu kämpfen, oder man sagte ihm gerade heraus: „Wir kämpfen nicht gegen den Kaiser, der unser Vater ist.“ Als der Prinz vor dem dreizehnten Dragonerregiment erschien, hörte man nicht einen Laut. Artois redete einen alten Unteroffizier an: „Kamerad, rufe doch: es lebe der König!“ Der Unteroffizier aber sagte: „ich kann nur antworten mit: es lebe der Kaiser!“

Einige Tage vorher war Napoleon beinahe in einer ähnlichen Lage gewesen. Als er nämlich zwischen Gap und Grenoble dem ersten größeren Heerhaufen begegnete, war der Uebertritt von der weißen Fahne zum kaiserlichen Adler denn doch keineswegs so unmittelbar, und so zu sagen auf Sicht gewesen. Zweien nach einander von Napoleon abgesendeten Offizieren hatte man unbedingt Gehör versagt. Da ging Napoleon, ganz allein, den königlichen Truppen entgegen, die ausgesandt waren, um ihn als einen Rebell, todt oder lebendig, den Bourbonen auszuliefern. Mit den Worten:

„Kennt Ihr mich nicht? Ich bin Euer Kaiser! Gibt's Jemand unter Euch, der seinen Kaiser tödten will? Er kann es — hier bin Ich!" entblößte er seine Brust, und sein Heldenauge sah kühn in die funkelnden Bayonette drein.

Einige haben gemeint, der Graf Artois hätte in Lyon etwas Aehnliches versuchen können, eine Aufforderung wenigstens, oder einen Schritt, der die Person aufs Spiel setzte, und, wenn sie auch mißlang, doch immer den Vortheil gehabt hätte, daß man zwar Alles verlieren konnte, nur nicht die Ehre, eine That persönlichen Muthes vollbracht zu haben. Allein Seine königliche Hoheit werden überlegt haben, daß ihre Vergangenheit ohne Frage eine ganz andre war, als die, auf welche Napoleon sich stützte; auch ist die Gefahr nicht zu läugnen, welche ein entschiedenes Auftreten veranlassen könnte; es war daher ohne Zweifel vorsichtiger, sich für eine spätere Gelegenheit aufzusparen — die Franzosen verloren Nichts dabei. Graf Artois begnügte sich daher mit der gewonnenen Ueberzeugung, daß man schwerlich auf die Truppen zählen könne, und enthielt sich aller weiteren Versuche. Die berittene Bürgergarde von Lyon hatte bei Ankunft des Prinzen die legalsten Versicherungen gegeben, allein nur ein Gendarm bildete die Escorte Seiner königlichen Hoheit.

Eben dieser Gegensatz zwischen der militärischen Vergangenheit der älteren Linie und der Heldenzeit des Kaiserthums, dessen Wahrzeichen Napoleon so eben in Frankreich aufgepflanzt hatte, war zu überwältigend für die erregbare Phantasie der Franzosen, und entschied, mehr als Alles Andere, den wunderbaren Triumphzug von Cannes nach den Tuilerien, der wiederum zu vortheilhaft abstach gegen den betrübten Abzug nach Gent, der jedenfalls die Ueberzeugung zurückließ, daß ferner die weiße Fahne sich nicht ohne fremde Hülfe der dreifarbigen gegenüber behaupten könne. Daß seinerseits Napoleon nach so kurzer Abwesenheit ein ganz anderes Frankreich vorfand, das er, selbst als Sieger, kaum mehr in der bisherigen Weise behaupten konnte, war eine Betrachtung, die erst später Raum gewann.

Der Kriegsrath in Lyon hatte eben nicht viele Mühe, um zu einem Entschluß zu kommen. Die Unmöglichkeit, Lyon dem König zu erhalten, lag am Tage. Der Herzog von Orleans und Macdonald waren Zeugen gewesen von allen entmuthigenden Vorgängen, und alle Erkundigungen, welche jeden Augenblick eintrafen, bestätigten die gewonnene Ansicht. Graf Artois mußte mit seinen Begleitern unverrichteter Sache Lyon verlassen, und eiligst nach Paris zurückkehren, um dem herannahenden Sieger nicht in die Hände zu fallen. Der Uebergang Lyons war durch den Telegraph in Paris bekannt noch vor der Ankunft des Grafen Artois. Am 10. März befand Ludwig der Achtzehnte sich im Kreise seiner vertrautesten Umgebung, als Blacas, den sein Amt nun zum Verkündiger aller üblen Botschaften machte, die Anzeige des Telegraphen brachte, worin Herr von Chabrol meldete, daß Lyon sich bereite, Napoleon zu empfangen, und der Graf Artois, es zu verlassen. In der That war er auch nicht lange fort, als der Kaiser am 10., um sieben Uhr Abends, zur Vorstadt La Guillotière einzog.

Ich habe Personen, die in der Umgebung Carl des Zehnten gewesen waren, versichern hören, daß Graf Artois, vom König, nach der Rückkehr von Lyon, über den Herzog von Orleans befragt, geantwortet haben soll: „Der Herzog handelte und sprach, wie ich, nicht mehr noch weniger: er war mein Schatten!“ Offenbar lag hierin eine Mißbilligung, daß er nicht mehr gethan habe. Aber was hätte er Anderes thun können? Das große Mißtrauen des Königs, wie aller Personen vom Hofe, namentlich von der Umgebung des Grafen Artois, hätte in jedem selbstständigen politischen Auftreten Ludwig Philipps eine für die Krone gefährliche Anmaßung erblickt. Man hätte ihm allenfalls gestattet, für die königliche Sache das Leben zu verlieren, aber man wäre in der größten Verlegenheit gewesen, wenn er eine glänzende That, die in den Augen der Welt zu Dank verpflichtete, überlebt hätte. Wofür man ihm aber unendlich viel und aufrichtigen Dank gewußt hätte, wäre, wenn er sich für alle Zukunft politisch unmöglich gemacht, wenn er mit dem Fanatismus eines Renegaten, der Ueberzeugung seines eigenen Lebens,

und jeder Billigung der öffentlichen Meinung Trotz geboten hätte. Es ist nicht übertrieben, zu behaupten, daß es keines geringeren Zugeständnisses von Seite des Herzogs von Orleans brauchte, um Ludwig den Achtzehnten, der in dieser Beziehung ganz mit der Auswanderung einverstanden war, zu beruhigen. Unter solchen Umständen mußte der Herzog sich mit der äußersten Behutsamkeit benehmen, um sich nicht dem Vorwurfe auszusetzen, zu viel gethan zu haben. Mit welchem Rechte konnte man ihm nun vorwerfen, zu wenig gethan zu haben in Verhältnissen, wo Andere bereits so viel Verkehrtes gethan hatten, daß Niemand die natürliche Nothwendigkeit des schlechten Erfolges abweisen konnte. Wie gesagt, er hätte sich doch noch immer compromittiren können. Das hätte man gewollt. Das wollte er aber nicht, und es ist naiv genug, sich darüber zu wundern, daß er nicht die Mitverantwortlichkeit eines ungenügenden Benehmens mit Enthusiasmus ansprach. Man hat dem Herzog von Orleans während der Restauration eine negative Stellung zugewiesen, deren Behauptung man ihm nachher vorgeworfen hat, ohne zu bedenken, daß er die Rolle, die man ihm gerne zugetheilt hätte, nicht übernehmen konnte, ohne seiner Ueberzeugung und den Pflichten gegen seine Familie zu entsagen.

Man hatte unterdessen im Ministerrathe beschlossen, eine Reserve-Armee aufzustellen zwischen Lyon und Paris. Der Oberbefehl dieses Heeres wurde zuerst vom König dem Marschall Soult angetragen, der ihn ablehnte aus Gründen, die wir nicht genau genug kennen, die aber Ludwig dem Achtzehnten nicht genügend schienen, und deren Vorbringung ihm mißfiel, obwohl er es damals für gerathener hielt, nicht weiter auf die Uebernahme zu dringen. An seiner Stelle wurde der Prinz von Moskwa, Marschall Ney, von allen Seiten dem König vorgeschlagen. Nur ein Einziger, der Herzog von Otranto, heimlich vom König zu Rathe gezogen, hatte geäußert, man könne sich immer auf Ney's Tapferkeit, aber nicht immer auf seine Politik verlassen. Die meisten Stimmen siegten indessen, und Ney bekam das Commando. Auf dem Wege von Lyon kamen die Prinzen durch die Etappestationen dieser Armee. Am 12. März langten sie in Paris an.

Der Herzog von Orleans konnte keinen Augenblick mehr zweifeln an Napoleons Erfolg. Er hatte vor Napoleons Landung gewußt, daß die Stimmung der Armee zweifelhaft war, und es seyn mußte, denn beide Kriegsminister, Graf Dupont und nach ihm Marschall Soult, hatten sie zu rücksichtslos behandelt. Was in Grenoble und Lyon geschehen, mußte sich wiederholen; man konnte nicht auf die Armee rechnen. Ohne Zweifel nahm Ludwig Philipp nicht an, daß Ney zum Verräther werde, aber er zweifelte sehr, ob Ney's Armee dem König treu bleiben werde. Er täuschte sich daher nicht über die traurige Nothwendigkeit, sich jedenfalls darauf vorbereiten zu müssen, mit seiner Familie Paris und vielleicht Frankreich zu verlassen. Diese Vorausnahme wurde wenige Tage darauf Gewißheit, als Ney's Verrath bekannt wurde.

Die Familienverhältnisse, unter denen der Herzog sich genöthigt sah, Vorsorge für die Seinen zu treffen, waren sehr traurig, denn im Januarmonat 1815 hatte die verwittwete Herzogin das Unglück gehabt, auf einer Treppe auszugleiten und das Bein zu brechen, und ihr Zustand gestattete noch keine Ortsveränderung. Die Stellung des Herzogs berief ihn zur Theilnahme an öffentlichen Handlungen, in so fern der König sich veranlaßt sehen sollte, dergleichen von ihm zu fordern, wie eben geschehen war. Aber konnte und durfte er seine Mutter verlassen, die dann ohne irgend einen männlichen Schutz ganz dem Sieger anheimgegeben war? Die erlauchte Frau faßte selbst einen Entschluß in dieser für ihren Sohn so peinlichen Lage, ganz des edlen Charakters würdig, den sie in ihrem vielgeprüften Leben gezeigt hatte. Sie beschloß allein zurückzubleiben, und forderte ihren Sohn auf, ohne Rücksicht auf sie die Stellung zu behaupten, welche die Wahrung der Rechte seines Hauses ihm auferlegte; sie selbst wolle sich der französischen Ehre anvertrauen. Sie kündigte dem König diesen Entschluß an, indem sie ihn wissen ließ: „Der Feind des bourbon'schen Geschlechtes könne sich wohl ihrer Person bemächtigen, aber ihr Herz werde dem Könige auf allen seinen Wegen folgen.“

Der Herzog von Orleans befand sich außerdem noch in der drin-

gendsten Verlegenheit wegen einer baaren Geldsumme, die ihm nun unumgänglich nothwendig war. Alle Einrichtungen auf seinen Gütern waren noch zu neu, um bereits einen Baarertrag geliefert zu haben, der bei den bedeutenden Einrichtungs- und Verwaltungskosten einen hinreichenden Ueberschuß gewährt hätte. Die einzigen ihm damals zu Gebote stehenden verfügbaren Geldmittel bestanden in Papieren, die von Holzschlägen herrührten in den großen Wäldern, die nun wieder zum orleanischen Familiengute gehörten, während der Republik und des Kaiserthums aber Staatseigenthum gewesen waren. Man bemühte sich indessen vergebens, diese Papiere bei den Pariser Bankhäusern in baares Geld umzusetzen, denn gegen die Holzschläge, worauf sie lauteten, war früher von der kaiserlichen Regierung Einspruch gemacht worden, und, wenn der rückkehrende Napoleon sich behauptete, so könnte der Inhaber leicht in den Fall kommen, ihren Werth nicht realisiren zu können. Selbst mit einem Nachlaß von zwanzig Procent fanden diese Papiere dennoch keine Abnehmer. Als man aber Laffitte von diesen Verhältnissen in Kenntniß setzte, nahm er diese Anweisungen an, und zahlte dafür den vollen Werth ohne Abzug. Das war ein wichtiger und bedeutender Dienst, den er in einem so mißlichen Augenblicke dem Herzog leistete.

Während der zweiten Restauration wurde Laffitte einer der Führer von der liberalen Opposition und ein Freund des Herzogs von Orleans. Man erinnerte sich dann des eben erwähnten Bankumsatzes, und schrieb ihn nicht der großmüthigen Dienstbereitwilligkeit des Bankiers, sondern einer Parteiabsicht des Politikers zu. Nach Laffitte's politischer Ueberzeugung, wie sie sich später auswies, mußte er ohne Zweifel schon damals annehmen, daß der Herzog von Orleans, mehr als jeder andere Bourbon, geeignet sey, den constitutionellen Wünschen Frankreichs zu entsprechen. Sollte nun im März 1815 der Wunsch ihn auch bestimmt haben, einen Mann zu verpflichten, dem möglicherweise ein bedeutender Einfluß in Frankreich zufallen könnte, so beruhte das erstens darauf, daß die Plane Napoleons mißlingen würden, was man damals doch nicht mit Sicherheit annehmen konnte, und dann darf man nicht übersehen, daß von allen

Pariser Bankiers Niemand die fraglichen Papiere so gut annehmen konnte, als Laffitte, denn er war bekanntlich auch Napoleons Bankier, und würde unter allen Umständen weniger, als jeder Andere, den Einspruch der kaiserlichen Regierung zu fürchten haben.

Die Kammern waren versammelt worden. Der 16. März war ein kalter und regnigter Tag, so trübe und düster, als die Stimmung, in welcher der König zwischen den Reihen der von den Tuilerien bis nach dem Pallaste Bourbon aufgestellten Nationalgarde zu einer königlichen Sitzung beider Kammern fuhr. Neben dem Könige saß im Wagen der Graf Artois, ihnen gegenüber waren der Herzog von Berry und der Herzog von Orleans. Der Herzog von Angoulème war damals in der Provence, und die Herzogin von Angoulème in Bordeaux. Ludwig Philipp war also auch gegenwärtig bei dieser feierlichen Schlußhandlung der ersten Restauration, wie er es bei der Einsetzung des constitutionellen Königthums gewesen war. Bei welchen denkwürdigen Gelegenheiten war er bereits früher im Verein mit den Grafen von Provence und von Artois vor den Abgeordneten Frankreichs erschienen!

Bei dieser Gelegenheit, wo Ludwig der Achtzehnte, wie zum Abschied, die Abgeordneten und alle guten Franzosen noch einmal aufforderte, sich um den König und die Verfassung zu scharen, fiel der bekannte Auftritt vor, wo, nach der Rede des Königs, Monsieur, wie aus eigenem Antriebe, hervortrat, und, sich an die gegenwärtigen Prinzen und an die Versammlung wendend, ausrief: „Wir schwören bei unserer Ehre, zu leben und zu sterben treu unserm Könige und der Verfassung, welche das Wohl der Franzosen begründet!"

Der Herzog von Orleans wiederholte mit Enthusiasmus diesen feierlichen Eid, und gewiß mit aufrichtiger Gesinnung, denn er war in vollkommener Uebereinstimmung mit seiner Ueberzeugung von seiner reiferen Jugend an. Uebrigens war, was der Herzog damals nicht wissen konnte, dieß Alles vorher verabredet gewesen. Der König hatte durch den Herzog von La Châtre den Rath Cambacères verlangt über die Lage des Augenblicks. Immer fragte man diejenigen,

welche vermöge Erfahrung und Talente am Geeignetsten waren, um Rath, wenn es zu spät war; gleichsam um zu wissen, was man hätte thun können, aber nicht mehr thun konnte. Das war auch hier der Fall. Um doch noch einen Vorschlag zu machen, bemerkte Cambacères: was Napoleon die Wege bereite, sey die Furcht des Volkes, die Bourbons wollten das alte Regime zurückbringen, die Prinzen hätten die Verfassung nicht beschworen, man schließe daraus, sie wollten sie nicht halten; eine feierliche Verpflichtung auf die Charte könne vielleicht noch eine gute Wirkung hervorbringen, und besonders müsse Monsieur sich voranstellen, denn an seiner Aufrichtigkeit zweifle man am meisten. Ludwig der Achtzehnte hatte diese Idee aufgefaßt, und so wurde der Auftritt veranlaßt, der vielleicht viel früher Einfluß geübt hätte, jetzt aber nur dem Abschied der wieder auswandernden Bourbons eine constitutionelle Kammer-Elegie hinzufügte. Diese machte zwar vor den Zuhörern Glück, und wurde einstimmig beklatscht, aber außerhalb des Sitzungssaales gab man höchstens zu, daß Monsieur seine Rolle gut gespielt habe; man hat sich in Frankreich über Artois' Gesinnungen nie getäuscht, daher die große Einigkeit fünfzehn Jahre später, als man beschloß, daß er sich ganz vom Schauplatze zurückziehen solle.

Die Ereignisse folgten nun schnell. Am 19. März wußte man, daß Napoleon Autun besetzt habe. An diesem Tage hielt der König auf dem Marsfelde Heerschau über seine Haustruppen. Während dieser kamen zwei Nachrichten, die aller Hoffnung, sich in Paris halten zu können, ein Ende machten.

Ein Courier brachte die Meldung, daß Napoleon dicht bei Fontainebleau sey.

Einige Tage vorher hatte man — ebenfalls viel zu spät — Dandré verabschiedet, und Napoleons ehemaligen Geheimschreiber Bourienne an die Spitze der Polizei gestellt. Dieser wollte sein Amt mit einem glänzenden Zug beginnen, und Fouché verhaften, der aber, längst auf eine solche Ueberraschung vorbereitet, vor den Augen der Häscher durch eine geheime Wandthüre verschwand, und in Sicherheit war, ehe Bourienne's Aussendlinge sich von ihrem Erstaunen erholten.

Von seinem unergründlichen Versteck aus schrieb er an den Herzog von Aumont, der während der Heerschau seine lakonische Warnung empfing: „Nicht ein Augenblick ist zu verlieren. Morgen ist Napoleon in Paris. Der König und die bourbon'sche Familie sollen ihm als Geißeln dienen gegen Aufstand im Innern und Angriff von Außen. Es ist dafür gesorgt; daß jeder Widerstand vergeblich werde. Retten Sie den König!"

Nach der Heerschau versammelte sich sogleich der geheime Rath. Hier fielen alle Täuschungen, weil es nicht möglich war, der Wirklichkeit gegenüber dergleichen vorzubringen. Der Beschluß, daß der König Paris verlassen solle, war einstimmig, weil es unmöglich war, diese unumgängliche Nothwendigkeit zu läugnen. In Beziehung auf den Ort, wohin der König und mit ihm die bourbon'sche Regierung sich begeben solle, walteten verschiedene Ansichten. Der König entschied für Lille. Noch in derselben Nacht sollte der König abreisen. Graf Artois, der Herzog von Berry und der Marschall Marmont sollten mit den königlichen Haustruppen am folgenden Morgen ebenfalls auf Lille marschiren. Der letzte geheime Rath wurde aufgehoben, und die Mitglieder gingen auseinander in sehr verschiedener Stimmung und mit sehr verschiedenen Absichten; Einige, um schnelle Vorbereitungen zur eiligen Abreise zu machen, Andere, um nun erst recht zu bleiben.

Der König hatte den Herzog von Orleans zu sich beschieden nach der Geheimenrathssitzung. Als er angemeldet wurde, waren Graf Artois und Blacas beim König, der beide in ein Cabinet treten ließ, dessen Thüre offen stand. Als der Herzog von Orleans eingeführt war, fragte ihn der König, was er zu thun gedenke.

„Meine Pflicht gebietet, mich dem König anzuschließen, und ohne besondern Befehl werde ich mich nicht von Eurer Majestät Person trennen. Als Mitglied Ihrer Familie, betrachte ich Ihre Feinde als die Meinigen. Rechtlichkeit sowohl als Klugheit bestimmen mich, allen ränkevollen Zumuthungen das Ohr zu schließen. Wer die Ansprüche Eurer Majestät verwirft, kann keinem andern Bourbon aufrichtig

zugethan seyn, und wird ihn verrathen, welche Vorspiegelungen man auch vorbringen mag."

Man hatte dem Grafen Artois zugetragen, der Herzog von Orleans habe die Absicht, nach der Abreise der älteren Linie in Paris zu bleiben, um Ansprüche zu erheben, für welche er unter den Freunden der constitutionellen Ideen Anhänger finden würde. Die entschiedene und würdige Erklärung des Herzogs wies diese Verläumdung zurück.

Als Ludwig Philipp sich beurlaubt hatte, um die Abreise seiner Familie zu bewerkstelligen, trat Graf Artois wieder zum König ein mit den Worten: „Der Herzog von Orleans ist ein redlicher Mann, und hat mein volles Vertrauen erworben."

Wir haben Grund, anzunehmen, daß die Mittheilung dieses Auftrittes wirklich von Ludwig dem Achtzehnten selbst herrührt.

Der Herzog sandte seine Gemahlin mit den Prinzen und Prinzessinnen nach England. Seine Schwester, die Prinzessin Adelaïde, wollte sich nicht von ihrem Bruder trennen. Höchst schmerzlich und ergreifend war der Abschied der Familie von der verwittweten Herzogin von Orleans, die in Paris zurückbleiben mußte.

In der Nacht vom 19. auf den 20. März verließ Ludwig Philipp mit der Prinzessin Adelaïde Paris. Am 20. um fünf Uhr Abends traf der König in Abbeville ein. An demselben Abend hielt Napoleon seinen Einzug in Paris.

Ludwig der Achtzehnte hatte die Absicht, in Abbeville die Ankunft seiner Haustruppen abzuwarten. Der Herzog von Tarent aber, der am 21. ankam, hegte gerechte Besorgniß, den König noch länger so nahe bei Paris zu wissen, und man beschloß, weiter zu gehen, ohne die Ankunft der Truppen zu erwarten. Diesen wurde der Befehl zugestellt, sich über Amiens nach Lille zu begeben.

Dem Herzog von Orleans war unterdessen der Oberbefehl in dem Norddepartement übertragen worden, den er mit dem Marschall, Herzog von Treviso (Mortier), ausübte, und Nichts unterließ, um noch einen Standpunkt für den König in Frankreich zu finden. In Cambray und Valenciennes überzeugte man sich, daß nicht auf

die Garnisonen zu rechnen sey, und es stellte sich bald heraus, daß der König nicht auf französischem Boden bleiben könne. Der Herzog und der Marschall entwickelten indessen den regsten Eifer, um jeden Versuch zu bewerkstelligen, der nur irgend die Wahrscheinlichkeit eines möglichen Erfolgs darbot. Der König kam nach Lille. Unter den Einwohnern zeigte sich einige Theilnahme für die Sache der Bourbons, aber die Garnison verharrte in trotzigem Schweigen. Der König hatte gehofft, daß er mit seinen Haustruppen sich in Lille werde behaupten können. Man wollte daher die Garnison ein Lager außerhalb der Festung beziehen lassen; allein der Telegraph hatte nicht nur die Nachricht von Napoleons Einzug in Paris schon am 21. März, sondern auch Befehle der kaiserlichen Regierung an alle Behörden gebracht. Der Marschall stellte dem Grafen Blacas vor, daß der Befehl zum Ausrücken der Truppen von diesen als Zeichen zum Beginn des Aufstandes benützt werden, und daß der König mit seinem Gefolge, und auch der Marschall, unfehlbar die Gefangenen der aufrührerischen Soldaten werden müßten. Der König sah ein, daß kein Augenblick zu verlieren sey, um über die Grenze zu gehen, besonders da die Nachricht eingetroffen war, daß Graf Artois sich genöthigt gesehen habe, die Haustruppen des Königs zu entlassen. Die letzte Täuschung war also geschwunden.

Man behauptet, daß der Herzog von Orleans in Lille einen Brief vom Prinzen von Oranien empfing, worin dieser ihn zu einer Unterredung an der Grenze eingeladen hatte. Diesen Brief habe er sogleich dem König übergeben, und um dessen Befehle gebeten. Der König habe erwiedert, da er nun selbst da sey, so werde er die Antwort besorgen. Dieß habe der Herzog dann in aller Kürze dem Prinzen von Oranien angezeigt. Es scheint aber nicht, daß der König von Lille aus geantwortet hat. Es herrschte überall eine solche Verwirrung, daß keine vollständigen Befehle ertheilt werden konnten. Der Herzog hatte den König bei seiner Abreise von Lille auf dem Wege nach der Grenze begleitet, ohne jedoch von ihm eine Vorschrift über sein ferneres Verhalten bekommen zu haben. Es blieb unter solchen Umständen Jedem überlassen, nach eigener Ansicht zu verfahren.

Von dem Augenblicke an, wo der König beschlossen hatte, Frankreich zu verlassen, war es klar, daß Jeder, der im Namen des Königs einen Befehl in Frankreich empfangen, seine Wirksamkeit als aufgehoben betrachten mußte. Da Ludwig Philipp seines Oberbefehls nicht förmlich entbunden worden, so wollte er ihn doch nicht niederlegen, ohne wenigstens der ihm im Dienste zunächst stehenden Person eine Mittheilung darüber gemacht zu haben. Er richtete daher folgendes Schreiben an den Herzog von Treviso:

„Ich übergebe hiemit Ihnen, mein lieber Marschall, den ungetheilten Oberbefehl, den ich gerne noch ferner mit Ihnen im Norddepartement ausgeübt hätte. Ich bin ein zu guter Franzose, um Frankreichs Interesse dem Unglücke zum Opfer zu bringen, welches mich nöthigt, es wieder zu verlassen. Ich werde nun in Zurückgezogenheit und Vergessenheit verharren. Da der König nicht mehr in Frankreich ist, so habe ich keine weiteren Befehle in Seinem Namen mitzutheilen, und es bleibt mir nur übrig, Sie von allen denen zu entbinden, welche ich Ihnen bis dahin ertheilt hatte. Ich kann Ihnen nur empfehlen, ferner zu thun, was Ihre geprüfte Einsicht, und die lautere Vaterlandsliebe, von der Sie beseelt sind, Sie als das Beste erkennen lassen zum Wohle Frankreichs und in Uebereinstimmung mit den Pflichten, welche Ihnen fortan obliegen.“

„Leben Sie wohl, lieber Marschall: mein Herz blutet, indem ich dieses Wort schreibe. Bewahren Sie mir Ihre Freundschaft, wohin auch das Schicksal mich führen möge, und rechnen Sie für immer auf die meinige. Nie werde ich vergessen, was ich von Ihnen sah in der nur zu kurzen Zeit, die wir mit einander zugebracht haben. Ich bewundere Ihre Biederkeit und Ihren edlen Charakter so sehr, als ich Sie achte und liebe. Von ganzem Herzen, lieber Marschall, wünsche ich Ihnen alles Glück, dessen Sie so würdig sind, und das ich für Sie hoffe.“

„Ludwig Philipp von Orleans.“

Der Herzog verließ darauf Frankreich mit der Prinzessin Adelaide, in deren Begleitung die Gräfin Montjoye sich befand.

Nach den Denkwürdigkeiten von Fleury de Chaboulon soll der Herzog zu seinem Adjutanten, Obrist Baron von Athalin, gesagt haben: „Ich erlasse es Ihnen, die Grenze zu überschreiten und mir in die Verbannung zu folgen. Schätzen Sie sich glücklich, daß Sie im Vaterlande bleiben und die rühmlichen Farben tragen können, die wir bei Jemappes trugen.“

Während der Hundert Tage.

Es war die höchste Zeit für Ludwig Philipp, Frankreich zu verlassen. Napoleon beunruhigte nicht die verwittwete Herzogin in Paris, wenn wir aber dem Berichte des Herzogs von Otranto trauen dürfen, so würde er ganz anders gegen den Herzog von Orleans verfahren seyn. Nach Fouché soll Napoleon heftigen Zorn über den Herzog geäußert, ihn einen Ueberläufer der Revolution genannt, und gedroht haben, er würde ihn, falls er in seine Gewalt käme, vor ein Kriegsgericht stellen. Fouché hat Ludwig dem Achtzehnten berichtet, daß Napoleon später sagte: „Kann ich Orleans nicht bestrafen, so werde ich, wenn das Schicksal gegen mich entscheidet, ihm überlassen, mich zu rächen!“ Eine merkwürdige Vorhersagung, die wohl in Napoleons Aeußerungsweise lag. Allerdings dürfen wir dabei nicht übersehen, daß er die Herzöge von Angoulême und von Bourbon in seine Macht bekam, sie aber ungefährdet wieder frei ließ. Wäre er indessen nach der persönlichen Bedeutung verfahren, so hätte er freilich Ludwig Philipp anders behandeln müssen.

Der Herzog begab sich nach England, wo das friedliche Twickenham zum zweiten Male die Freistätte wurde, wohin er sich vor den Stürmen des Lebens zurückzog.

Als er von Paris aus seine Familie vorausschickte, konnte man unmöglich den Gang der Ereignisse vorhersehen, und er wählte England als einen unter allen Umständen sicheren Aufenthalt. Wer konnte damals wissen, daß die Abwesenheit der Bourbons von Frankreich nur hundert Tage dauern werde? Die politische Lage war kurz vor Napoleons Landung äußerst verwickelt, und als die Flucht aus Frankreich angetreten werden mußte, deutete Nichts darauf, daß die Verwickelung sich so schnell und glücklich lösen werde. Auf dem Congreß in Wien hatte sich eine Spannung zwischen den Mächten gezeigt; ein geheimer Separat-Vertrag war am 13. Februar zwischen England, Frankreich und Oesterreich abgeschlossen worden; mehrere Mächte rüsteten, und eine so übereinstimmende Einigkeit der Ansichten in Betreff des auf's Neue erschütterten Zustandes in Frankreich konnte keinesweges von vorne herein angenommen werden. Während Napoleon auf Paris marschirte, glaubten Viele, daß er nicht ohne Oestreichs Vorwissen Elba verlassen habe, und wenn auch die Eingeweihten in die höhere Polik darüber erst eine Bestätigung abwarten wollten, so waren sie doch damals noch weit entfernt, anzunehmen, daß der Kaiser von Oestreich auch dießmal seinen Schwiegersohn unbedingt seinem Schicksal Preis geben werde. Daran aber zweifelte man Anfangs sehr, ob die Mächte Europa's, von denen man wohl erwartete, daß sie Napoleons Rückkehr nicht müßig zusehen würden, im Falle seiner Besiegung, Frankreich die Herrschaft der vertriebenen Bourbons wieder auferlegen werde.

Wir berühren diese allbekannten Verhältnisse, wie sie damals vorlagen, nur darum, weil wir glauben, daß ihre Erwägung den Beschluß des Herzogs von Orleans hervorrief, den weiteren Gang der Ereignisse in England abzuwarten. Wie die Zukunft auch kommen möge, England müsse immer einen großen Einfluß auf ihre Gestaltung üben, und sollte die Emigration von langer Dauer seyn,

so hatte der Herzog sich überzeugt, daß, wie er nirgends einen so sichern Schutz für seine Familie finden könne, er auch an keinem andern Orte in einer so unabhängigen Stellung seyn werde, um einen Anknüpfungspunkt mit zukünftigen Begebenheiten zu wählen.

Aber eben diese Unabhängigkeit ist es, welche ihm zum bittersten Vorwurf gemacht worden ist von den Legitimisten, die keinen andern Begriff von Treue zulassen wollen, als den, daß man nur in, durch und mit dem Könige politisches Daseyn haben dürfe. Im grellsten Widerspruche mit der Forderung einer solchen unbedingten Abhängigkeit vom König, verlangten die Legitimisten, welche Ludwig Philipp seine Nichtanwesenheit beim bourbon'schen Königthume in Gent zum Verbrechen anrechneten, für sich diese Unabhängigkeit, die sie andern verweigerten. Denn sie machten Ludwig dem Achtzehnten eben so bittere Vorwürfe über das Zugeständniß der Charte, und behaupteten, man sey hierin dem Könige nicht unbedingten Gehorsam schuldig, denn über dem Könige stehe das Prinzip, das Gesetz von Erhaltung der ungetheilten königlichen Gewalt, ungefähr wie die Griechen das Fatum über Jupiter stellten. Der Fanatismus dieser Legitimisten wollte den Wahlspruch geltend machen: fiat justitia, pereat rex. Und der König war wirklich aus Frankreich vertrieben worden, weil er, zu schwach gegen ihre unermüdlichen Einflüsterungen, die Armee den Mißhandlungen der Emigration überlassen, und geduldet hatte, daß Monsieur und seine Umgebung sich nicht blos gegen die Verfassung aussprachen, sondern beinahe eine gegenconstitutionelle Regierung bildeten, welche häufig den Anordnungen und immer dem Geiste des verfassungsmäßigen Königthums geradezu Trotz boten. Wir wollen dafür kein besseres Zeugniß, als das Ludwig des Achtzehnten, der sich selbst der Fehler anklagte, zu denen der Pavillon Marsan und das, was er die Cabale Polignac nannte, ihn gedrängt hatten.

Ludwig Philipp war in alle seine Rechte als Prinz vom Geblüte eingesetzt worden. Er hatte, so wie er dazu aufgefordert worden, dem Könige beigestanden nach besten Kräften, war nur der

Nothwendigkeit gewichen, und mußte darauf das Unglück derer theilen, an deren Fehlern er keinen Theil gehabt hatte. Was warf man ihm nun vor? Daß er als französischer Prinz glaubte, auch französischer Bürger, Mitglied des Staatsverbandes seyn zu können. Als Prinz hatte er dem Oberhaupte der königlichen Familie Gehorsam bewiesen, und ihm treu gedient. Nicht sowohl aus eigener Ansicht, als vielmehr jenen Rathschlägen nachgebend, hatte Ludwig der Achtzehnte Frankreich als sein Land behandelt, und darum erkannte Frankreich in dieser Verfahrungsweise nicht seinen König. Als Staatsbürger mußte Ludwig Philipp auch dieser Ansicht seyn, allein sie hatte nicht sein Benehmen als Prinz geleitet, so lange der König in Frankreich war. Durch die Vertreibung des Königs hatte Ludwig Philipp ohne eigene Schuld sein wiedergewonnenes Eigenthum verloren. Mußte er darum auch sein Staatsbürgerthum als verloren betrachten, oder nur als ausübbar von Gent aus, und in keiner anderen Weise, als nach der dort beliebigen Auslegung? Hatte er ferner als Oberhaupt der orleanischen Linie des bourbonischen Geschlechtes keine andere Pflicht, als die, sich dem Gefolge des vertriebenen Königthums der ersten Linie leidend und willenlos anzuschließen?

War der französische Thron erledigt? Das läugneten die Legitimisten mit Entrüstung, versichernd, der französische Thron sey nur ausgewandert, und befinde sich nunmehr in Gent in dem Hause der Gräfin Hane van Steen-Huysen, wo Ludwig der Achtzehnte wohnte: in den Tuilerien saß, nach ihnen, Napoleon nur auf einem Stuhl. Gerade so behaupten die Legitimisten jetzt, der Thron sey in Kirchberg, denn sie erkennen einen französichen Thron ohne Frankreich an.

Als der bourbon'sche Hof nach Gent kam, befanden die Legitimisten sich vorerst, wie jetzt, ohne alle thatsächliche Macht, um ihre Rechtsfiction zu einer Wahrheit zu machen. Sollte sie die Ruine eines Grundsatzes werden, um welche sich allmälig der Epheu individueller Treue schlängelt, oder würde Europa sie adoptiren und ihr die Wirkung eines lebendigen Rechts verschaffen? Es fand sich nach-

her, daß die Kabinette sich zu letzterer Ansicht neigten, jedoch nicht ganz unbedingt, und nicht ohne Vorbehalt von einigen Seiten.

In einem Punkte waren vom ersten Augenblick an alle Mächte einig: Napoleon mußte unter allen Umständen zurückgewiesen werden, weil man annahm, daß mit seiner Herrschaft in Frankreich ein allgemeiner Friedenszustand in Europa nicht vereinbar sey. Am 5. März hatte man in Wien erfahren, daß er mit seiner Flottille Elba verlassen habe, am 8. kam die Nachricht von seiner Landung in Cannes, und am 13. erfolgte in Wien die Erklärung der Mächte, welche den Pariser Frieden unterzeichnet hatten: „daß Napoleon als Störer des öffentlichen Friedens nicht mehr unter dem Schutze eines Vertrags oder Gesetzes stehe“ — und: „daß die unterzeichnenden Mächte bereit seyen, Seiner Allerchristlichsten Majestät alle erforderliche Hülfe zu leisten zur Aufrechthaltung der Bestimmungen im Pariser Frieden.“ Von dieser Erklärung erwartete man eine heilsame Wirkung für die Sache der Bourbons in Frankreich, sie sollte den Schwankenden Muth einflößen und dem Abfall der Armee Einhalt thun. Sie kam aber erst nach Frankreich nachdem Alles geschehen war, dem sie hätte vorbeugen sollen. Hierauf folgte der Vertrag zwischen den vier Großmächten vom 25. März 1815, worin die Bestimmungen von Chaumont erneuert wurden. In diesem Vertrage fand sich wiederum die vollkommenste Uebereinstimmung in Beziehung auf Napoleon, gegen den man mit aller Anstrengung kämpfen wollte. Dagegen aber war es keinesweges eben so deutlich ausgesprochen, daß man, wenn Napoleon bewältigt sey, dieselben Anstrengungen dahin ausdehnen wolle, die wiedervertriebenen Bourbons auf den französischen Thron zu bringen. In dem achten Artikel des Vertrags wurde allerdings Seine Allerchristlichste Majestät eingeladen, unter gewissen Bedingungen dem Vertrage beizutreten, allein hierbei waren noch immer beschränkende Deutungen möglich. Das sprach sich klar aus bei Auswechslung der Bestätigungen des Vertrags von Seite der unterzeichnenden Mächte. Von zwei Theilnehmern wurde ein negativer Vorbehalt ausgesprochen. England begleitete die Auswechs-

kung mit folgendem, von Lord Castlereagh unterzeichneten Memorandum:

„Der Unterzeichnete hat von seinem Hofe Befehl erhalten, bei Auswechselung der Bestätigungen des Vertrags vom 25. März dieses Jahres, zu erklären, daß der achte Artikel des gedachten Vertrags, worin Seine Allerchristlichste Majestät eingeladen werden, ihm unter gewissen Bestimmungen beizutreten, verstanden werden muß als die Theilnehmer des Vertrags, nach dem Grundsatze gegenseitiger Sicherheit, zu gemeinschaftlicher Anstrengung verpflichtend gegen die Macht Napoleons Bonaparte, daß aber bemeldeter Artikel nicht verstanden werden soll als Seine britannische Majestät verpflichtend, den Krieg fortzusetzen zu dem Zwecke, Frankreich irgend eine besondere Regierung aufzunöthigen. Bei aller Sorgfalt des Prinz-Regenten für die Wiedereinsetzung Seiner Allerchristlichsten Majestät auf den französischen Thron, glaubt Höchstderselbe sich dennoch berufen, diese Erklärung abzugeben in Uebereinstimmung mit den unabänderlichen Grundsätzen der englischen Regierung.“

Fürst Metternich pflichtete der Erklärung Castlereaghs bei: „die Grundsätze des österreichischen Kabinets gestatteten nicht, den Krieg fortzusetzen, um Frankreich eine Regierung aufzulegen.“

Welche Gründe nun auch nach dem besonderen Standtpunkte der beiden Mächte sie veranlaßt haben mögen, diesen Vorbehalt einzulegen, so viel war jedenfalls deutlich ausgesprochen, daß sie sich nicht unbedingt verpflichteten, die Regierung Ludwig des Achtzehnten einzusetzen, ja noch mehr, sie wollten überall nicht durch Krieg Frankreich eine Regierung auflegen. Sie behielten sich also vor, möglicherweise in Frankreich eine andere Regierung, als die Seiner Allerchristlichsten Majestät, anzuerkennen; nur die Regierung Napoleons wollten sie unter keiner Bedingung anerkennen.

Englands Beweggründe waren leicht zu ermitteln. Ohne Zweifel wünschte sowohl der Prinz-Regent als die Mehrheit des Ministeriums die Wiederherstellung Ludwig des Achtzehnten; Castlereagh und Liverpool deuteten das an vor dem Parlament. Allein ein englisches Ministerium kann sich nicht unbedingt verpflichten, als unter der

Voraussetzung, daß die Mehrheit im Parlament ihm beipflichtet, und diese wird nur die Beisteuer bewilligen zur Erreichung eines Zwecks, den die öffentliche Meinung als unerläßlich im Vortheile Englands anerkennt. Nun konnte das Ministerium sicher seyn, daß man unter allen Umständen die Bewältigung Napoleons als nothwendig betrachten werde; aber es hing noch von der weiteren Entwickelung der Ereignisse ab, ob die Regierung Ludwig des Achtzehnten in Frankreich die einzige seyn würde, mit der Englands Sicherheit bestehen könne. In letzterer Beziehung konnte daher die Regierung sich von vorneherein nicht unbedingt verpflichten, sondern mußte freie Hand behalten, um nach den Umständen zu handeln.

Daß das österreichische Kabinet den Grundsatz der Legitimität anerkannte und aufrecht erhalten wollte, konnte damals, wie jetzt, keinem Zweifel unterliegen. Allein, der erleuchtete Staatsmann an der Spitze dieses Kabinets, vollkommen unterrichtet von den Satzungen der Lehre, ist eben so eingeweiht in die Kenntniß des Geistes der Geschichte und des Lebens; er weiß, daß wenn die Diplomatik erkennt, was seyn sollte, sie nur übt, was seyn kann, ohne darum den Grundsatz zu opfern. Fürst Metternich war unbedenklich vorangegangen zur unbedingten Bekämpfung der sich wieder erhebenden Napoleonischen Gewalt, weil diese sich grundsätzlich und thatsächlich als unverträglich mit einem, auf gegenseitige Unabhängigkeit gegründeten Friedenszustande Europa's erwiesen hatte; denn sie war durch Waffen geworden, und konnte auf das Errungene nur Verzicht leisten, wenn sie die Erwartung in Aussicht stellte, daß es wieder durch Waffen errungen werden sollte: ein französisches Kaiserthum mit Napoleon an der Spitze, war in der Meinung Europa's, und auch Frankreichs, ein fortwährender Kriegszustand, und man konnte mit ihm keinen Frieden, sondern nur Waffenstillstände abschließen. Darum machte der Fürst Staatskanzler den Vorschlag zur Erklärung vom 13. März. Es fehlte nicht an Leuten, welche diesen Schritt gefährlich und übereilt nannten, aber das als nothwendig Erkannte schnell und mit Entschlossenheit zu thun, ist gerade am klügsten, wenn es am gefährlichsten ist, oder werden kann. Kam dieß Manifest zu

spät, um Napoleons augenblicklichen Triumph in Frankreich zu verhindern, so kam es gerade zur rechten Zeit, um den Nationalgeist der europäischen Völker zu entflammen, die um so zuversichtlicher den Führern folgten, je kühner und entschlossener sie im ersten — und darum in diesem Falle rechten — Augenblicke aufgetreten waren. War nun auch die Legitimität als leitender Grundsatz des Wiener Congresses anerkannt worden, so konnte doch die Anwendung davon auf die in Frankreich nach Napoleon einzusetzende Regierung keinesweges in gleiche Linie gestellt werden mit der ersten Lebensfrage, und es walteten mehrere Gründe ob, die es für das österreichische Kabinet bedenklich machen mußte, sich im Voraus zur Wiedereinsetzung Ludwig des Achtzehnten zu verpflichten, ja sie machten es sogar räthlich, sich einen Entschluß vorzubehalten.

Wir sprechen hier immer von der politischen Lage zur Zeit des Vertrags vom 25. März 1815. Damals war der Grundsatz der Legitimität in zwei wesentlichen Fällen nicht zur Anwendung gekommen. Die erste Linie des Hauses Wasa war noch immer von Schweden vertrieben, ja noch mehr, der Repräsentant der zweiten Linie, der kinderlose König Karl der Dreizehnte hatte den vom Volke zum Kronprinzen gewählten Fürsten Pontecorvo adoptirt. Joachim Murat saß noch immer auf dem Throne Neapels, um dessen Wiederbesitz die Bourbons sich bis jetzt vergebens beworben hatten, und Oesterreich und England hatten Verträge mit König Joachim. Die Ereignisse, deren Wechselfälle zu bestehen man sich eben rüstete, konnten ein Ergebniß herbeiführen, das möglicherweise auch in Frankreich keine strenge Anwendung des Grundsatzes der Legitimität duldete. Es ist anzunehmen, daß zur Zeit der Auswechselung der Ratificationen der Kaiser von Oesterreich noch nicht unwiderruflich den Entschluß gefaßt hatte, die Ansprüche seines Enkels und seiner Tochter dem allgemeinen Frieden zum Opfer zu bringen; so viel wir wissen, wurde dieser Entschluß erst später in Heidelberg vollkommen gefaßt. Jedenfalls lag wohl dem Fürsten Staatskanzler ob, den persönlichen Ansichten seines Souverains eine freie Aeußerungsweise vorzubehalten; ohnedieß konnte die damals obwaltende Lage Italiens eine Wendung

nehmen, welche auf die Bestimmung der in Frankreich zu herrschenden Dynastie Einfluß geübt hätte.

Worauf es aber in unserer Erörterung am meisten ankömmt, ist die Berücksichtigung der inneren Verhältnisse Frankreichs, welche der österreichische Staatskanzler gewiß am wenigsten übersah. Es war klar, daß Napoleons Herrschaft jedenfalls durch Waffenmacht gebrochen werden müsse; diese Probe mußte allem Andern vorangehen. Würde aber mit Napoleon dann auch Frankreich so vollständig bezwungen werden, daß es keinen eigenen Wunsch für seine künftige Regierungsform geltend machen konnte, und mußte es willenlos das Gesetz des Siegers annehmen? Wir wissen, daß Letzteres geschah, und noch ehe der Fall eintrat, war bereits bei den verbündeten Kabinetten die dynastische Frage zum Vortheil der älteren bourbonischen Linie entschieden. Es hätte aber auch anders kommen können. Die Anwesenheit von Gesandten der verbündeten Mächte in Gent bezeugte allerdings ihre guten Wünsche für die vertriebene Linie, aber die Macht der Umstände hätte dennoch anderen Rücksichten den Vorzug einräumen können, und man übersah nicht diese Möglichkeit.

Fouché hatte gesucht mit den englischen und österreichischen Kabinetten in Verbindung zu treten, um Auskunft zu erhalten über ihre wahren Absichten. Daß er solche Schritte gethan, wird von glaubwürdiger Seite versichert, und es ist notorisch, daß er nach der Schlacht von Waterloo einen bedeutenden Einfluß auf den Herzog von Wellington geübt hat. Man behauptet, daß Fouché eine Mittheilung bekam über die Ansichten des österreichischen Kabinets im Betreff einiger Hauptgrundsätze, die von den verbündeten Kabinetten aufgestellt werden würden bei ferneren Verhandlungen über Frankreichs künftigen Zustand. Nach der „Geschichte der Restauration von einem Staatsmanne“ soll Fouché diese Mittheilungen bekommen haben durch Herrn von Werner, der sich im Auftrag des österreichischen Kabinets damals in Basel aufhielt. Wir wollen hier nur bemerken, daß diese „Geschichte der Restauration“ von Capefigue redigirt ist nach den Mittheilungen zweier hochstehenden Staatsmänner, nämlich des Her-

zogs Decazes und Barons Pasquier, ohne darum gerade diese Autorität als in diesem Falle entscheidend zu bezeichnen.

Fouché meldete Ludwig dem Achtzehnten das Ergebniß der ihm gewordenen Mittheilungen in folgender Weise:

„Die Großmächte werden nie zugeben, daß Napoleon in Frankreich regiere, oder daß eine Republik dort entstehe. Wenn man Napoleon beseitigt, werden die Großmächte die Hand bieten, damit Frankreich sich selbst eine Verfassung gebe. Diese aber muß die monarchische Form beibehalten, während sie andrerseits dem Lande genügende Garantien gewährt, und das zu ernennende Ministerium muß geeignet seyn, die öffentliche Meinung zu beruhigen. Zwei Drittheile der Anstellungen, über welche der Hof verfügt, sowohl in der Civilverwaltung, wie im Heere, müssen an neue Familien vergeben werden, weil diese eine größere Masse von Interessen darstellen. Die Mächte, welche den Vertrag vom 25. März unterzeichnet haben, sind damit einverstanden, daß kein Emigrant, der seit dem ersten April 1814 zurückgekehrt ist, ein Hofamt empfangen könne. Diese Bedingungen müssen im Voraus angenommen werden von demjenigen, der zur Regierung berufen werden soll."

Wenn wir nun auch mit Recht zweifeln, ob nachgewiesen werden könne, daß Fouché wirklich diese Mittheilung aus dem österreichischen Kabinet bekommen habe, und dabei nicht übersehen, daß diese angebliche Note gerade solche Andeutungen enthält, wie sie für Fouché's Plane besonders paßten, so glaubte doch Ludwig der Achtzehnte, daß man nöthigenfalls nach diesen Ansichten handeln werde, wenn Anderes nur mit zu großen Opfern zu erreichen wäre, und es ist gerade der Gesichtspunkt, von dem aus man 1830 die durch die Julirevolution gewordene Regierung betrachtete: nicht als das, was man gewünscht hätte, sondern was man dulden könne.

Aus allem Bisherigen folgt, daß es Ende März 1815 noch nicht ausgemacht war, daß nach Napoleons Bewältigung Ludwig der Achtzehnte den französischen Thron besteigen solle. Wem würde er dann weichen müssen? Entweder Napoleon dem Zweiten mit einer Regentschaft, oder dem Verlangen nach constitutionellen Garantieen

in Frankreich selbst, wenn es nämlich stark genug bleiben sollte nach Napoleons Falle, um solche zu begründen, und wenn die allgemeine Meinung sich dahin erklären sollte, daß die ältere Linie solche Garantien nicht darböte. Im letzteren Falle aber müßte nothwendigerweise die zweite Linie sich wie von selbst darbieten. Es ist ganz wahr, daß der Herzog von Orleans in Frankreich persönlich wenig gekannt war, sogar fünfzehn Jahre später war er persönlich nur einem Kreise politischer Männer bekannt; aber die historische Stellung des Hauses Orleans mußte in dem vorausgesetzten Falle unausbleiblich mit in Betracht gezogen werden.

Wenn man das zugeben muß, so scheint mir, daß man auch einräumen muß, daß Ludwig Philipp, als Haupt des Hauses Orleans, die Pflicht hatte, unter den damals obwaltenden Verhältnissen eine Stellung zu nehmen, die es ihm möglich machte, vorkommenden Falles die Ansprüche seines Hauses geltend zu machen. Es war sehr denkbar, daß mit Napoleon Frankreich nicht vollends überwältigt worden wäre: daß die constitutionelle Partei, durch die sogenannten Patrioten von 1789 und selbst durch die gemäßigten Royalisten verstärkt, einen solchen Anhang hätte finden können, daß sie noch immer den verbündeten Heeren einen ansehnlichen Widerstand entgegenzustellen im Stande waren. In diesem Falle war alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die verbündeten Mächte eine friedliche Lösung dem ins Ungewisse verlängerten Kampfe und den damit verbundenen Opfern vorziehen würden, und dann konnte die zweite Linie in der Person des Herzogs von Orleans, seiner Geburt, wie seinen Gesinnungen nach, als versöhnende Vermittelung nach beiden Seiten hin Geltung bekommen und beiden Theilen als erwünschte Lösung der Verwickelung erscheinen. Dem Herzog von Orleans lag ohne Zweifel die Pflicht ob, sich keinem gegen die Rechte der ersten Linie feindlichen Unternehmen beizugesellen: aber wenn ohne sein Zuthun durch die Macht der Umstände die Ansprüche der ersten Linie unmöglich wurden, so war es doch im höchsten Grade unbillig, zu verlangen, daß er im Voraus auch die seinigen unmöglich machen sollte. Ein solches Benehmen würde man sicherlich und mit vollem Rechte,

eine Thorheit genannt haben; wie kann man denn tadeln, daß er diese Thorheit nicht beging? In Gent wäre sie ihm nicht erspart worden, und hätte er sich, persönlich gegenwärtig, nicht dazu bereitwillig finden lassen, so hätte er sogar seine Stellung unter der zweiten Restauration einbüßen können. Ohnedieß hatte er zu viele Beweise dafür, daß die Monarchen des Festlandes ihm persönlich nicht besonders gewogen waren. Dort konnte er nur Zustimmung erwarten, wenn er eine durch die Macht der Umstände auferlegte Nothwendigkeit wurde. Daher war England ganz gewiß der passendste Ort, von dem aus er die Wechselfälle der nächsten Zukunft abwarten konnte.

Man behauptet, der Herzog von Orleans habe damals zwei Denkschriften über die politische Lage Frankreichs, in 1789 und während der eben vergangenen Restaurationszeit, nach Wien gesandt. Wenn das sich so verhält, so kommt bei der Beurtheilung dieses Schrittes Alles darauf an, wie diese Denkschriften abgefaßt waren. Verrätherisch könnte man sie nur nennen in dem Falle, daß sie der vertriebenen Regierung Fehler aufbürdeten, die ihr nicht zur Last fielen, oder sie für Verhältnisse verantwortlich machten, deren Umgestaltung außer ihrer Macht lag. Wenn sie dagegen nur eine treue und gerechte Schilderung des thatsächlichen Zustandes enthielten, so konnten sie den Schritt eines patriotischen Franzosen rechtfertigen, der diejenigen Kabinette, die auf die Zukunft seines Vaterlandes Einfluß üben könnten, über die Lage, Gesinnungen des Landes, und die in seiner Verwaltung begangenen Fehler aufzuklären sich bestrebt. Wir wissen nicht, ob solche Denkschriften vom Herzog verfaßt und übersandt wurden, noch weniger kennen wir ihren Inhalt und ihre Abfassungsform, es ist aber vielfach behauptet und geglaubt worden, daß solche überreicht würden. Sind nun auch die Verhältnisse, welche wir in diesem Werke vorführen, nicht historisch abgeschlossen, so müssen wir uns eben deßhalb möglichst historischer Unparteilichkeit befleißigen, und auch das Unverbürgte, wenn es in weiteren Kreisen für eine Thatsache angesehen worden ist, anführen.

So viel ist gewiß, wenn in einem constitutionellen Staate Meinungsgruppen von verschiedenen Ansichten um Geltung ringen, so wird man es ganz in der Ordnung finden, wenn ein politischer Mann eine Stellung nimmt, die ihm gestattet, bei dem möglichen Siege seiner Partei seinen Antheil zu bekommen, und man wird es nicht tadeln, wenn er dabei Sorge trägt, daß sein persönliches Privatverhältniß fortbestehen könne, auch wenn eine andere Meinung, als die seinige, die Oberhand behalten sollte. Der Prinz von Wales war in der Opposition, der Herzog von Sussex ist es noch, oder vielmehr, er ist es jetzt wieder, es ist aber in England Niemanden eingefallen, diese Prinzen der Zweideutigkeit oder der Unzuverlässigkeit zu beschuldigen, weil sie dabei ihrer Stellung als Prinzen Genüge leisteten und ihre Apanagen bezogen. Die Legitimisten und Republikaner in Frankreich aber verstehen die Politik nur en Enragés, sie wollen, daß man mit ihnen siegen, oder sich mit ihnen verderben soll. In einem Kampfe um die Unabhängigkeit des Vaterlandes muß man allerdings auf dem Wahlplatze stehen mit der Entschiedenheit des Wahlspruches: „Sieg oder Tod!“ aber in einem politischen Kampfe muß es gestattet seyn, sich auch nach der Niederlage ein Daseyn vorzubehalten. Die Zukunft Frankreichs sollte entschieden werden, ohne daß die bourbonischen Prinzen der ersten oder zweiten Linie dabei den Ausschlag geben konnten; beide Theile mußten den endlichen Spruch von der Macht der Verhältnisse abwarten. Der Verfasser der „Geschichte der Restauration“ sagt, der Herzog von Orleans habe in London während der hundert Tage ein sehr unentschlossenes Benehmen gezeigt. Das glaube ich nicht, ich glaube, daß der Herzog sehr entschlossen war, jeden günstigen Fall für sich und sein Haus zu benutzen, unter der Voraussetzung, daß die ältere Linie nicht wiederhergestellt werden könnte, und daß er eben darum sich nicht aussprach in einer Weise, die ihm jeden andern Weg verschlossen hätte, als den seiner Worte. Jener Verfasser nimmt daraus Veranlassung zu folgender Betrachtung: „Es ist das Unglück schwacher Seelen, daß ihnen stets ein fester Wille und eine offene Rede fehlt.“ Abgesehen davon, daß dieß

an und für sich nicht richtig ist, denn es gibt Menschen, die eben aus Schwäche sich am unrechten Orte sehr entschieden aussprechen, so kann ich keine Seelenstärke darin finden, einen entschiedenen Entschluß auszusprechen in einem Augenblicke, wo es nicht vom eigenen Willen abhängt, ihn auszuführen. Ich glaube, daß Ludwig Philipp, wie früher, so besonders seit 1830 den Beweis gegeben hat, daß es ihm nicht an Kraft des Entschlusses, noch an Beharrlichkeit fehlt, um ihn auszuführen.

Die Herzogin von Angoulème war, nachdem alle ihre Versuche in Bordeaux gescheitert waren, nach England gekommen, wo sie, außer einem Besuche in Gent, während der hundert Tage blieb. Sie war die eigentliche Botschafterin Ludwig des Achtzehnten am Hofe von St. James, und wachte mit Eifer für die Sache der Legitimität, für welche sich auch die Kabinette entschieden.

Die Schlacht von Waterloo machte jedem Zweifel ein Ende; in ihr wurde Napoleon und Frankreich besiegt. Es zeigte sich allerdings eine orleanische Partei, die ganz natürlich entstehen mußte aus der Ansicht der Constitutionellen und Patrioten, daß die zweite Linie einer verfassungsmäßigen Staatsordnung mehr Gewähr leiste. Wie oben gesagt, dieser Gedanke bot sich so von selbst dar, daß er zugleich an den entferntesten Orten entstand bei Personen, die in gar keiner Berührung mit einander waren, und den Herzog von Orleans gar nicht kannten; er war ihnen nur der persönliche Ausdruck eines Verhältnisses, dem sie sich aus Befürchtung vor Reactionen der älteren Linie zuwandten. Der Herzog von Dalmatien berichtete unterm 22. Juni von Lyon aus über die Unruhe im Heere, daß der Name Orleans im Munde der Generale und der Stabsoffiziere sey. Er sandte den General Dejean, um mündlich dem Kaiser mitzutheilen, was er darüber erfahren hatte.

Als man am 25. Juni in der Kammer die Frage von einem Nachfolger Napoleons verhandelte, sagte Boulay vom Meurthe-Departement: „Ja, es gibt eine Partei Orleans! Sichere Nach-

weisungen haben mich überzeugt, daß sie royalistisch gesinnt ist, und zugleich die Absicht hat, die Patrioten für sich zu gewinnen. Uebrigens ist es zweifelhaft, ob der Herzog von Orleans die Krone annehmen würde, oder, wenn er es thäte, ob es nicht sey, um sie Ludwig dem Achtzehnten zurückzugeben.“ Hiermit drückte Boulay aus, was wirklich der Fall war, nämlich daß die Partei Orleans nicht eine äußerlich organisirte politische Partei war, sondern nur durch das unbewußte Zusammentreffen der Ideen bestand. In diesem Sinne kann man auch ein Wort nehmen, das Talleyrand gesagt haben soll. Als man nämlich in seiner Gegenwart ausrief: „hätten wir nur Jemand — den Herzog von Orleans zum Beispiel!“ soll er geantwortet haben: „der Herzog von Orleans ist nicht Jemand, sondern Etwas.“ Hiermit drückte er in seiner Weise aus, daß es nicht die Persönlichkeit, sondern die Macht der Dinge war, die ihn auf die Bahn bringen konnte.

Als die englisch-preußische Armee nach der Schlacht von Waterloo auf Paris marschirte, kam eine Abordnung der provisorischen Regierung in Wellingtons Hauptquartier. Herr von Valence, Mitglied dieser Deputation, nannte den Herzog von Orleans als denjenigen Prinz der bourbon'schen Familie, von dem Frankreich mit der meisten Zuversicht die Aufrechterhaltung solcher Staatseinrichtungen erwarten könne, durch welche die Ruhe und Sicherheit der Zukunft verbürgt würden. Der Herzog von Wellington bemerkte ihm jedoch, daß der Herzog von Orleans nur ein Usurpator von guter Familie seyn würde, daß der Grundsatz der Revolution, gegen welche die Mächte die Waffen ergriffen hätten, mit dem Herzog von Orleans nicht weniger siegreich wäre, als mit Bonaparte, und daß der Herzog ohnedieß erklärt habe, daß er die Krone nur annehmen werde, um sie ihrem legitimen Herrn zurückzugeben.

Wir glauben, daß der Herzog von Orleans dieß erklärt hatte. Seine Rechte, und die seines Hauses, konnten nur beginnen von dem Zeitpunkte an, wo die erste Linie die ihrigen nicht mehr geltend machen konnte. Da nun das ganze bewaffnete Europa sich für die

Wiederherstellung der älteren Linie ausgesprochen hatte, und Frankreich keine Macht besaß, um eine andere Meinung geltend zu machen, so konnte man auch eigentlich gar nicht in Erfahrung bringen, welcher Ansicht die öffentliche Meinung in der Mehrzahl gehuldigt hätte, und der Herzog von Orleans konnte nur von der öffentlichen Stimme in Frankreich auf den Thron berufen werden. Er schloß sich daher der Restauration an, weil sie damals das einzige mögliche Verhältniß der Ordnung in Frankreich werden mußte.

Die Restauration

von 1815 bis 1830.

Zum zweiten Male im Laufe eines Jahres kam Ludwig Philipp aus der Verbannung nach Frankreich zurück. Er kam jedoch erst gegen Ende Juli 1815 und Ludwig der Achtzehnte war bereits am 8. Juli in Paris eingetroffen.

Außer den schon angeführten Fällen, bei denen es sich gezeigt hatte, daß eine Partei in Frankreich für eine Regierung mit dem Herzog von Orleans an der Spitze günstig gestimmt sey, hatten englische Zeitungen auch die Nachricht verbreitet, der Herzog habe sich geweigert, bei Waterloo gegen Frankreich zu fechten. Diese Nachricht war offenbar gegeben worden, entweder, um ihn den Patrioten zu empfehlen, oder um ihm in der Meinung des Königs zu schaden. Ludwig Philipp hatte in den englischen Blättern (Morning Chronicle) diese Behauptung zurückgewiesen und dabei bemerkt, daß Ludwig der Achtzehnte allen Mitgliedern seiner Familie eine persönliche Theilnahme am Kriege gegen Frankreich untersagt habe.

Unbezweifelt hatte die Haltung des Herzogs von Orleans während der hundert Tage dem nunmehr wieder auf den Thron gebrachten

Könige von Frankreich lebhafte Besorgnisse eingeflößt. Er hatte nach allen Seiten hin ihn und seine Handlungen genau beobachten lassen, allein man hatte Nichts entdeckt, was irgend dem Prinzen zur Last fallen konnte, nirgends war eine Spur von persönlicher Theilnahme an Handlungen oder Aeußerungen, die als feindselig bezeichnet werden konnten. Jener Brief an den Herzog von Treviso, worin Ludwig Philipp den Befehl im Norddepartement niederlegte, enthielt keine Aeußerung, die ihm als unloyal vorzuwerfen wäre, höchstens eine indirecte Schlußfolge der Worte: „da der König nicht mehr in Frankreich ist, so kann ich keine Befehle von ihm ferner mittheilen.“ Hieraus folgte nämlich, daß der König, außerhalb Landes, in Frankreich nicht befehlen könne, und dieß widersprach allerdings der Fiktion von der fortdauernden Verpflichtung Frankreichs, den Befehlen auch des flüchtigen Königthums zu gehorchen. Ludwig der Achtzehnte wollte diese Ansicht durchaus als gültig betrachtet wissen, allein er hatte zuviel Takt, um eine entgegenstehende Meinung offen zu verfolgen, zumal da in dem gegebenen Falle die Gewalt des Königs faktisch aufgehört hatte in ganz Frankreich, noch ehe er Lille verließ. Wenn man also dem Herzog von Orleans keine Handlungen und keine Schritte zur Last legen konnte, die dahin strebten, die Rechte der ersten Linie zu verdrängen, und es dennoch gewiß war, daß eine orleanische Partei vorhanden sey, so war es klar, daß diese ohne directes Zuthun des Prinzen bestand. Es war nämlich nicht eine politische Partei mit einer, in Zusammenkünften, Briefwechsel, oder strafbaren Verführungsversuchen erfaßbaren Organisation. Sie war vorhanden, wie eine Meinung, die nicht einmal ein indirectes Organ der Presse hatte, und das Merkwürdigste an dieser Partei, wenn man sie so nennen will, war, daß ihr Daseyn und ihre Bedeutung gänzlich von dem Verfahren der älteren Linie abhing. Die orleanische Partei hatte keine Mittel der Art, wie sie sonst politischen Parteien directe oder indirecte, oder unter gewissen Voraussetzungen zu Gebote stehen können, sie hatte nicht einmal ein Oberhaupt, denn der Mann, dessen Namen sie führte — freilich nicht von sich selbst, sondern von Andern so genannt — kannte sie nicht, durfte sie nicht

Die Restauration

von 1815 bis 1830.

Zum zweiten Male im Laufe eines Jahres kam Ludwig Philipp aus der Verbannung nach Frankreich zurück. Er kam jedoch erst gegen Ende Juli 1815 und Ludwig der Achtzehnte war bereits am 8. Juli in Paris eingetroffen.

Außer den schon angeführten Fällen, bei denen es sich gezeigt hatte, daß eine Partei in Frankreich für eine Regierung mit dem Herzog von Orleans an der Spitze günstig gestimmt sey, hatten englische Zeitungen auch die Nachricht verbreitet, der Herzog habe sich geweigert, bei Waterloo gegen Frankreich zu fechten. Diese Nachricht war offenbar gegeben worden, entweder, um ihn den Patrioten zu empfehlen, oder um ihm in der Meinung des Königs zu schaden. Ludwig Philipp hatte in den englischen Blättern (Morning Chronicle) diese Behauptung zurückgewiesen und dabei bemerkt, daß Ludwig der Achtzehnte allen Mitgliedern seiner Familie eine persönliche Theilnahme am Kriege gegen Frankreich untersagt habe.

Unbezweifelt hatte die Haltung des Herzogs von Orleans während der hundert Tage dem nunmehr wieder auf den Thron gebrachten

Könige von Frankreich lebhafte Besorgnisse eingeflößt. Er hatte nach allen Seiten hin ihn und seine Handlungen genau beobachten lassen, allein man hatte Nichts entdeckt, was irgend dem Prinzen zur Last fallen konnte, nirgends war eine Spur von persönlicher Theilnahme an Handlungen oder Aeußerungen, die als feindselig bezeichnet werden konnten. Jener Brief an den Herzog von Treviso, worin Ludwig Philipp den Befehl im Norddepartement niederlegte, enthielt keine Aeußerung, die ihm als unloyal vorzuwerfen wäre, höchstens eine indirecte Schlußfolge der Worte: „da der König nicht mehr in Frankreich ist, so kann ich keine Befehle von ihm ferner mittheilen.“ Hieraus folgte nämlich, daß der König, außerhalb Landes, in Frankreich nicht befehlen könne, und dieß widersprach allerdings der Fiktion von der fortdauernden Verpflichtung Frankreichs, den Befehlen auch des flüchtigen Königthums zu gehorchen. Ludwig der Achtzehnte wollte diese Ansicht durchaus als gültig betrachtet wissen, allein er hatte zuviel Takt, um eine entgegenstehende Meinung offen zu verfolgen, zumal da in dem gegebenen Falle die Gewalt des Königs faktisch aufgehört hatte in ganz Frankreich, noch ehe er Lille verließ. Wenn man also dem Herzog von Orleans keine Handlungen und keine Schritte zur Last legen konnte, die dahin strebten, die Rechte der ersten Linie zu verdrängen, und es dennoch gewiß war, daß eine orleanische Partei vorhanden sey, so war es klar, daß diese ohne directes Zuthun des Prinzen bestand. Es war nämlich nicht eine politische Partei mit einer, in Zusammenkünften, Briefwechsel, oder strafbaren Verführungsversuchen erfaßbaren Organisation. Sie war vorhanden, wie eine Meinung, die nicht einmal ein indirectes Organ der Presse hatte, und das Merkwürdigste an dieser Partei, wenn man sie so nennen will, war, daß ihr Daseyn und ihre Bedeutung gänzlich von dem Verfahren der älteren Linie abhing. Die orleanische Partei hatte keine Mittel der Art, wie sie sonst politischen Parteien directe oder indirecte, oder unter gewissen Voraussetzungen zu Gebote stehen können, sie hatte nicht einmal ein Oberhaupt, denn der Mann, dessen Namen sie führte — freilich nicht von sich selbst, sondern von Andern so genannt — kannte sie nicht, durfte sie nicht

kennen, so daß Jemand sehr richtig vom Herzog von Orleans sagen konnte: „er ist nicht von seiner Partei!“ Was war denn diese Partei, die keine Mittel hatte, noch ansprach, die keine Versammlung, kein Oberhaupt, kein sichtbares, noch erfaßbares äußeres Daseyn hatte, und doch als vorhanden angenommen werden konnte? Sie war eine Hoffnung, welche bei der Volksthümlichkeit der Regierung der ersten Linie gestaltlos verschwand und überflüssig wurde, und die nur Daseyn, Lebensfähigkeit, Aeußerlichkeit und Bedeutung erhalten konnte, wenn die Regierung sich nicht als treuer Verwalter der errungenen Nationalfreiheiten erweisen sollte. In dieser Weise hat ohne Zweifel während der ganzen Restauration eine orleanische Partei bestanden, und in ihre Reihen traten unbewußt alle Diejenigen, welche allmälig, besonders nach dem Tode Ludwig des Achtzehnten, die Ueberzeugung gewannen, daß die ältere Linie den Nationalfreiheiten feindlich gesinnt bleiben, und ihren Untergang herbeiführen würde. Es lag in der Natur der geschichtlichen Stellung des Hauses Orleans, diese Anziehungskraft zu üben auf die Gesinnung, welche weder monarchische noch republikanische Willkür will. Nur bis zu einem gewissen Grade kam dabei die Persönlichkeit des Oberhauptes dieses, für die ältere Linie verhängnißvollen Hauses in Betracht; diese mußte nicht in solcher Art hervortreten, daß man mit ihr die Fortdauer des unbeliebten Systems erwarten mußte, schon diese negative Eigenschaft konnte hinreichend seyn, um ihr die Gunst einer letzten Hoffnung zuzuwenden. Der Herzog von Orleans war dem eigentlichen Volke fast unbekannt, von seinem wechselvollen Leben wußte man so gut als gar nichts, und nur das hatte man, fast als eine Sage, vernommen, daß er unter der Fahne der Nationalfreiheiten gedient hatte und von den Regierungen der fremden Mächte verfolgt worden war. Man erkundigte sich auch während der Restauration wenig nach seinen Schicksalen und seinem Leben, und was gelegentlich davon bekannt wurde, erregte hauptsächlich nur dadurch einige Aufmerksamkeit, daß es mit dem giftigen Haß der Ultraroyalisten gestempelt war. Frägt man nun, ob Ludwig Philipp davon unterrichtet war, daß er eine Partei hatte, so scheint mir,

daß es ganz unmöglich war, daß er es nicht hätte wissen sollen, denn theils war öffentlich auf der Tribüne und in Zeitungen davon die Rede gewesen, und dann wurden ihm ja oft genug in der königlichen Familie Vorwürfe gemacht wegen des Anhangs seines Namens. Das aber erkannte gewiß niemand besser, als der Herzog von Orleans, daß eine mögliche Erhebung, und noch mehr die Sicherheit seines Hauses nothwendig davon abhingen, daß er bei allen Bestrebungen einer Partei, die seinen Namen führe, persönlich theilnahmlos bleibe. Seine Thronbesteigung konnte nie mit Erfolg durch ihn selbst herbeigeführt werden. Sie mußte erfolgen auf dem natürlichen Wege durch Aussterben der älteren Linie, und dazu war allerdings bis zur Geburt des Herzogs von Bordeaux Aussicht vorhanden. Sollte sie aber auf andere Weise, also durch Beseitigung der Rechte der älteren Linie, erfolgen, so dürfte immer, unter allen Umständen, er es nicht seyn, der diese Rechte verdrängte. Der Thron mußte ledig seyn, wenn ihn der Herzog von Orleans besteigen sollte, durch eine äußere oder innere Gewalt, deren Urheber oder Führer er aber freiwillig nicht seyn dürfte, denn er kannte und kennt zu gut die Geschichte, die Menschen, und Europa, um nicht zu wissen, daß die Krone, deren zentnerschweren Glanz er in ihrer unmittelbaren Nähe erforscht hatte, auf dem Haupte eines Rebellen gegen sein Geschlecht ihren Träger erdrückt, und daß er sie gegen einen für das Recht gewaffneten Welttheil nicht vertheidigen kann. Auch war immer die Stellung eines Herzogs von Orleans, auch neben dem französischen Thron, eine zu großartige und glückliche, um sie leichthin in einem gewagten Spiele einzusetzen; ja, auch diese mußte gefährdet seyn, es mußte, so zu sagen, nur die Wahl bleiben, zwischen Exil und einer Krone, um mit einer Hoffnung des Erfolgs den Schritt zu wagen, der auf eine so gefahrbringende Höhe führt. Alle Nachforschungen des unermüdlichsten Hasses, alle Entdeckungen und Entlarvungen von Verhältnissen und Personen, deren die elf letzten Jahre so viele gebracht, haben keinen Schatten eines Beweises gegeben, daß der Herzog von Orleans persönlich Theil genommen habe an geheimen oder offenen Bestrebungen gegen die

ältere bourbonische Linie, oder gegen ihre dynastischen oder gouvernementalen Rechte. Was hätte er erreichen können, wenn er einer Verschwörung seinen Namen mit Vorwissen geliehen hätte? Im glücklichsten Falle, daß er das Haupt einer ephemären Regierung geworden wäre, die, von keiner andern Macht anerkannt, durch ihre Unrechtmäßigkeit auch im Inneren so schwankend gewesen wäre, daß sie nicht die Kraft hätte haben können, sich die Anerkennung von Außen zu erzwingen. Ich glaube aus voller Ueberzeugung, daß Ludwig Philipp zu sehr das Bewußtseyn von der Bedeutung eines Herzogs von Orleans hatte — in der That die großartigste prinzliche Stellung in ganz Europa — um sie ohne Noth vertauschen zu wollen gegen eine Krone, die, wenn er sie den Vorberechtigten seines Geschlechts entrissen, aller erdenklichen Garantien ermangelt hätte. Ludwig Philipp ist gar nicht der Mann, der sich Täuschungen hingibt, oder sich von dem bloßen Metallglanze einer Krone oder dem leeren Gepränge eines Thrones blenden läßt, und er kannte zu gut die Unhaltbarkeit eines Verhältnisses, das in vollem Widerspruche mit dem Rechte und mit den Grundsätzen des übrigen Europa's gewesen wäre. Auch seine Feinde gestehen ihm große Klugheit zu; nun wohl, das Klügste, was er thun konnte, war gerade was er that — er nahm keinen Antheil an Allem, was gegen die Regierung unternommen wurde.

Niemand erkannte mehr die Gefahr, die in der bloßen Stellung des Herzogs von Orleans lag, wenn die erste Linie die Sympathie des Volkes verlieren sollte, als der König, ja er erkannte diese als um so größer und bedenklicher, je ruhiger und verständiger sich der Herzog benahm, im Gegensatze zu der unklugen und leidenschaftlichen Unruhe der jüngeren Mitglieder der ersten Linie. Ludwig der Achtzehnte befürchtete weniger vom Herzog von Orleans und von der Partei, die ihn im Auge hatte, für sich und seine Regierung, und wenn er in der vollen Kraft seiner Jahre und seines Willens gewesen wäre, so hätte er ohne Zweifel ein constitutionelles Verhältniß begründen können, in dem die Ueberforderungen der Emigration sich stillschweigend hätten bescheiden müssen. Dagegen fürchtete er, im Bewußtseyn seiner Jahre

und seiner Schwäche, gegenüber dem Drängen seines Bruders und des Pavillons Marsan, Alles für seine Nachfolger vom Hause Orleans. Das ehemalige Mitglied des Direktoriums, Barras, dessen Meinung Ludwig der Achtzehnte bisweilen unter der Hand einholte, soll noch während der ersten Restauration von seinem Gute Aigalades in Provence aus an den König geschrieben haben: „die bloße Anwesenheit des Herzogs von Orleans in Paris ist eine fortwährende Conspiration.“ Jedenfalls betrachtete der König sie so, sie verursachte ihm stets eine geheime Unruhe, die er nicht überwinden und auch nicht beseitigen konnte: „Wie soll man,“ sagte er, „einen Mann am Gehen verhindern, der keinen Schritt thut?“ Graf Artois dagegen hielt den Herzog von Orleans gar nicht für gefährlich, sobald er sich überzeugt hatte, und ihm zutraute, daß er nicht conspirire; er übersah ganz die politische Stellung des Hauses Orleans, und war völlig überzeugt davon, daß man durch die Royalisten und mit durchgreifenden Maßregeln alle revolutionären Bestrebungen bewältigen könne.

Während der hundert Tage war das Eigenthum des Herzogs von Orleans mit Sequester belegt worden. Diese Maßregel dauerte noch, als der Herzog nach Frankreich zurückkam. Die nothwendigen Erlasse und Formalitäten nahmen noch einige Zeit, ehe das Sequester gesetzlich gehoben werden, und der Herzog wieder in die volle Ausübung seiner Besitztitel treten konnte. Sobald dieß bewerkstelligt, und seine Domainendirektion wieder die volle Leitung seiner Vermögensangelegenheiten übernommen hatte, begab Ludwig Philipp sich nach England, wo die herzogliche Familie noch immer in Twickenham verweilte. Gegen Ende September kam er mit seiner Familie wieder nach Paris.

Kaum hatte er indessen das Palais-Royal wieder betreten und sich mit seiner Familie dort eingerichtet, so sah er sich zu einem Schritte veranlaßt, der ihn wieder nöthigte, es auf einige Zeit zu verlassen. Der König hatte durch Verordnung den Prinzen des königlichen Hauses Sitz in der Pairskammer verliehen. Bekanntlich hatten die Wahlcollegien auf Anstiftung der überköniglichen Partei

Adressen eingesendet, worin sie „die Reinigung der öffentlichen Verwaltung und die Bestrafung der politischen Verbrechen“ nachsuchten. Die Adressecommission der Pairskammer hatte diesen Parteiwunsch der Collegien, aus denen die Wahlkammer hervorgegangen war, mit aufgenommen in den Entwurf ihrer Adresse an den König, in Beantwortung der Thronrede. Indem die Adressecommission der Pairs sich einer Richtung zuwendete, deren Vorkämpfer rücksichtslose Parteimänner waren, wie Labourdonnaie, Bonald, Maistre, Duplessis-Grenedan, hatte sie gleich sehr die Würde der Pairskammer wie ihren besonderen Beruf übersehen, denn ihre politische Bestimmung mußte seyn, die Parteileidenschaft zu dämpfen und zu zertheilen durch die Ruhe einer unparteiischen Erörterung, statt ihr Vorschub zu leisten; und die Majestätsverbrechen, zu deren Bestrafung sie aufforderte, sollten ja gerade vor dem Pairsgerichtshofe verhandelt werden, der nun mit einer Art von Cathegoriendenunciation als Kläger auftreten sollte. Der fragliche Paragraph im Adresse-Vorschlage lautete so:

„Ohne dem Throne die Wohlthat der Begnadigung entziehen zu wollen, wagen wir dennoch, ihm die Forderungen der Gerechtigkeit zu empfehlen. Wir wagen die unterthänige Bitte um eine billige Vertheilung von Belohnung und Strafe, und um eine Reinigung der öffentlichen Verwaltung.“

Es ist wohl unnöthig, daran zu erinnern, welchen niederschlagenden Eindruck dieser eben so unpolitische als inconstitutionelle Vorschlag auf alle Freunde des Vaterlandes hervorbrachte. Als am 13. October 1815 dieser Paragraph in Berathung gezogen wurde, entspann sich eine sehr heftige Erörterung. Der Herzog von Broglie, de Tracy, Barbé-Marbois, Lanjuinais bekämpften diese unzeitige Aufforderung zu einer blutigen Initiative der Krone mit allen Gründen der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit und der Politik. Der Kampf schwankte indessen, denn diejenigen, welche die Kammer zu einer Entscheidung im Sinne der äußersten Reaction drängen wollten, ergaben sich nicht so leicht. Diese bestanden also darauf, daß die Pairskammer einen bestimmten Wunsch um Bestrafung der Schuldigen, welche

vom bourbon'schen Königthum abgefallen waren, aussprechen solle. Nachdem mehrere ableitende Amendements vorgeschlagen waren, ohne eine Entscheidung herbeizuführen, erhob sich der Herzog von Orleans, und sprach:

„Was ich so eben vernommen habe, bestätigt mich vollends in der Ueberzeugung, daß der Kammer ein weit entscheidenderer Entschluß vorgeschlagen werden muß, als alle Amendements enthalten, die bis jetzt ihrer Billigung unterstellt worden sind. Ich schlage daher die vollständige Unterdrückung des ganzen Paragraphs vor. Ueberlassen wir dem König die Sorge, verfassungsmäßig alle Vorkehrungen zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung zu treffen, und sprechen wir keine voreiligen Wünsche aus, deren sich Böswillige als Waffen gegen die Ruhe des Staates bedienen könnten. Wir werden die wahrscheinlichen Richter derjenigen werden, gegen deren Schuld man mehr Strafe als Gnade anrufen will, und demzufolge gebührt uns vor der Untersuchung kein Ausspruch über sie. Jede vorläufige Meinungsäußerung in dieser Angelegenheit erscheint mir als eine wahre Pflichtvergessenheit in Ausübung der uns zustehenden richterlichen Befugniß, denn wir würden damit zugleich als Kläger und Richter auftreten."

Diese einfache und wahre Sprache des Rechts und der Billigkeit, welche in wenigen Worten die heillosen Widersprüche enthüllte, in welche man die Pairskammer verstricken wollte, um sie zu einem gelenken Werkzeuge der Intrigue und der Cabale zu machen, fand augenblicklichen Wiederhall in dem Bewußtseyn aller Mitglieder, welche ihrer Würde als Pairs von Frankreich eingedenk waren. Der Herzog von Orleans hatte sich noch nicht niedergesetzt, als viele Stimmen riefen: „Unterstützt!" und unter den Vordersten bemerkte man den edlen Herzog von Richelieu. Ein Pair verlangte Abstimmung über die vorläufige Frage, die mit einer Mehrheit angenommen wurde; die Minister, welche gegen sie votirt hatten, ließen sich dessen ungeachtet hinreißen.

Dieser Vorgang wurde dem Herzog als eine schreiende Verletzung seiner Pflichten gegen das königliche Haus angerechnet. Der

König war im Grunde sehr beleidigt über den Vorschlag, in der Adresse die strafende Gerechtigkeit anzurufen, er sah mit Recht darin eine Verletzung der königlichen Initiative, die man durch eine indirecte Verpflichtung binden wolle. Dabei aber fühlte er sich eben so verletzt durch die Opposition des Herzogs von Orleans; obwohl er selbst der Verfasser der Charte war, begriff er doch nur die Anwesenheit der Prinzen in der höchsten Berathungskammer des Landes als eine stillschweigende Aufforderung, um die Vorschläge der Regierung zu unterstützen, mochten sie nun mit der individuellen Ueberzeugung übereinstimmen oder nicht. Daher entsetzte er sich über einen Prinzen des königlichen Hauses, der es gewagt hatte, nicht blos der Opposition beizupflichten, sondern ihr auch noch vorauszugehen mit einem Vorschlage, der unfehlbar im ganzen Lande Beifall finden mußte. Daß dieser Prinz der Herzog von Orleans war, konnte nur den ganzen Vorfall um so bedenklicher machen.

In der Vorstadt Saint Germain und im Pavillon Marsan betrachtete man das Benehmen des Herzogs als vollkommen revolutionär. Nur die englischen Blätter gaben einen vollständigen Bericht über die Sitzung vom 13. October, und fanden natürlich das Verfahren des Herzogs so wenig revolutionär, daß sie vielmehr in dem Paragraph der Adresse-Commission, dem er sich widersetzt hatte, ein revolutionäres Beginnen erkannten.

Die erste Folge war, daß die Verordnung, kraft welcher die Prinzen Sitz in der Pairskammer hatten, dahin widerrufen wurde, daß sie künftig der Versammlung nicht beiwohnen konnten, ohne eine besondere königliche Genehmigung, die sie für jede Sitzung einholen mußten. Die Prinzen wurden alle in diese Bestimmung begriffen, da man doch nicht eine solche Ausschließung blos über den Herzog von Orleans verhängen konnte, ohne daß es einer Strafe gleich gekommen wäre, wofür alles legale Motiv fehlte.

Der Pavillon Marsan wollte aber dabei nicht stehen bleiben, unaufhörlich lag er dem König in den Ohren mit Schreckbildern von der „Faction Orleans.“ Ich habe bereits gesagt, in welchem Sinne ich eine Partei Orleans annehmen zu müssen glaube. Sie hat zu

verschiedenen Zeiten der Restauration mehr oder weniger Daseyn gehabt in dem Bewußtseyn der Opposition, je nach dem Verfahren der Regierung. Bekanntlich hat man behauptet, daß ein orleanisches Comité geheimen Antheil gehabt habe an mehreren Verschwörungsversuchen gegen die Restauration. Man will in dem in diesem Augenblicke obschwebenden Prozesse des Didier, Sohn des wegen einer Empörung bei Grenoble hingerichteten Didier, Spuren eines Zusammenhanges mit einer orleanischen Partei entdeckt haben. Ohne die Möglichkeit zu läugnen, daß bei dieser und bei mehreren Empörungen Aufstifter sich des Namens Orleans bedient haben können — und auch dafür ist bis jetzt nicht die Spur eines Beweises beigebracht worden — so folgt daraus noch keineswegs, daß die eigentliche orlean'sche Partei eine Ahnung davon gehabt, daß sie in Grenoble figurire, noch weniger aber, daß der Herzog etwas davon gewußt habe. Die Ultra's, welche bei jeder Gelegenheit von einer orlean'schen Faction sprachen und schrieben, legten selbst den Namen Orleans als ein Losungswort den Unzufriedenen in den Mund, die ihn wiederholten, ohne auch nur zu wissen, ob eine orlean'sche Partei vorhanden, und wo sie zu finden sey. Ueberzeugenden Beweisen von der Theilnahme einer orlean'schen Partei an Empörungsversuchen mit Vorwissen des Herzogs müßte natürlich eine gegentheilige Behauptung weichen, aber ich glaube, daß jeder Unparteiische einräumen werde, daß bis jetzt Nichts vorgebracht wurde, was zu der Vermuthung berechtigt, daß der Herzog Empörungen sein Ohr oder seinen Namen geliehen habe. Wie sehr man auch in den Schmutzwinkeln der Vergangenheit die Fundgruben des Hasses und der Verdächtigung durchwühlt, bis jetzt sind vor dem Richterstuhle einer redlichen Kritik nur diejenigen beschämt worden, die mit Schadenfreude Ergebnisse verhießen, die keine andere Ausbeute gewährten, als eine kurze Frist der Verläumdung und das traurige Schauspiel, daß man sich in unbegreiflicher Allgemeinheit an der Hoffnung eines großen Skandals weidete.

Die Spannung der Gemüther war damals sehr groß in Paris, die Parteimänner, welche ein blutiges und strenges Gericht über die

Vergangenheit aufriefen, waren sehr leidenschaftlich, und Ludwig der Achtzehnte glaubte einen gerechten Mittelweg einzuschlagen, indem er sich mit dem Leben einiger politischer Notabilitäten, die allerdings zum Verräther an seiner Sache geworden waren, von der Verfolgung in Masse loskaufte, die man von ihm forderte. Es war unpolitisch, sich stark und streng zu zeigen unter dem Schutze fremder Heere, eine Amnestie zu geben und doch Opfer zu fordern, die zwar individuell schuldig, aber doch auserschen waren, um für ein ganzes Verhältniß zu büßen, wodurch man ihren Tod in die Kathegorie eines Martyrthums versetzte. Es wurde dadurch Niemand beschwichtigt, noch zufrieden gestellt, und Niemand abgeschreckt.

Unter solchen Verhältnissen entschloß sich der Herzog von Orleans, oder es wurde ihm gerathen, Frankreich auf einige Zeit zu verlassen, um den Verläumdungen allen Vorwand zu nehmen, die ihn immer als einen politischen Parteigänger darzustellen suchten. Man hat behauptet, daß der König ihm den Befehl ertheilt habe, für einige Zeit ins Ausland zu gehen. Das ist jedenfalls nicht der Fall gewesen, aber wenn der Herzog selbst den Entschluß gefaßt, so hat er ohne Zweifel ganz richtig vorausgesehen, daß, wenn er ihn nicht ausführe, man ihm sehr wahrscheinlich gerathen hätte, es zu thun. Jede Gelegenheit zu einer öffentlichen Thätigkeit war ihm gänzlich genommen durch das Verbot der Erscheinung der Prinzen in den Sitzungen der Pairskammer ohne besondere königliche Genehmigung, die nicht zu erwarten stand. Er war also ganz auf das Verhältniß eines Privatmannes beschränkt, das doch im Widerspruch stand mit der politischen Bedeutung, die er durch seine Geburt und seine Vergangenheit hatte, und welche der Hof damals täglich heraushob durch die geschwätzige Aengstlichkeit, mit der man Palais-Royal beobachtete, das man als eine Zufluchtsstätte der Revolution zu verschreien emsig bemüht war. Wohl konnte der Herzog selbst wünschen, für einige Zeit aus diesem wirren Kreise zu treten, um Jedem Zeit zur Besinnung zu lassen, indessen ist es gewiß, daß der Herzog zu keiner Zeit aus freiem Antrieb gerne Frankreich verlassen hat. Er kam nun zum dritten Mal nach Twickenham. Der Herzog blieb in England bis

zum Anfang des Jahres 1817. Die Verhältnisse hatten sich unterdessen in Frankreich sehr zum Bessern geändert. Das Ministerium Richelieu und nachher das von Decazes verfuhren in einer Richtung, in welcher die Nation, unter dem Schutze eines aufrichtig constitutionellen Verfahrens, wahre Ergebenheit für das Königthum empfand. Ich weiß wohl, daß die Legitimisten eben von Decazes an den Untergang des Königthums datiren, da aber diese Blätter keine Geschichte der Restauration enthalten, sondern nur das persönliche Verhältniß des Herzogs von Orleans zum Restaurationshofe übersichtlich darstellen wollen, so genüge es hier zu sagen, daß es eben die spätere ultraroyalistische Reaction war, welche die aufrichtigen Freunde der Constitution in die Stellung einer gefährlichen Opposition zwang.

Am 3. Juni 1817 wurde die Prinzessin Clementine — Caroline — Leopoldine — Clotilde von Orleans geboren.

Im folgenden Jahre, den 14. October 1818, wurde der Prinz von Joinville Franz — Ferdinand — Philipp — Ludwig — Maria geboren.

Während der Abwesenheit des Herzogs von Frankreich war der Herzog von Berry, im Juni 1816, mit der Bruderstochter der Herzogin von Orleans, der Prinzessin Caroline von Neapel, vermählt worden. Die Herzogin von Berry trat sogleich in das freundschaftlichste Verhältniß zu ihrer Tante, und beide Häuser, Orleans und Berry, standen auf dem Fuße vertraulicher Verwandtschaft, und fast täglich wurden Besuche gewechselt zwischen Palais-Royal und Palais-Elysée, wo der Herzog von Berry residirte; in beiden fand man auch das glücklichste eheliche Verhältniß und alle häusliche Tugenden. Im Jahre 1818 war die Herzogin von Berry von einem Prinzen entbunden worden, der bald nach der Geburt starb. Im folgenden Jahre wurde Mademoiselle geboren, und beide Familien schlossen sich noch inniger an einander. Der Plan wurde entworfen, oder wenigstens besprochen, daß der Herzog von Chartres, ein Liebling des Herzogs und der Herzogin von Berry, dereinst Mademoiselle heirathen solle. Diese Partie wäre für alle Wechselfälle der Zukunft im Interesse beider Familien, denn wenn die Herzogin von Berry keinen

Sohn bekäme, würde der Herzog von Chartres ihre Tochter mit sich auf den Thron erheben, diese aber, wenn die Krone einem Sohne des Herzogs von Berry zufallen sollte, durch ihre Hand dem Erben des Hauses Orleans den zweiten Rang im Reiche zusichern. Die Zukunft hatte es anders beschlossen.

Am Sonntag den 13. Februar 1820 befanden sich beide Familien, Berry und Orleans, im Opernhause in der Straße Richelieu, das jetzt abgetragen ist. Das Theater war sehr voll, die zahlreiche und elegante Versammlung in den Logen sehr belebt, und Alles in der aufgewecktesten Carnevalslaune. In einem Zwischenakte begaben der Herzog und die Herzogin von Berry sich in die Loge des Herzogs von Orleans, um ihm und der Herzogin einen Besuch abzustatten. Der Herzog von Berry beschäftigte sich viel mit den schönen Kindern von Orleans, besonders mit dem Herzog von Chartres, dessen blonde Locken er durch seine Hand gleiten ließ. Man bemerkte allgemein im Publikum mit Zeichen der Zufriedenheit diese Beweise des innigen Verhältnisses zwischen zwei fürstlichen Familien, aus deren einer ein künftiger König von Frankreich hervorgehen sollte. Der Herzog und die Herzogin von Berry waren in ihre Loge zurückgekehrt. Kurz vor eilf Uhr fühlte die Herzogin sich sehr angegriffen, da sie die Nacht vorher auf einem Balle zugebracht hatte, man sah sie aufstehen, und vom Herzog begleitet, die Loge verlassen. In welchem Zustande sollten sie wenige Augenblicke nachher erblickt werden!

Kaum fünf bis sechs Minuten, nachdem das fürstliche Paar die Loge verlassen, benachrichtigte man den Herzog von Orleans, daß der Herzog von Berry, als er seine Gemahlin zum Wagen begleitete, verwundet worden sey. Der Herzog, die Herzogin von Orleans und die älteste Prinzessin eilten sogleich herbei. In einem kleinen Vorzimmer vor seiner Loge saß der unglückliche Berry halbliegend in einem Armsessel; Todtenblässe bedeckte sein Gesicht, vor ihm auf den Knieen lag seine Gemahlin, überströmt von dem Blute, das einer Wunde in seiner rechten Brust entquollen war. Der Herzog von Orleans hatte vielen Auftritten des Jammers beigewohnt, bei keinem war wohl der plötzliche Uebergang vom hoffnungreichsten Glück zur

höchsten Verzweiflung schneidender, Entsetzen erregender gewesen. Durch das breite Fenster in die Loge hörte man die rauschende Musik des eben angegangenen Ballets, sah man die Tänze auf der Bühne, und hier rang ein Fürst mit dem Tode, der wenige Minuten vorher in blühender Gesundheit dem Schauspiele beigewohnt hatte. Es war eine furchtbare Nacht im Opernhause, und man kann dem Könige nicht verdenken, daß er das Gebäude niederreißen ließ, welches solche Erinnerungen barg, die seiner Bestimmung so grauenvoll widersprachen. Auch eine wichtige Nachricht sollte in dieser Nacht verkündet werden. Als dem sterbenden Prinzen auf sein Geheiß seine Tochter gebracht wurde, und die Herzogin, überwältigt von dem Abschiede des sterbenden Vaters, sich ihrer Verzweiflung überließ, rief er ihr zu: „Schone Dich, Karoline, um des Kindes wegen, das Du unter dem Herzen trägst!“ Unter solchen Umständen vernahm man die erste Kunde von der Hoffnung, die sich nachher mit der Geburt des Herzogs von Bordeaux verwirklichte. In dem kleinen Raume des Vorzimmers wurde bei der großen Zahl der Anwesenden die Luft zu enge; man brachte den Herzog in den Sitzungssaal der Opernverwaltung, und aus dem Hausgeräth des Theaters bereitete man das Sterbelager des Prinzen. Ein erschütternder Auftritt folgte dem andern. Der Vater, der Bruder des Herzogs erschienen, die Herzogin von Angoulème, die Tochter Ludwig des Sechzehnten, stand mit wortlosem Schmerz am Todtenbette ihres ermordeten Schwagers. Der Herzog hatte zwei Töchter aus einer von der Kirche nicht geweihten Verbindung in England. Er bat seine Gemahlin um Erlaubniß, sie umarmen zu dürfen. Sie kamen, und die Herzogin schloß die weinenden Mädchen an ihr Herz, und erklärte, ihre Mutter seyn zu wollen. Des Morgens um halb sieben Uhr starb der Herzog von Berry nach schwerem Kampfe. Dieser Tod muß für den Herzog von Orleans herzerschütternd gewesen seyn, denn Berry war ihm seit lange freundlich gesinnt. In England, schon zur Zeit der Emigration, hatte er ihm Beweise von Hochachtung gegeben, und gegenüber dem Hasse der artois'schen Hofleute Orleans Sache zu der seinigen gemacht.

In der Nacht auf den 29. September 1820 wurde der Herzog

von Bordeaux geboren. Bekanntlich überraschte die Geburt die Herzogin so sehr, daß das Kind nur in Gegenwart einer Kammerfrau auf die Welt kam und fast eine Stunde mit seiner Mutter vereinigt blieb, ehe die nöthigen Zeugen herbeigeholt werden konnten, um diesen Umstand zu bekräftigen. Erst nachdem der Marschall Suchet, Herzog von Albufera, sich vollkommen von der natürlichen Vereinigung überzeugt hatte, wurde der Prinz von seiner Mutter getrennt. Groß war die Freude der königlichen Familie über die Geburt eines männlichen Thronerben der ersten Linie, und man kann sagen, daß die Freude allgemein in Frankreich war; man sah darin einen Ersatz der Vorsehung für den schrecklichen Tod des Vaters.

Als eine Sendung des Himmels betrachtete man ohne Zweifel auch im Palais-Royal diese Geburt, welche allerdings dem Hause Orleans alle Aussicht auf die Krone nahm. Man behauptet allgemein, und es wird von gut unterrichteten Personen geglaubt, daß der Herzog von Orleans den Herzog von Albufera persönlich fragte, ob die Herzogin von Berry wirklich die Mutter eines Prinzen sey, worauf der Marschall geantwortet haben soll: „So gewiß, als daß Eure Hoheit der Vater des Herzogs von Chartres ist.“ Bedenkt man, was hiemit verloren gegangen war, so konnte der Herzog es wohl für seine Pflicht halten, sich persönlich eine vollkommene Ueberzeugung zu verschaffen über die Geburt des Prinzen.

Der päbstliche Nuntius, als Wortführer des diplomatischen Corps, nannte den Neugebornen in seinem Glückwunsche an den König „das Kind Europa's.“ Wer konnte damals ahnen, daß dereinst seine Rechte ausgeschlossen werden sollten, aber durch diejenigen, welchen seine Geburt eine so große Freude verursacht hatte, daß sie darüber vergaßen, daß Frankreich auch Rechte habe, und Europa konnte dieses ihm in der Wiege empfohlene Adoptivkind nicht schützen, dessen Krone man so einseitig verwaltet hatte.

In Morning-Chronicle erschien eine Protestation gegen die Rechtmäßigkeit der Geburt des Herzogs von Bordeaux. Man ermangelte nicht, sie dem Herzoge von Orleans zuzuschieben, und nun konnte man wieder in der Vorstadt St. Germain über Scandal und Jaco-

binismus schreien. Uebrigens konnte die Abfassung dieser falschen Protestation allein schon Jeden überzeugen, daß sie unmöglich den Urheber haben könne, den man ihr unterstellte, denn sie war so plump, daß sie nie bei Besserdenkenden ihren scheinbaren Zweck erreichen konnte. Auch waren gewiß die Meisten von denen, die eine edle Entrüstung über eine solche Profanation laut verkündeten, ganz davon überzeugt, daß sie nur von Orleans Feinden herrühre, aber man konnte immer den Versuch machen, ob nicht etwas hängen bleibe, und ob man nicht eine Maßregel herausbringen könne gegen die Revolution — wie man Alles nannte, was nicht im ultralegitimistischen Sinne war. Und wäre es nur ein Exil gewesen, oder wenigstens das Verbot eines Zutritts an das Hoflager, dieser schöne Zweck schon konnte rechtfertigen, daß man ein bischen Verläumdung ausstreute, die vielleicht später einmal aufgehe.

Uebrigens blieb das freundschaftliche Verhältniß zwischen der Familie Orleans und der verwittweten Herzogin von Berry ungestört. Die Orleans erschienen oft bei der Herzogin im Pallaste Elysée, wie auch in Rosny, und der Herzog von Chartres begleitete die Herzogin von Berry und Mademoiselle nach Dieppe, wo die Herzogin alle Jahre die Seebäder besuchte.

Die Verhältnisse Ludwig Philipps blieben ferner unverändert, so lange Ludwig der Achtzehnte lebte. Man sagt, und es scheint ziemlich gewiß, daß der König noch einmal den Wunsch geäußert haben soll, daß der Herzog Frankreich verlasse. Da dieser aber den bestimmten Entschluß zu erkennen gab, freiwillig dieser Aufforderung nicht nachkommen, sondern nur einem Urtheilspruche weichen zu wollen, so mußte man diesen Plan gänzlich aufgeben. Dagegen aber empfing er auch keine weiteren Zugeständnisse der königlichen Gnade. Man hatte ihm gegeben, was man ohne Ungerechtigkeit ihm nicht hätte verweigern können, aber der König bestand beharrlich darauf, seine Dotation durch kein förmliches Gesetz unwiderruflich machen zu wollen.

Noch vor dem Tode des Königs waren dem Herzog von Orleans zwei Söhne geboren worden:

Heinrich — Eugen — Philipp — Ludwig, Herzog von Aumale, geboren 16. Januar 1822, und

Anton — Marie — Philipp — Ludwig, Herzog von Montpensier, geboren 21. Juli 1824.

Ludwig Philipp war und ist der glücklichste und sorgsamste Familienvater. Die vortreffliche Erziehung, welche seine Kinder empfangen, ist gehoben und gestützt worden durch das musterhafte Beispiel ihrer Eltern. Ihre Erziehungsweise befähigt sie, als Fürsten wie als Bürger alle ihre Pflichten zu erfüllen, und zwar nicht blos um einer Form zu genügen, sondern um durch eigene persönliche Bedeutung die Stufe in der Gesellschaft zu rechtfertigen, auf welche die Geburt sie gestellt. Der Erfolg hat um so besser der Absicht entsprochen, als sie Alle von der Natur die glücklichsten Anlagen empfangen haben. Ludwig Philipp hatte zu sehr erfahren, wie nothwendig es ist, daß derjenige, der im Leben wirken soll, die Menschen und das Leben früh kennen lerne. Er ließ daher seine Söhne die öffentliche Schule besuchen. Allerdings ist es denkbar, daß Jemand gut erzogen und unterrichtet werden könne, ohne eine öffentliche Schule zu besuchen, allein der durch Geburt Hochgestellte kann nicht früh genug ein Verständniß vom Umgange mit Menschen bekommen, und nirgends entwickelt sich dieser unbefangener, als unter den Zöglingen in einer öffentlichen Schule. Ein Prinz von Frankreich in einer Pariser Stadtschule! Einige meinten, das sey eine Entwürdigung des königlichen Geblüts, Andere betrachteten es als eine niedrige Buhlschaft um Volksgunst, aber der Herzog wußte, daß seine Söhne nur vom Umgange mit Schulkameraden einen wahren Begriff vom Bürgerthum bekommen konnten; auf den Schulbänken schwindet alle Etikette, man gewöhnt sich an einen Prinzen, wie an einen andern Menschen, man legt sich vor ihm keinen Zwang auf, man verficht seine Meinung gegen ihn, ohne sich darum zu bekümmern, ob das ihm gefällt oder nicht, man tadelt seine Fehler und lacht ihn wegen seiner Thorheiten aus, kurz es geht ihm, wie es ihm im Leben gehen würde, wenn er kein Prinz wäre; und in einem fürstlichen Hause, wie leutselig immer, ist ein unbewußtes Etwas, das eine unsichtbare Scheidewand aufführt zwischen

den Prinzen, und denen, die es nicht sind. Der Herzog kümmerte sich daher nicht um die Art, wie man diese Maßregel auslegte. Man sagt, daß der König ihm deßhalb Vorstellungen machte, denen er aber begegnete durch Hinweisung auf Heinrich den Vierten, den man auch in Béarn in die Schule geschickt habe.

Seitdem Ludwig Philipp im Jahre 1817 zurückgekehrt, war die Gesellschaft im Palais-Royal eine der anziehendsten und merkwürdigsten, die es jemals in Paris gegeben hat. Der erlauchte Hausherr versammelte um sich die im Leben, in Wissenschaft und Kunst vorzüglichsten Männer; die Gesellschaftssäle seines Hauses waren gastfreundlich geöffnet, um das Verdienst und das Talent zu empfangen, und die Geburt schloß Niemand aus, wenn er die Berechtigung des Verdiensts erworben hatte. Man sah hochgeborne Herren im Palais-Royal erscheinen, aber meist nur solche, die eine persönliche Bedeutung besaßen, welche nicht allein dem Stammbaume entsprossen war. Nun wäre die Persönlichkeit des Herrn des Hauses wohl an und für sich eine genügende Veranlassung gewesen, um ihn zum anziehenden Mittelpunkt eines auserlesenen Kreises zu machen, wenn anders Geist, Kenntnisse, ein an innerer Bedeutung und merkwürdigen Ereignissen reiches Leben, Reichthum und Geschmack in der Mitte einer durch seltene Vorzüge ausgezeichneten Familie, die Bedingungen einer solchen Erscheinung überall sind und seyn werden. Der durch sich bedeutungsvolle Mann war aber auch ein bourbon'scher Fürst, der, so zu sagen, von dem Thron, an dessen Stufen die Geburt ihn gestellt, auf den sein Geschlecht Rechte besaß, seiner Zeit die Hand reichte, der sie verstand, mit ihr empfand, mit ihr vorschritt, und, ohne ihr Sklave zu seyn, die Freiheit andern gönnte, die er für sich selbst forderte. Diese Neuzeit aber, die nicht die Revolution, sondern durch die Revolution geworden war, die im Palais-Royal mit dem Herrschergeschlecht in Verbindung treten sollte, und die sich nur darum an die zweite Linie wandte, weil die erste ausschließlich und unnahbar war für Alle, die nicht mit Pergamenten das Zutrittsrecht beurkunden konnten, bestand allerdings aus der Opposition, oder vielmehr, man hatte sich mit ihr in Opposition gesetzt, weil man eine Zeit

zurückbringen wollte, mit der das neue Jahrhundert nicht zusammenleben konnte. Der Herzog schloß sein Haus keinesweges den Hofherren der älteren Familie, im Gegentheil, er lud sie ein. Allein die Folge davon war, daß sie sich bei ihrem Herrn und Meister beklagten, sie wären im Palais-Royal schlecht behandelt worden, man hätte sie bei Seite gelassen, um der canaille à talents und den Jacobinern alle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Wahrheit aber bestand darin, daß die Auserwählten vom großen und kleinen Eintritt nichts mehr fürchteten, als das, was sie ihre souillure nannten, nämlich alle Berührung mit den Vilains, und wäre es ein Casimir Delavigne, Arago oder Horace Vernet, oder mit den Jacobinern, wozu sie den Herrn des Palais-Royal und Jeden rechneten, der, wie sie sich ausdrückten: „nicht auf der geraden Linie geblieben war,“ das heißt, Jeden, der — wie ehrenwerth auch sein Betragen gewesen seyn mochte — Frankreich treu geblieben, auch während der Zeit, wo der Adel des Versailler Throns daraus geflohen war. Die Folge davon war, daß sie — mit geringer Ausnahme einiger Männer von Geist — in einer solchen, ihren Begriffen nach, unreinen Gesellschaftsmischung, stumm und unbehaglich, die Rolle erstaunter Zuschauer spielten mit der Miene von Leuten, die gekommen waren, um zu sehen, wie Emporkömmlinge und Menschen de la lie du peuple sich in dem Gesellschaftssaale eines Prinzen von Geblüt ausnehmen könnten, und daß sie bande à part machten; und die ganz unausbleibliche Folge davon war wiederum, daß man sie gewähren ließ, und gerade so verfuhr, als wären sie nicht zugegen gewesen. Der Herzog von Orleans hatte constitutionelle Gesinnungen, er hatte dessen ja kein Hehl, er hatte in der Pairskammer öffentlich Beweise einer gemäßigten Opposition gegen ungerechte Uebergriffe gegeben, und war dafür so gut als daraus vertrieben worden. Es war also sehr natürlich, daß er als Privatmann in seinem Hause diejenigen sah und empfing, die mehr oder weniger seine Meinungsgenossen waren, und da die Hofpartei nicht kommen wollte, so bestand die Gesellschaft im Palais-Royal allerdings fast ausschließlich aus Männern von liberalen Gesinnungen, aber die Ausschließlichkeit war eben herbeigeführt worden von

denen, die beleidigt zurücktraten, aber nicht ausgeschlossen worden waren.

Das nun nannte man eine Conspiration! Wurden denn etwa hier Verabredungen getroffen zum Umsturz des Throns, oder zum Verderben der königlichen Familie? Wie glücklich wäre der Pavillon Marsan gewesen, wenn man solches vernommen hätte, denn man hatte seine Spione im Palais=Royal, das keinem Eintretenden ein Losungswort abforderte. Aber man besprach doch die englische Constitution, man lobte sie als ein vortreffliches Grundgesetz, und man besprach die englische Revolution von 1688 als ein Ereigniß, dem England besonders seinen Aufschwung und seine Größe verdankte! Ohne Zweifel verhandelte man im Palais=Royal, wie in jedem Pariser Salon, die Tagespolitik und wahrscheinlich auch die Analogien, welche sich zur Beleuchtung von Controversen darboten, und es kann seyn, daß Mancher damit auch die Revolution von 1688 andeuten wollte als eine Systemsänderung, die unter ähnlichen Verhältnissen auch in einem andern Staate wünschenswerth werden könnte; aber wenn das nicht mit ausdrücklicher Anwendung auf französische Zustände geschah, so konnte man doch nicht eine historische Erörterung zurückweisen, weil sie eine nicht hervorgehobene Möglichkeit der Anwendung enthielt. Wohin wäre es mit der Gesellschaft in einem constitutionellen Lande gekommen, wenn solche Angaben als gültige Beweise einer Conspiration und einer Hauptrolle in „der sogenannten Comedie von fünfzehn Jahren“ gelten dürften. In den Salons der Vorstadt St. Germain besprach man die Charte, welche Alle beschworen hatten, als ein Nationalunglück, und die reine Monarchie von ehedem, die in dem neuen Frankreich, wie es nun einmal geworden, nothwendig eine Fackel des Bürgerkriegs werden mußte, als das einzige Wünschenswerthe. Aber Conspiration wurde das nur, wenn man diese Besprechungen zu einer Intrigue vereinigte, um die Regierung zu veranlassen, sie in Handlungen auszuprägen. In den Handlungen der Regierung allein lag Conspiration oder Legalität, und mit der letzteren konnte es die erste zurückweisen, und wäre dabei immer einer Mehrheit der Besserdenkenden in der

ganzen Nation sicher gewesen. Wir haben gesehen, wie eine Regierung unter viel ungünstigeren Verhältnissen, durch Festhalten an den legalen Formen sich exceptionelle Macht genug verschafft hat, um wirkliche, und zwar die gefährlichsten Verschwörungen zu bewältigen.

Am 23. Juni 1821 starb die verwittwete Herzogin von Orleans in Ivry sur Seine in ihrem achtundsechzigsten Jahre. Der Herzog hatte bis zum letzten Augenblicke alle Pflichten des ehrfurchtsvollsten Sohnes gegen sie erfüllt. Ihren Tod vernahm man in Frankreich mit allgemeiner Theilnahme.

Der Tod Ludwig des Achtzehnten am 16. September 1824 bezeichnete eine wesentliche Epoche in den Verhältnissen des Herzogs von Orleans, denn er hob ein Hinderniß, das bis jetzt der Erreichung mehrerer Vortheile im Wege gestanden war.

Man behauptet allgemein, daß der verstorbene König vor der Geburt des Herzogs von Bordeaux die Ansicht geäußert habe, daß, wenn die Herzogin von Berry mit einer Tochter entbunden werde, ihm, seinem Bruder und dem Herzoge von Angoulême eine Verzichtleistung auf die Regierung bevorstehe. Er glaubte nämlich, daß wenn es entschieden sey, daß der Thron an die zweite Linie übergehen müsse, man nicht darauf rechnen könne, daß Frankreich den Bestrebungen des Grafen Artois und der ihn umgebenden Partei ruhig zusehen werde bei Aussicht auf die Zugeständnisse, welche man von der orleanischen Linie erwartete. Ludwig der Achtzehnte war immer fest überzeugt, daß sein Bruder den Thron in Gefahr bringen werde, und äußerte oft diese Besorgniß. Daher hatte auch der Plan, Mademoiselle von Berry mit dem Herzog von Chartres zu vermählen, seinen vollen Beifall, ja er rieth ihn auszuführen selbst nach der Geburt des Herzogs von Bordeaux.

Ebenfalls ist es bekannt, daß die spanischen Bourbons ihre Erbrechte auf den französischen Thron vor denen der orleanischen Linie geltend machen wollten für den Fall des Aussterbens der älteren bourbonschen Linie. In den Denkwürdigkeiten Ludwig des Achtzehnten findet man, daß der König dieses Vorrecht für gegründet hielt, daß er aber meinte, der Ausführung stehe besonders der Umstand

entgegen, daß man einen spanischen Prinzen, obwohl Bourbon, dennoch in Frankreich als einen Fremden betrachten würde.

Die Geburt des Herzogs von Bordeaux hatte alle solche Verhandlungen überflüssig gemacht, aber daß sie in Erwägung gezogen waren, beweist, mit welcher Abneigung der König die Aussicht auf eine orleanische Succession betrachtet hatte.

Nachdem Karl der Zehnte den Thron bestiegen, begann eine für die Familienverhältnisse des Herzogs von Orleans äußerst günstige Zeit. Es ist nicht zu läugnen, daß die Herzogin von Berry auf eine edelmüthige Weise durch die That ihre Freundschaft für die Familie Orleans bezeigte, denn sie ließ ihre Vermittelung eintreten, um die Erfüllung der Wünsche, welche die Orleans noch hatten, anzuregen und zur Entscheidung zu bringen, und sie that das mit aller Uneigennützigkeit und mit dem liebevollsten Eifer einer treu ergebenen Verwandtin. Wahr ist es auch, daß sie in den meisten dieser Fälle den König, Karl den Zehnten, geneigt fand, die wohlwollenden Absichten seiner Schwiegertochter zu genehmigen, und daß er bei ihrer Ausführung eine Beharrlichkeit bewies, die seinem Herzen Ehre machte, denn einige von diesen Maßregeln fanden einen so großen Widerstand, daß selbst der König nur mit großer Mühe ihn zu beschwichtigen vermochte.

Die erste Gunst dieser Art war die Verleihung des Titels „Königliche Hoheit“ an den Herzog von Orleans, an seine Schwester und an seine Kinder. Außer dem Etiketteverhältniß, das wir schon berührt, und das dadurch ausgeglichen wurde, hatte diese Verleihung doch auch seit den Versuchen der spanischen Bourbons um Anerkennung einer Erbberechtigung an den französischen Thron eine weitere politische Bedeutung, denn dadurch wurde die Familie Orleans ganz in die gleiche Linie gestellt mit irgend einem Königsgeschlechte in Europa, und es lag hierin eine Anerkennung der orleanischen Familie als der zunächst berechtigten französischen Linie nach der ältern, die für mögliche Fälle der Zukunft von Wichtigkeit werden könnte. Diese Angelegenheit hatte von Seite des Königs keine Schwierigkeit, denn sie war eine Handlung der königlichen Gnade,

die rein auf seiner Machtvollkommenheit beruhte, ohne daß die Zustimmung irgend eines Staatskörpers dabei nöthig war.

Ganz anders verhielt es sich aber mit einer endlichen Feststellung des orleanischen Leibgedinges in der Art, daß dieses künftig nicht mehr durch einen einseitigen königlichen Ausspruch beschränkt oder umgestaltet werden könne. Dieß nämlich war immer noch möglich, so lange dieser Verleihung der Rechtsgrund eines durch die Kammern angenommenen Gesetzes abging; dadurch erst wurde der Besitz aus dem Bereich des königlichen Gewährs gerückt, und unter den unmittelbaren Schutz der Landesverfassung gestellt. Es mußte also die Bahn einer öffentlichen Verhandlung und einer freien Abstimmung beschritten werden. Die königlich gesinnte Mehrheit der Wahlkammer war entschieden ungünstig gestimmt gegen den Herzog von Orleans, und es war mit Gewißheit vorauszusehen, daß die Abstimmung gegen ihn ausfallen werde. Eine solche Gelegenheit, den Herzog als den Erben aller Schuld seines Vaters gegen das Königthum darzustellen und eine Enterbung aller königlichen Gnade über ihn auszusprechen, mußte voraussichtlich die Hofpartei als einen Gerichtstag betrachten, an dem ein Urtheil langgenährter Rache gesprochen werden solle. Unerwiesene Verdächtigungen vom bloßen Parteistandpunkte aus würden nun zwar dem Herzoge in der öffentlichen Meinung nicht sehr geschadet haben, ja eher zu seinem Vortheil ausgeschlagen seyn, wenigstens in der Ansicht der dem Hofe entgegenstehenden Parteien. Man konnte aber auch eine Einwendung gegen ein Apanagegesetz zu Gunsten des Herzogs anführen, der zwar widersprochen werden konnte, die aber doch auf die finanziellen Gemüther der Kammer einen gewissen Eindruck hervorgebracht haben würde. Am 9. Januar 1792 hatte nämlich Ludwig Philipp Egalité einen Vergleich mit seinen Gläubigern abgeschlossen. Am 19. April 1793 waren alle Güter des Hauses Orleans mit Sequester belegt worden, und im Jahre XI. der Republik hatte der Staat die Gültigkeit der Forderungen der orleanischen Gläubiger anerkannt, hatte viele davon befriedigt und war dafür an ihre Stelle getreten. Die dem Herzog von Orleans zurückgegebenen Güter waren von den

Krondomänen genommen, und der Staat konnte nun als Gläubiger des Herzogs auftreten, für den Betrag, den er an die Gläubiger seines Vaters ausbezahlt hatte, und der sich zu 37,740,000 Franks belief. So construirte man die finanzielle Einwendung gegen eine gesetzliche Bestätigung der orleanischen Apanage. Dieser Behauptung konnte mit gewichtigen Gründen widersprochen werden, und ich glaube daß der Herzog vor den Gerichten siegreich geworden wäre, oder daß wenigstens die Summe eine bedeutende Verminderung erlitten hätte. Immer aber konnte dieses Verhältniß bei einer Erörterung vor der Kammer von der Mehrheit benutzt werden, wenigstens um einen Aufschub zu begründen, bis es durch eine genaue Untersuchung in das gehörige Licht gestellt worden sey. Man würde nicht ermangelt haben, dabei mehrere vom Hause Orleans anhängig gemachte Prozesse zu benutzen, um zu einem strengen Verfahren gegen ihn aufzufordern, denn es war nicht zu läugnen, daß die rechtskundige Berathungskammer des Palais-Royal und sein Anwald Dupin genau mit der Vergangenheit rechnete, und keinen Versuch unterließ, um jeder Forderung des Hauses Orleans von Alters her auch in der Gegenwart Geltung zu verschaffen.

Einige von diesen Prozessen hatten Aufsehen gemacht. So der gegen den Herzog von Bassano (Maret) im Betreff von Canal-Aktien, welche von der orleanischen Apanage herrührten, und welche Napoleon im Jahre 1815 bei dem Herzoge von Bassano hinterlegt hatte. Der Herzog von Orleans forderte die Auslieferung dieser Aktien als sein Eigenthum, und der Grund wurde geltend gemacht, daß eine blos faktische und illegitime Regierung zur gültigen Uebertragung von Eigenthum nicht befugt sey. Das Theatre français in Paris gehörte ehedem zum Palais-Royal. Es war das Eigenthum eines Herrn Julien im Jahre 1818. Der Herzog machte seine Ansprüche auf den Besitz dieses Gebäudes gegen Herrn Julien geltend, und die Sache wurde bei den Gerichtshöfen anhängig. Die Frage, worauf die Entscheidung beruhte, war die wegen Gültigkeit des Verkaufs von Nationalgütern, und sie war zu wichtig und beunruhigte eine so große Anzahl von Eigenthümern in ganz Frankreich, daß

dieser Prozeß ein großes Aufsehen machte, und man wunderte sich sehr, eine Klage gegen einen Besitzer von Nationalgütern von solcher Seite erhoben zu sehen. Noch während der Prozeß schwebte, überzeugte man sich, daß alle Wahrscheinlichkeit vorliege, daß das Gericht sich zu Gunsten des Herrn Julien aussprechen werde. Es wurde daher ein Vergleich vorgeschlagen, der auch zu Stande kam gegen Zahlung einer Summe an Herrn Julien, die in den Denkwürdigkeiten Ludwig des Achtzehnten auf 1,150,000 Franken angegeben wird. Die Stadt Paris hatte einen schönen und kostbaren Kanal graben lassen, der von großer Wichtigkeit ist, und sein Wasser vom Flusse Ourcq bekommt, oder vielmehr, das Unternehmen besteht eben darin, daß dieser Fluß von seinem natürlichen Bette ab- und in den neugegrabenen Kanal eingeleitet werden sollte. Nun aber ist der Herzog von Orleans Besitzer des Flusses Ourcq, sowohl seines Bettes, ehe er in den Kanal einmündet, als auch des untern Theiles davon, der nun verlassen werden sollte, um sein Wasser in den Kanal zu leiten. Der Kanal war fertig, um das Wasser des Ourcq zu empfangen, als dessen Eigenthümer sich der Ausführung widersetzte, und für die Ueberlassung des Wassers eine so hohe Forderung stellte, daß dadurch das Anlage-Kapital des Unternehmens bedeutend erhöht worden wäre. Hieraus entspann sich ein Rechtshandel, der längere Zeit dauerte, und worin die Berathungskammer des Herzogs eine unveränderliche Beharrlichkeit zeigte, welche der Stadt großen Aufschub und große Kosten verursachte. Der Minister des Innern trat vermittelnd ein, und nach wiederholten Verhandlungen verglich man sich dahin, daß der Stadt das Wasser des Flusses Ourcq überlassen werden sollte, gegen eine ewige Jahresrente auf die Stadt Paris von 30,000 Fr. zu Gunsten des Herzogs von Orleans. Dieser Vergleich war im Jahre 1824 zu Stande gekommen. Im Jahre 1825, nach der Epoche, in welcher das orleanische Apanagegesetz den Kammern vorgelegt werden sollte, kam noch ein Prozeß vor, der ebenfalls Aufmerksamkeit erregte. Die herzogliche Kammer fand nämlich in den Archiven Urkunden auf, nach welchen dem Hause Orleans Eigenthumsrechte zustehen sollten über einen großen Landstrich im Departement La

Münche, ein Gebiet von Dünen am Meere, Wiesen und Haiden, welches an dreihundert Gemeinden seit unfürdenklichen Zeiten besaßen und nützten. Gegen 30,000 Eigenthümer wurden in diesen Prozeß verwickelt, der bereits in vollem Gange war, als Carl der Zehnte davon Kunde bekam. Politische Rücksichten veranlaßten den Herzog, die Klagen gegen die Gemeinden zurückzunehmen. Man sagt, daß sie später von einer Gesellschaft, laut Uebertragung der Ansprüche, aufgenommen wurden; doch kann ich diese Angabe nicht verbürgen.

Man erfuhr mit Gewißheit, daß die Opposition gegen die herzogliche Apanage heftig werden, und kein Mittel unversucht lassen würde, um sie zurückzuweisen. Demzufolge beschloß der König, diese Sache zu seiner eigenen zu machen, und trug dem Ministerium auf, die orlean'sche Apanage in die Civilliste aufzunehmen. Er begnügte sich jedoch nicht blos damit, sondern trat noch persönlich für den Herzog ein, indem er die Abgeordneten, von denen man den hartnäckigsten Widerspruch erwarten konnte, zu sich beschied, und ihnen erklärte, daß er es als eine persönliche Beleidigung betrachten werde, wenn der Artikel zu Gunsten seines Vetters Orleans verworfen werden sollte, so wie er es als eine Verletzung seiner Familie betrachten müßte, wenn man sich einen Angriff auf den Prinzen erlauben sollte, der durch Anführungen aus der früheren Vergangenheit unterstützt werde. Man muß es gestehen, Carl der Zehnte gewährte hier Beistand in echt königlicher Weise, unbedingt und ohne Rückhalt. Die Opposition gegen die Apanage beachtete die Ermahnung des Königs, jedoch stellte sie die Behauptung auf, daß der fragliche Artikel nicht in die Civilliste hineingehöre. Indessen wurde der Gesetzes-Entwurf mit der orlean'schen Apanage doch angenommen, mit einer ziemlich erheblichen Minderheit allerdings, die dagegen gestimmt, und zu verstehen gegeben hatte, daß sie nur der Dazwischenkunft des Königs weichen mußte.

Nun ist nicht zu läugnen, daß der Herzog, als er wieder die noch nicht verkauften Güter seines Vaters antrat, keineswegs damit sogleich einen ungeschmälerten Ertrag vorfand, denn die Güter waren mit großen Schulden belastet, und außerdem durch die verschiedenen

Verwaltungen, unter denen sie gestanden, im Werthe sehr herabgebracht. Die Majoratsgüter waren dadurch weit unter die Hälfte des Werths vom ursprünglichen Orlean'schen Erbe gesunken. Diese konnten ihrer Natur nach nicht mit Hypotheken belastet werden, und fielen allein dem Herzog zu, wogegen seine Schwester Miterbin war in den Allodialgütern. Bei der Größe der Schulden und Kosten wurde die Erbschaft unter dem beneficio inventarii angetreten. Nun konnte der Herzog entweder die Allodialmasse den Gläubigern überlassen, und sich auf den Genuß des Majorats beschränken, worauf die Gläubiger kein Recht hatten. In diesem Falle hätten sie kaum die Hälfte ihrer Forderung erhalten. Der Herzog zog indessen vor, die Liquidation selbst zu übernehmen, und die Gläubiger voll zu bezahlen, sowohl von dem Ertrage der Allodialgüter, als auch aus den Renten des Majorats. Diese Liquidation dauerte über zehn Jahre, und alle Schulden wurden bezahlt. Dieß konnte indessen nur erreicht werden durch eine genaue Verwaltung und eine strenge Ordnung in allen Ausgaben. Dennoch spendete der Herzog viele Unterstützungen an Arme, und gab vielen Gelehrten und Künstlern Pensionen, so wie er auch viele Kunstgegenstände erwarb. Die Hofpartei sah in allen diesen Unterstützungen eine politische Absicht, denn allerdings fielen manche davon, und wohl die meisten, solchen Personen zu, die nicht von der Hofpartei waren, aus dem einfachen Grunde schon, weil der Hof meist diejenigen Hülfsbedürftigen abwies, die nicht zu einer strengen royalistischen Kathegorie gehörten. So natürlich es nun war, daß die strengen Royalisten, oder die durch solche vertreten waren, sich an die ältere Linie wandten, so begreiflich war es auch, daß Solche, die hier nichts hoffen konnten, die Mildthätigkeit des Herzogs von Orleans ansprachen, der keine Kathegorie bei Vertheilung seiner Gaben aufgestellt hatte, und von jeher ein bereitwilliger Unterstützer der Armuth war.

Von der Entschädigungsmiliarde fielen der Familie Orleans nach dem im Gesetze festgestellten Maßstabe vierzehn Millionen zu, die aber, so viel ich weiß, bis zur Julirevolution nicht vollständig ausbezahlt waren.

Die Herzogin von Berry leistete der Familie Orleans noch einen wichtigen Dienst, wodurch ihr eine bedeutende Erbschaft zufiel. Der Herzog von Bourbon hatte keinen natürlichen Erben, und besaß ein ungeheures Vermögen. Bekanntlich war er der Familie Orleans nicht geneigt. Es war daher nicht wahrscheinlich, daß er diese in seinem Testamente bedenken werde. Allerdings war er ein naher Verwandter, denn die einige Jahre vorher gestorbene Herzogin von Bourbon war eine Prinzessin von Orleans gewesen, und zwar eine Schwester von Ludwig Philipps Vater, allein die fast antipodischen politischen Ansichten hatten sie getrennt, und der alte Herzog erkannte, so zu sagen, den Gesinnungen nach, von der ganzen Familie Orleans Niemand für Bourbon an, als die selige Herzogin-Wittwe, für die er immer eine große Ehrfurcht gehabt hatte. Das Erbe aber, über das er verfügen konnte, war sehr bedeutend, denn auf seinem Haupte hatte sich das ganze Condé'sche Vermögen gehäuft, nachdem sein Vater, und sein Sohn, der Herzog von Enghien, gestorben waren. Der Herzog von Bourbon wollte den Hauptstock seines Vermögens auf den Herzog von Bordeaux vererben, allein die Herzogin von Berry hatte sich geweigert, es anzunehmen, und der König hatte diese Weigerung vollkommen gebilligt. Seitdem schien es, daß der Herzog sich besonders zu dem Plane hinneigte, sein Vermögen auf einen Neapolitanischen Prinzen, und zwar auf einen Bruder der Herzogin von Berry zu übertragen. Um so edler war es ohne Zweifel, daß die Herzogin bereitwillig den Plan unterstützte, den Herzog zu bewegen, sein Vermögen einem Mitgliede der Familie Orleans zu hinterlassen. Das aber war ein sehr schwieriges Unternehmen, an dessen Ausführung man gar nicht denken konnte, ohne eines ganz ungewöhnlichen Einflusses auf den alten Herzog gewiß zu seyn. Einen solchen Einfluß aber übte die Freifrau von Feuchères, die auch das durchzusetzen vermochte, ohne deren Hülfe aber gar kein Versuch gemacht werden konnte. Die Frau von Feuchères, eine Engländerin von Geburt, verdankte dem Herzog von Bourbon Alles, und auch die Stellung, welche sie einnahm; sie war zwar Baronin und die Gemahlin eines französischen Offiziers geworden, aber mit aller Gunst

hatte sie es bis jetzt nicht dahin bringen können, die Schwelle der Staatsgemächer in den Tuilerien zu überschreiten, obwohl sie im Palais-Royal empfangen wurde. Sie setzte aber, wie es scheint, vielleicht darum einen um so größeren Werth auf den Zutritt am königlichen Hofe, weil eigentlich in der That gar keine Aussicht für sie vorhanden war, die Erfüllung dieses Wunsches zu erreichen. Und wenn sonst auch wunderbarerweise alles andere geebnet worden wäre, was konnte Jemand, der die Personenverhältnisse am französischen Hofe kannte, sich Fabelhafteres denken, als die Frau von Feuchères vorgestellt und empfangen in einem königlichen Staatszimmer, in welchem die Herzogin von Angoulême als Madame Royale de France den Vorsitz führte! Planeten können ihre Bahnen durchkreuzen, aber ein bourbon'scher Hofmann hätte es nimmermehr für möglich gehalten, daß die Herzogin von Angoulême der Frau von Feuchères in den Tuilerien anderswo, als auf der Treppe hätte begegnen können. Und dennoch geschah es, aber es war auch ein taktisches Meisterstück der Hofkunst, das nothwendig voraussetzte, daß Allerhöchste Personen in diesem Intriguenstücke Hauptrollen übernahmen. War nun auch der Preis, den die Frau von Feuchères sich bedungen hatte, wenigstens in der Vorstellung mancher Leute, ein Trugbild der Eitelkeit, das, wie gesagt, nur das Pikante einer Unmöglichkeit an sich hatte, so war dagegen die Leistung, durch welche die Baronin die höchsten Hofehren erreichen sollte, etwas sehr Wesentliches, das durchaus nichts Phantastisches an sich trug, denn es bestand darin, den Herzog von Bourbon zu veranlassen, den größten Theil seines Vermögens einem der jüngern Söhne des Herzogs von Orleans testamentarisch zuzusichern. Die Frau von Feuchères ihrerseits ging mit einem guten Beispiel voran, und innerhalb drei Monaten schrieb der Herzog von Bourbon an den Herzog von Orleans, daß er darin willige, zu Gunsten des Herzogs von Aumale ein Testament zu machen. Es war nun an der Zeit, das der Frau von Feuchères gegebene Versprechen zu erfüllen; denn hatte ihr Einfluß auch das fast Unglaubliche bewirkt, so war er auch allmächtig genug, um den Herzog zu bewegen, das Zugeständniß zurückzunehmen. Die Herzogin von Berry

bahnte den Weg; sie hatte den Herzog von Bourbon zu bestimmen gesucht, und empfing nun auch die Frau von Feuchères, die in dem Pallaste Elysée schon den Tuilerien um einen großen Schritt näher gerückt war. Der König ließ den Herzog von Bourbon wissen, daß er mit Vergnügen die Nachricht von seiner letztwilligen Verfügung zu Gunsten des Herzogs von Aumale empfangen habe, und endlich gab auch die Dauphine nach: die Frau von Feuchères wurde hoffähig in den Tuilerien, und das reiche bourbon-condé'sche Erbe fiel der Familie Orleans anheim.

Schon vorher hatte der König bei der Krönung der Familie Orleans Beweise seiner Gunst gegeben. Der Herzog von Chartres bekam den heiligen Geistorden und wurde Obrist des Husarenregiments, dessen Generalobrist der Herzog von Orleans war.

Während dieser Vorgänge in der königlichen Familie, wodurch die wünschenswertheste Uebereinstimmung herbeigeführt, und so zu sagen ein vollkommener Hausfriede abgeschlossen war, hatte sich außerhalb des Schlosses die politische Mißstimmung kund gegeben, welche allmälig die krampfhafte Spannung erzeugte, die in dem Sturm der Juliustage ihre Krisis fand. Es zeigte sich immer mehr und mehr, daß man im Schlosse mit der Revolution zu Ende kommen wollte, man wollte eine Krisis herbeiführen, und man zweifelte keinen Augenblick daran, daß aus dieser das System der reinen königlichen Gewalt siegreich hervorgehen werde. Man sah den Widerstand, man konnte sich seine concentrische Kraft und Uebereinstimmung, seine Unerschütterlichkeit nicht verbergen, weil aber noch auf der Straße Alles ruhig blieb, weil in den Vorstädten keine politischen Tumulte sich bemerkbar machten, so glaubte man die parlamentarische Opposition von den Volkssympathien verlassen, und betrachtete ihre Haltung als den letzten Trotz der auf einen Isolirschemel gestellten Revolution, mit der man fertig werden könne, wenn man Entschlossenheit zeige, und sollte man auch zu Pferde steigen müssen — wie der beliebte Ausdruck war für die Anwendung der höchsten Gewalt.

Man hat den Herzog von Orleans beschuldigt, daß er in den Tuilerien eine andere Sprache gesprochen habe, als im Palais-Royal,

oder überhaupt außerhalb der königlichen Familie. Aber man wollte in den Tuilerien keine andere Sprache hören, als die oben angedeutete. Der Herzog von Orleans konnte überhaupt in den Tuilerien nicht von Politik reden, denn wo ein als unwandelbar verkündigter Entschluß gefaßt ist, da hörte alle Erörterung auf, das Wort ist suspendirt, und die That soll dictatorisch entscheiden. Nachdem man am Hofe die Alternative gestellt hatte, mußte Frankreich entscheiden, und wer am Hofe einen Zweifel darüber geäußert hätte, daß Frankreich unter allen Umständen zu Gunsten des reinen Königthums entscheiden werde, den würde man dort für nicht viel besser gehalten haben, als einen Spießgesellen der Revolution. Wenn nun Ludwig Philipp während der Regierung Karl des Zehnten, bei festlichen Gelegenheiten, wie bei kleineren Familienvereinen, die unter dieser Regierung häufiger geworden waren, seine Ergebenheit für die königliche Familie aussprach, so ist es doch ungerecht, darum diese Aeußerung als eine absichtliche Falschheit zu erklären, weil nachfolgende Begebenheiten, die eben die Unnachgiebigkeit des Hofes herbeiführte, und welche er entschieden nicht hervorgerufen, ihn an die Stelle der vertriebenen Königsfamilie brachten. Karl der Zehnte und die Herzogin von Berry hatten vollen Anspruch auf dankbare Anerkennung des Herzogs von Orleans, denn sie hatten, ungeachtet des Widerstrebens ihrer Umgebung, dem Herzog wesentliche Dienste geleistet. Wenn dieser nun in seinen Aeußerungen sich als der königlichen Familie ergeben aussprach, so glauben wir, daß er ihr wirklich ergeben bleiben wollte, so lange Frankreich ihr ergeben bleiben konnte. Wenn die königliche Familie, wie ich glaube, daß sie es that, nur diejenigen für ergeben ansehen wollte, die Frankreich als verpflichtet betrachteten, sich jedem Gesetze des Königs unbedingt zu unterwerfen, so können doch die, welche aus eigener Wahl Märtyrer einer so eigenthümlichen Begriffsweise geworden sind, darauf nicht die Forderung begründen, daß Alle für falsch und treulos erklärt werden, welche die Ergebenheit für einen Monarchen an die Bedingung knüpfen, daß er kein Grundgesetz des Staats verletze, und die unter dieser Voraussetzung sie ihm bezeigt haben.

Im Palais-Royal sprach man allerdings von Politik und erwog die Wechselfälle der Zukunft, und ohne Zweifel auch die Mittel, durch welche die Opposition hoffte, die Regierung des Königs in die Nothwendigkeit zu versetzen, einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Das aber konnte Niemand voraussehen, daß der König sich zu einer Verfassungsverletzung bestimmen werde. Ohne Zweifel kam, je drohender die Stellung der königlichen Regierung wurde, die Partei Orleans zum Vorschein, das heißt, gleichgesinnte Männer besprachen eventuel eine Regierung der zweiten Linie, aber man findet keine Spur einer äußeren Thätigkeit dieser Partei vor dem Ausbruch der Julirevolution, und dann auch nicht vom Anfange an, sondern erst während des Kampfes.

Von dem Augenblicke an, wo das Ministerium Martignac sich zurückziehen mußte, um dem durch Verordnung vom 8. August 1829 gebildeten Ministerium: Polignac, Courvoisier, Labourdonnaie, Montbel, Chabrol, Bourmont, d'Haussez Platz zu machen, besonders aber seitdem durch königliche Verordnung vom 18. Nov. 1829 Polignac zum Präsident des Ministeriums ernannt war, bildete die öffentliche Meinung in Frankreich zwei Lager: diejenigen, welche, wie sie sich ausdrückten, den Thron retten wollten gegen die parlamentarische Mehrheit mit dem König, in dem allein die wahre Mehrheit ruhe — und die Verfassungsfreunde. Die Ersteren hielten sich für stark, und waren doch in geringer Zahl im Verhältniß zu ihren Gegnern, unter denen alle Parteischattirungen fast verschwanden, so daß sie eine feste Masse des Widerstandes bildeten gegen alle Uebergriffe in die Rechte der Verfassung; und die überwältigende Mehrheit der Nation stand auf dieser Seite.

Aus diesem Gegensatze allein ging die Julirevolution hervor; man suche keinen andern Grund dafür, denn sie hatte keinen andern Ursprung, als den entschiedenen Willen der Mehrheit der Nation, die Verfassung unverletzt zu erhalten. Hätte der König, nachdem er auf unzweideutige Weise den Ausspruch der Mehrheit erfahren, nachgegeben, hätte er das mißbeliebige Ministerium entlassen, und ein solches ernannt, welches nur mit der Mehrheit hätte unterhandeln

können, so wäre keine Revolution ausgebrochen. Aber man überredete den König, die Mehrheit in der Deputirtenkammer sey eine Intrigue, die in Nichts zerfallen werde, wenn er an die Meinung der Nation appellire, und er appellirte durch eine Verfassungsverletzung. Noch bis zu dem Augenblicke, wo die letzten Ordonnanzen erlassen wurden, stand es in der Macht des Königs, einer Revolution vorzubeugen. Diese allbekannte Wahrheit muß man aber wohl wiederholen, da die legitimistische Partei nicht ermüdet, sie zu läugnen. Seit eilf Jahren aber brachte sie keinen andern Beweis für ihre Behauptung, als die Fortsetzung ihrer eigenen Intriguen.

Am 2. März 1830 wurden die Kammern eröffnet. Am Schlusse der königlichen Rede richteten sich folgende Worte an die Opposition:

„Wenn strafbare Bewegungen meiner Regierung Hindernisse erwecken sollten, was ich nicht voraussetzen will noch kann, so werde ich die Kraft finden, sie zu überwinden in meinem Entschlusse, den öffentlichen Frieden zu bewahren, so wie in dem gerechten Zutrauen der Franzosen und in der Liebe, die sie stets ihrem Könige bezeigt haben.“

Der König sprach die Worte: „Hindernisse, die ich nicht voraussetzen will noch kann,“ mit einer kraftvollen Betonung der entrüsteten Warnung, die er vollkommen verstand, und obwohl Niemand in dem Augenblicke voraussehen konnte, daß dieß das letzte Wort einer scheidenden Dynastie sey, so hatte doch jeder Gegenwärtige fast mit zurückgehaltenem Athem der Rede gehorcht, die Mitglieder des geheimen Raths, die sie kannten, um ihre Wirkung zu beobachten, und alle Andere, um sie als das Losungswort ihres Verhaltens zu vernehmen; und sie brachte auf Alle eine außerordentliche Wirkung hervor, denn in demselben Grade, in welchem sie die überkönigliche Partei befriedigte und ihre Zuversicht entflammte, rief sie die Entschlossenheit der Gegner hervor.

Ja, diese Rede bestimmte durch eine übel gewählte Redensart den Charakter des bevorstehenden Kampfes, denn indem sie die absolute Prerogative der Krone in der Wahl ihrer Rathgeber voranstellte, rief sie in der Opposition die Idee einer parlamentarischen Herrschaft der

Mehrheit hervor. Aber unglücklicherweise fürchtete Karl der Zehnte diese nicht, denn als man ihm eines Tages die Nothwendigkeit für eine Regierung vorstellte, eine Mehrheit in der Kammer für sich zu haben, und darauf hinwies, daß die Mehrheit im Parlament eine nothwendige Lebensbedingung für ein englisches Ministerium sey, antwortete der König: „Allerdings, weil in England das Parlament die Macht des Königs bestimmt, während in Frankreich der König den Kammern ihre Gewalt verliehen hat und über ihnen steht!“ Und wenn man sich nun beklagte, daß die Analogie der englischen Revolution von 1688 herausgehoben werde — wie im „National“ (unter der Leitung von Thiers, Mignet und Armand Carrel), wo die Stellung der Bourbons in 1830 verglichen wurde mit der der Stuarts in 1688 — und wenn man das Palais-Royal beschuldigte, diese Fahne aufgepflanzt zu haben, war es denn nicht vielmehr der König selbst, der durch solche Aeußerungen fast eine Revolution im Sinne der von 1688 herausforderte und zu einer Nothwendigkeit machte, wenn man nicht gänzlich auf alle verfassungsmäßige Rechte Verzicht leisten wollte!

Die königliche Rede trug sogleich ihre Früchte. Schon die Wahl eines Kammerpräsidenten, bei welcher das Ministerium keinen seiner Candidaten durchsetzen konnte, legte dem Könige die Nothwendigkeit auf, Herrn Royer-Callard als den ihm am wenigsten unangenehmen unter lauter Unangenehmen zu bestätigen. In die Adresse-Commission zur Abfassung einer Antwort auf die Thronrede konnte das Ministerium nicht einen Einzigen der Seinigen hineinbringen. Diese Antwort wurde also ganz der Opposition überliefert, und die Doctrinaire setzten die Ansicht durch, daß sie eine laute und parlamentarische Rechtsverwahrung enthalten solle. Guizot hatte großen Antheil daran, obwohl Etienne eigentlich die Antwort entwarf.

Das, worauf es in diesem Falle eigentlich ankam, und worin die Schlußworte der Thronrede beantwortet waren, lautete in dem Adreßvorschlag folgendermaßen:

„Sire! Das Volk weiht Ihnen den Ausdruck seiner Ehrfurcht und seiner Liebe, aber an diese Gefühle knüpft sich eine lebhafte

Besorgniß, welche die Sicherheit stört, der Frankreich sich hinzugeben anfing, welche die Quellen seines Wohlstandes trübt, und die, wenn sie nicht gehoben wird, seiner Ruhe gefährlich werden könnte. Unser Gewissen, die Ehre, die Treue, welche wir geschworen, und die wir Ihnen stets bewahren werden, machen es uns zur Pflicht, Ihnen den Grund dieser Besorgniß nicht vorzuenthalten. Die Verfassung, welche wir der Weisheit Ihres erlauchten Vorfahren verdanken, und deren Wohlthat der entschiedene Wille Eurer Majestät uns erhalten wird, heiligt das Recht der Dazwischenkunft des Landes bei der Berathung seiner öffentlichen Angelegenheiten. Diese Dazwischenkunft ist allerdings mittelbar, weislich bemessen, umstellt von genau gezogenen Grenzen, und wir werden nie zugeben, daß man es wage, sie zu überschreiten, aber die Wirkung davon ist genau bestimmt, denn sie macht die fortwährende Uebereinstimmung der Absichten Ihrer Regierung mit den Wünschen des Volks zur unabänderlichen Bedingung eines regelmäßigen Ganges der öffentlichen Angelegenheiten. Sire, die Redlichkeit unserer Gesinnungen, wie unsre Ergebenheit, legen uns die peinliche Nothwendigkeit auf, Ihnen zu sagen, daß diese Uebereinstimmung nicht vorhanden ist. Ein ungerechtes Mißtrauen in die Gesinnung und die Einsicht Frankreichs ist der Grundgedanke der gegenwärtigen Verwaltung. Ihr Volk ist betrübt über ein so verletzendes Mißtrauen, das es beunruhigt, weil es seine Freiheiten bedroht. Nein, Sire, Frankreich will eben so wenig Anarchie, als Sie Despotismus wollen. Frankreich hat darauf Anspruch, daß Sie seiner Ergebenheit vertrauen, wie es Ihren Verheißungen Glauben schenkt. Der hohen Weisheit Eurer Majestät sey das Urtheil anheim gestellt zwischen denen, die ein so ruhiges und treues Volk verkennen, und uns, die wir aus innerster Ueberzeugung Ihnen den Schmerzensruf eines ganzen Volkes überantworten, das eifersüchtig ist auf die Hochachtung und das Vertrauen seines Königs. Die königlichen Vorrechte gewähren Eurer Majestät die nöthigen Mittel, um die verfassungsmäßige Uebereinstimmung zwischen den Staatsgewalten zu sichern, welche die erste und nothwendige Bedingung ist für die Kraft des Thrones und die Größe Frankreichs.“

Dieser, in ehrfurchtsvollen und schicklichen Ausdrücken abgefaßter Adreßentwurf, der nicht die Mitwirkung der Kammern verweigerte, sondern nur andeutete, daß man dem Ausdrucke der Mehrheit Folge geben müsse, veranlaßte einen heißen parlamentarischen Kampf, dessen Ergebniß war, daß die vorgeschlagene Adresse angenommen wurde mit 221 gegen 181 Stimmen. Am 18. März wurde sie dem König überbracht, welcher dabei äußerte: „Ich hatte auf die Mitwirkung der Kammern gerechnet zur Ausführung meiner guten Absichten für das Wohl meines Volkes. Ich bin tief betrübt, von den Abgeordneten zu vernehmen, daß diese Mitwirkung nicht bestehe. In der Thronrede habe ich Ihnen meine Entschlüsse mitgetheilt: sie sind unwandelbar; das Wohl meines Volkes verbietet mir, davon abzugehen. Meine Minister werden Ihnen meinen Willen kund geben.“

Es war immer im Rathe des Königs eine Zahl Männer, die Gewaltschritte wollten, noch aber trat die Mehrheit vor einem solchen Entschluß zurück, man wählte daher einen mittleren Weg, wobei noch immer eine endliche Wahl offen blieb. Am 19. März 1830 wurden beide Kammern auf den 1. September vertagt.

Die Partei im Ministerium, die Anwendung von heftigen Mitteln wollte, siegte nur durch eine Umformung desselben. Schon Ende April war diese beschlossen, aber heimlich gehalten worden, endlich trat sie ans Licht. Peyronnet wurde Minister des Innern, Chantelauze Großsiegelbewahrer, Montbel bekam die Finanzen, und Capelle das Ministerium der Staatsbauten. Durch eine Ordonnanz vom 16. Mai wurde die Abgeordnetenkammer aufgelöst, die Wahlcollegien auf den 3. Juli, und die Kammer auf den 3. August einberufen. Im Mai auch wurde der Zug nach Algier angeordnet und ausgeführt. Von Wichtigkeit für die Folgen war dabei auch der Umstand, daß der Oberbefehl nicht dem Herzog von Ragusa (Marmont), dem der König ihn versprochen hatte, sondern dem Kriegsminister Grafen Bourmont gegeben wurde. Dieß bewirkte Polignac, der dadurch die mitlerweilige Leitung des Kriegsministeriums bekam, woran ihm bei dem Handstreiche, den er im Schilde führte, sehr gelegen war.

Die königliche Familie von Neapel hatte die Prinzessin Christine von Sicilien nach Spanien begleitet, wo ihre Vermählung mit König Ferdinand dem Siebenten gefeiert wurde. Auf der Rückreise von Madrid besuchte der König von Neapel seine Tochter, die Herzogin von Berry, in Paris. Sie erwartete ihn in Chambord an der Loire in dem Prachtbau, den Primaticcio auf Befehl Franz des Ersten errichtet, und den die Gemeinden Frankreichs dem Herzog von Bordeaux als Angebinde geschenkt hatte. In Paris wurde der König von Neapel mit großer Pracht empfangen; es war eine Festzeit der Bourbons, und schon schwankte der Boden, auf dem sie standen.

In Rosny gab die Herzogin von Berry ihrem Vater und ihren Verwandten ein ländliches Fest, bei welchem die ganze königliche Familie mit ihrem Hofstaate erschien. Bei dieser Gelegenheit soll der Herzog von Orleans Veranlassung gefunden haben, laut seine Ansicht zu äußern über die politische Gefahr, welche bevorstehe, wenn man nicht einen versöhnlichen Weg einschlage. Aber Warnungen waren vergebens, es kamen deren von den bedeutendsten Seiten her; sie wurden nicht beachtet. Man erkannte an den fremden Höfen wohl die Gefahr, in welcher die Bourbons in Frankreich sich befanden. Staatsmänner von so überwiegender Einsicht, mit so scharfem Blicke und so wohl vertraut mit den französischen Zuständen, wie die Grafen Apponyi und Pozzo di Borgo, hatten den Höfen, welche sie in Paris repräsentirten, vollen Aufschluß über die wahre Lage der Dinge gegeben und die Gefahr deutlich bezeichnet, die um so größer war, als Alles in Polignacs Händen lag, dessen Staatsunfähigkeit vollkommen erkannt war; der Fürst zog sich vom diplomatischen Corps zurück, und stand nur auf einem vertrauten Fuße mit dem päpstlichen Nuntius Lambruschini, der einen persönlichen Einfluß auf Karl den Zehnten übte und die geheime Camarilla des Schlosses leitete. Der Kaiser von Rußland hatte zum französischen Botschafter in Petersburg, Herzog von Mortemart, geäußert: „Daß der König von Frankreich sich wohl vorsehe, denn ich werde kein verkehrtes System unterstützen; will er einen Gewaltstreich versuchen, so ist es auf seine Verantwortlichkeit hin. Der König möge nicht vergessen, daß

die verbündeten Mächte im Frieden zu Paris ebensowohl die Verfassung, als die Legitimität der Bourbone gewährleistet haben.“ Graf Rayneval, französischer Botschafter in Wien, hatte eine Unterredung mit Fürst Metternich gehabt, der folgende Ansicht aussprach: „Wie hinderlich auch das Wahlgesetz und die Preßfreiheit der Regierung sind, so ist doch nicht rathsam, einen tollkühnen Angriff auf sie zu machen, oder einen Staatsstreich zu wagen. Nur durch die Kammern kann man eine Aenderung erlangen; Europa wird keiner andern Verfahrungsweise Beistand leisten. Ich kenne die öffentliche Meinung in Frankreich hinlänglich, um zu wissen, daß ein Staatsstreich die Dynastie verderben würde.“ Die Botschafter hatten diese so beziehungsreichen Andeutungen berichtet, und ihre Depeschen waren im Ministerrathe vorgelesen worden. Wann ist jemals in der Geschichte, auf eine so leichtfertige Weise und mit so gänzlicher Ueberhörung der verständlichsten und eindringlichsten Warnung, das Wohl und Weh eines großen Staates und das Glück eines erlauchten Geschlechts auf's Spiel gesetzt worden!

Am 31. Mai gab der Herzog von Orleans im Palais-Royal ein Fest zu Ehren des in Paris anwesenden neapolitanischen Hofes. Seinen Gesinnungen getreu, hatte der Herzog außer dem Hofe und seinem Gefolge, die ersten Notabilitäten des Staates, der Wissenschaften, der Künste — der Kammern eingeladen, ohne Rücksicht zu nehmen auf die politische Ansicht, zu welcher sie sich bekannten. Die Anordnung war großartig, prächtig und geschmackvoll; Palais-Royal erschien an diesem Abende in der Herrlichkeit — und durch die Wahl der Gäste, denen seine Hallen geöffnet waren, kann man sagen, in der vollen Bedeutung des erlauchten Geschlechtes, dessen Stammsitz es ist. Der Empfangsaal des ersten Stockes prangte mit einem Amphitheater der köstlichsten Blumen. Von dort aus trat man in die Gallerie Psyche, wo das erste Orchester aufgestellt war; im Thronsaal, den die Schlachtgemälde von Horace Vernet schmückten, war ein zweites Orchester, ein drittes in der großen Gallerie, in welcher eine Bilderreihe die Geschichte des Palais-Royal in ihren wesentlichen Momenten darstellte; durch dazwischenliegende Gemächer waren diese

Ballräume so getrennt, daß die Musik von einem zum andern nicht hinüberschallte. Auf den Terassen, welche sich auf den Dächern der Vorbauten nach dem Garten befinden, waren Gärten von blühenden Orangebäumen, beleuchtet von Guirlanden aus buntfarbigen Gläsern; diese Terassen boten den wundervollsten Anblick dar, man glaubte eine Feenerscheinung aus der Märchenwelt verwirklicht. In einem wahren Lichtmeere der schimmerndsten Beleuchtung, umwogt von den üppigsten Blumendüften, harrte ein auserlesener Kreis von Allem, was die französiche Gesellschaft bemerkenswerthes darbot an Rang, Talent und Frauenschönheit, der Ankunft der Höfe von Frankreich und Neapel. Um neun Uhr Abends kamen der König von Frankreich, der König und die Königin von Neapel, der Dauphin und seine Gemahlin, die Herzogin von Berry und der Prinz von Salerno in Palais-Royal an. Sie wurden am Fuße der großen Treppe empfangen von den Herzögen von Orleans, Chartres und Nemours. Es war das erste Mal, daß Karl der Zehnte seit seiner Thronbesteigung im Palais-Royal erschien — und es war auch das letzte Mal: es war überhaupt das letzte große Fest des Gesammthauses Bourbon, das nur nicht in seinem spanischen Zweige von Familienmitgliedern vertreten war.

An diesem Ballabende im Palais-Royal wurde alles beziehungsreich, und er wird gewiß nie vergessen werden von den anwesenden Gästen; wie bei einem Waffenstillstande vor einem Schlachttage begegneten sich hier die starrsten und unbeugsamsten Gegner in üppiger Lust. Das schönste Wetter begünstigte dieses Fest, das uns jetzt wie ein Sommernachtstraum in der Geschichte unserer Zeit erscheint. Karl der Zehnte trat an ein Fenster, und zum sternenerleuchtenden Himmel emporblickend, sagte er: „Treffliches Wetter, meine Herren, für meine Flotte vor Algier, jetzt muß meine Armee an der afrikanischen Küste seyn.“ Dieser Gedanke war damals die belebende Hoffnung des Königs. Der Sieg über den Dey eines afrikanischen Räuberstaates sollte die Oriflamme weihen, welche ein Sohn des heiligen Ludwig als eine Brandfackel des gräulichen Bürgerkrieges in sein schönes Reich werfen wollte, um die Institutionen umzustürzen, welche es als Grundpfeiler

seiner Rechte und seines Wohlstandes betrachtete. Diese geschichtliche Ironie steht an der Grenze des Gräßlichen und des Lächerlichen.

An diesem Abende sagte auch Herr von Salvandy zum Herzog von Orleans: „Das Fest ist ganz neapolitanisch, man tanzt auf einem Vulkan.“ Der Herzog soll geantwortet haben: „Daß ein Vulkan da ist, glaube ich, wie Sie; aber nichts wird angehört, und Gott weiß, wohin das noch führt. Ich weiß nicht, wo sie in einem halben Jahre seyn mögen, aber ich weiß recht gut, wo ich selbst seyn werde. Ich und meine Familie bleiben hier, und welche Gefahr auch walten möge, wir weichen nicht, denn es ist mein unwiderruflicher Entschluß, mein Schicksal und das meiner Kinder nicht mehr vom Vaterlande zu trennen. Letzthin, in Rosny, habe ich laut gesagt, was ich von dem Allem denke.“ So viel ist gewiß, daß der Herzog von Orleans diesen Entschluß schon mehreremal ausgesprochen hatte.

Einige Zeit nachher verließen die neapolitanischen Bourbons Frankreich, und die ältere Linie der französischen Bourbons blieb zurück, um ihrem Schicksal entgegenzugehen.

Die Wahlen begannen. Von beiden Seiten bot man Alles auf, um den Sieg zu erringen. Er erklärte sich für die Opposition. Die 221 Abgeordnete, welche am 18. März für die Adresse gestimmt hatten, wurden wieder gewählt. Dieses Ergebniß sprach eine Landesansicht aus, denn in solcher Allgemeinheit konnte eine Intrigue gegen den Willen der Wähler nicht durchdringen. Man hatte im constitutionellen Sinne die öffentliche Meinung aufgerufen, und sie hatte geantwortet von so vielen Punkten Frankreichs her, daß ihr Ausspruch nicht mehr zweifelhaft seyn konnte.

Aber nun kam die Nachricht von der Eroberung Algiers, und die Losung zu dem verhängnißvollen Werke war gegeben. Die Kanonen verkündeten den Sieg, aber das Volk blieb kalt und ohne Theilnahme. Bei dem Tedeum in der Notredamekirche sagte der Erzbischof zum König, dieser Sieg sey das Pfand eines noch wichtigeren Sieges. Man verstand das, aber dennoch hielt man es nur für einen Wunsch, und glaubte nicht, daß der König ihm beipflichten werde. Man wartete mit Spannung auf den 3. August, an dem die Kam=

mern eröffnet werden sollten; man hatte aber im Allgemeinen keine Ahnung davon, daß die Entscheidung vorher kommen werde. In einer bereits am 7. Juli gehaltenen Sitzung des Ministerrathes in Gegenwart des Königs und des Dauphin war indessen der Grundsatz der Ordonnanzen genehmigt worden. In der ganzen Zwischenzeit bis zur Verkündigung der Ordonnanzen war das Geheimniß gut bewahrt worden. Gerüchte gingen zwar, daß die Regierung etwas vorbereite, allein man wußte nicht was, und ohnedieß mußte die Regierung unter allen Umständen ihr Auftreten vor den Kammern vorbereiten. Einige Börsoperationen und die Sendung eines Staatsboten nach London, verbunden mit jenen ungewissen Gerüchten, erregten die Aufmerksamkeit des diplomatischen Corps, und der englische Botschafter, Lord Stuart de Rothsay, fragte geradezu Fürst Polignac, was er von den herumschleichenden Gerüchten über die Möglichkeit eines Staatsstreiches halten sollte; der Fürst erwiederte, daß sie gänzlich ungegründet wären, und daß er in diesem Sinne an seine Regierung schreiben könne. Der päbstliche Nuntius war allein vom diplomatischen Corps in das Kabinetsgeheimniß eingeweiht.

Am 23. Juli Abends wurde der Bericht über die Ordonnanzen von Herrn von Chantelauze dem Geheimenrathe vorgelegt, und vom König genehmigt. Am 25. Juli wurden sie unterzeichnet, und erschienen am Montag Morgen den 26. Juli im Moniteur.

Die erste dieser Ordonnanzen suspendirte die Freiheit der periodischen Presse.

Die zweite führte eine neue Wahlform ein.

Die dritte verordnete die Auflösung der noch nicht zusammengetretenen Kammer der Abgeordneten.

Die vierte schrieb neue Wahlen aus nach dem neuen Wahlgesetze, und berief die Kammern auf den 28. September.

Die fünfte und sechste enthielten einige neue Personalernennungen für den Staatsrath.

Der König war in St. Cloud. Der Herzog von Orleans war in Neuilly, zwischen St. Cloud und Paris — zwischen den Ordonnanzen und Frankreich.

Ehe wir die Hauptergebnisse des Kampfes zusammenfassen, der sich in Folge dieser Ordonnanzen in Paris entspann, wollen wir eine Frage berühren, auf deren Beantwortung man meist einen großen Werth legt. Kannte Ludwig Philipp vor der Bekanntmachung der Ordonnanzen den Staatsstreich, den man führen wollte?

Einige behaupten, daß er davon Kunde hatte. Nach ihnen hätte ein Freund des Herrn Ouvrard dem Fürsten Talleyrand, der ziemlich weit von Paris entfernt war, vor dem 21. Juli schriftlich die Absichten des Kabinets gemeldet, mit dem Zusatze, es sey dringend nothwendig, daß der Fürst sogleich nach Paris komme. Am 24. Juli sey Talleyrand in Paris eingetroffen, habe aber versichert, daß er kein Wort glaube von der Behauptung der ihm mitgetheilten Nachricht, sey aber doch am Sonntag den 25. Juli nach St. Cloud gegangen um Erkundigungen einzuziehen. Als er von da zurückkam, habe er zum Briefsteller geäußert, zu seinem Erstaunen habe er erfahren müssen, daß man eben mit ganz tollen Planen umgehe. Nun aber habe der Fürst bei der Rückkehr von St. Cloud in Neuilly eingesprochen, und daraus folge, meint man, daß Ludwig Philipp nothwendig erfahren mußte, was Talleyrand wußte. Aber was wußte denn Talleyrand? Vielleicht Alles, obwohl dafür gar kein Beweis da ist, denn ein Freund des Herrn Ouvrard ist doch eigentlich ziemlich weit davon entfernt, eine historische Person zu seyn. Vielleicht aber hatte Talleyrand, ohne besondere Kenntniß der Einzelnheiten, nur erfahren, was man in einigen Kreisen zu wissen glaubte, nämlich daß der König geneigt sey, Ausnahmsgesetze und Suspension der allgemeinen Freiheiten zu verlangen. Hätte Talleyrand aber auch Alles gewußt, so würde dadurch Ludwig Philipp höchstens nicht ganz zwanzig Stunden vorher Kenntniß von den Ordonnanzen erlangt haben. Und wenn das der Fall war, so konnte er wohl einen Widerstand voraussetzen, aber nicht wissen, bis zu welchem Grade er allgemein werden könne; und hievon hing doch Alles ab, denn unter allen Umständen mußte das Land sich vor dem Herzog von Orleans ausgesprochen haben, wenn dieser davon einen ersprießlichen Nutzen ziehen sollte. Wenn der Aufstand blos das Werk der Männer der

Opposition in der Kammer gewesen wäre, so konnte man annehmen, daß es möglich war, unter diesen eine Orleanische Dynastie vom Anfange an als Zweck herauszuheben. Allein durch die Ordonnanzen selbst waren alle Mittel zu einem friedlichen Widerstande in gesetzmäßiger Form abgeschnitten. Der größte Theil der Abgeordneten war in Paris angekommen zur Eröffnung der Kammer am 3ten August, oder es war doch eine so große Zahl gegenwärtig, daß eine korporative Verwahrung vielleicht noch immer einen Eindruck hätte hervorbringen können, der den Aufstand zurückgehalten hätte; allein nach der Auflösungsordonnanz hatte die Kammer kein Recht, sich als solche zu versammeln, und eine Rechtsverwahrung in corporativer Form würde man als aufrührerisch betrachtet und behandelt haben. In der That, das Königthum hatte die Brücke hinter sich abgeworfen, es mußte siegen, oder untergehen.

Die Ordonnanzen erschienen am Montag 26sten im Moniteur, der zwischen acht und neun Uhr Morgens ausgegeben wurde. Diesen ganzen Tag über blieb der äußere Anblick von Paris ruhig, alle Kaufladen und Wirthshäuser waren geöffnet, wie sonst, der bürgerliche Verkehr ging seinen gewöhnlichen Gang, und man bemerkte nirgends Anstalten zu einer äußern Widersetzlichkeit. In andern Kreisen jedoch wurden Besprechungen gepflogen, deren Ergebnisse in kurzer Zeit der Stadt ein ganz anderes Aussehen geben sollten. Gerade in der Ordnung, wie die Ordonnanzen die öffentliche Freiheit getroffen hatten, traten diese gegen die vernichtende Gewalt auf. Die Presse stellte sich an die Spitze. Eine erste Versammlung am Montag 26. bei Dupin dem Aelteren, in welcher fast alle Journalisten der Opposition mit mehreren von ihren Rechtsbeiständen erschienen, führte zu keinem Entschluß. Aber noch an demselben Tage wurde in dem Locale des „National“ die Protestation der Presse gegen die Ordonnanzen verabredet, aufgesetzt, und gedruckt. Sie brachte eine ungeheure Wirkung hervor, und mit dieser Protestation in der Hand erhoben sich zunächst die polytechnische Schule, die der Rechte und der Medicin; und eben die Presse selbst, nämlich die zahlreichen Arbeiter in den Pariser Druckereien. In der Versammlung der Journalisten war Graf

Alexander de Laborde erschienen, aus eigenem Antrieb, und er übernahm gleich den ihm angetragenen Vorsitz. Laborde war der erste Abgeordnete, der sich dem Widerstande anschloß. Er ließ alle in Paris gegenwärtigen Mitglieder der Kammer zu einer Zusammenkunft auf denselben Montag Abend in seiner Wohnung einladen. Nur wenige kamen; diese waren alle darüber einig, daß man mit einer energischen Protestation auftreten müsse. Unter diesen waren Villemain, Daunou, Schonen, Lefevre. Casimir Périer, der erst kam, als dieser Entschluß eben gefaßt war, sprach dagegen und rieth ab von jeder gewaltsamen Auflehnung. Laborde, Villemain und Schonen gingen als Abordnung in die Versammlung der Journalisten, und als sie von dort zurückkamen, forderten sie ihre Collegen auf, sich mit Jenen zu vereinigen, die ihrem gefaßten Entschlusse treu bleiben wollten. Casimir Périer wendete noch an diesem Abende eine endliche Entscheidung ab, indem er vorstellte, daß die Versammlung in zu geringer Zahl sey, und daß er möglichst alle in Paris gegenwärtigen Kammermitglieder am folgenden Morgen sehr früh nach seinem Hotel berufen wolle. Einladungsschreiben wurden auch ausgetragen, allein die Volksaufregung, die sich in der Nacht kund gab, veranlaßte ohne Zweifel Périer dazu, die angekündigte Versammlung wieder absagen zu lassen, und am Morgen des 27. waren die Thore seines Hotels fest verschlossen.

Dennoch aber versammelten sich von selbst am Dienstag den 27. Juli um zwei Uhr Nachmittags eine bedeutende Anzahl von Deputirten bei Herrn Périer. In dieser Versammlung stellten sich zwei Hauptansichten heraus. Dupin erkannte das constitutionelle Recht des Königs an, die Kammern aufzulösen, und daß demnach die bisherigen Deputirten nur durch eine Petition die Rücknahme der Ordonnanzen nachsuchen könnten. Mauguin dagegen erklärte, daß der König durch die Verfassungsverletzung das Recht eingebüßt habe, die Kammer auflösen zu können; daß diese demnach noch bestehe und sich der Unterdrückung widersetzen müsse. Während diese beiden Ansichten von ihren verschiedenen Anhängern lebhaft verhandelt wurden, begehrte eine Abordnung der Pariser Wähler Zutritt. Diese Abordnung, deren Sprecher Merilhou und Boulay de la Meurthe waren, trat auf mit

der unumwundenen Erklärung, daß alle Bände zwischen Frankreich und den Bourbons aufgelöst seyen, und daß das Volk auf die Vaterlandsliebe und den Muth seiner Vertreter rechne. Die Versammlung berathschlagte in einer aufgeregten Unschlüssigkeit. Der Vorschlag einer Petition an den König wurde wieder vorgebracht, allein man trennte sich noch am 27sten, ohne einen andern Entschluß gefaßt zu haben, als den, sich am folgenden Tage Mittags bei Herrn Audry de Puyraveau zu versammeln.

Unterdessen hatte der bewaffnete Aufstand des Volks am 27sten Abends begonnen, und wurde mit mehr oder weniger Erfolg die Nacht hindurch theilweise fortgesetzt, wobei jedoch immer die Regierung Meister blieb. In dieser Nacht aber hatte sich das Volk eigentlich erst bewaffnet, Pulvervorräthe geplündert, Waffenvorräthe genommen, das Pflaster aufgerissen und Barricaden errichtet.

Am Mittwoch 28. Juli des Morgens wurde Paris in Belagerungszustand erklärt, allein nun war auch schon der Aufruhr bewaffnet da. Die aufgelöste Nationalgarde griff zu den Waffen und vereinigte sich mit den Kämpfenden, deren Zahl immer zunahm, und unter denen nun auch viele Bürger aus den gebildeten Klassen erschienen. Auf Notredame wehte schon die dreifarbige Fahne, und das Volk läutete Sturm. Es war eine vollkommene Revolution, die an diesem Morgen der Regierung gegenüber stand.

Der Herzog von Orleans war in Neuilly von seiner ganzen Familie umgeben, mit Ausnahme des Herzogs von Chartres, der sich bei seinem Regiment in Joigny befand. Der Herzog hatte den Entschluß gefaßt, sein Schicksal nicht mehr von dem Frankreichs zu trennen, aber dieses sollte noch entschieden werden. Ludwig Philipp konnte nicht nach St. Cloud an den Hof Karls des Zehnten gehen, denn damit hätte er sich auf die Seite der Ordonnanzen gestellt, die seinen constitutionellen Ansichten widersprachen. Eben so wenig konnte er nach Paris gehen, denn jeder Vorgang dort hätte bei seiner Anwesenheit seinen Namen bekommen. Er mußte daher in Neuilly wie auf neutralem Grund und Boden bleiben; war es die klügste Stellung, so war es zugleich diejenige, welche die Pflicht ihm auferlegte.

Am **Mittwoch** Morgen, den 28. ließ Laffitte den Secretär der Herzogin von Orleans, Herrn Oudard, aufsuchen, um dem Prinzen die Nachricht mitzutheilen, daß an demselben Tage Mittags eine Versammlung der Abgeordneten statt finden sollte bei Herrn Puyraveau, und zugleich ließ er ihm sagen: „er möchte sich vor St. Cloud hüten.“

Diese Versammlung begann aber schon ihre Berathung unter dem Geläute der Sturmglocke, dem Donner der Kanonen und dem Gekrache des Gewehrfeuers. Mauguin sprach es aus, daß eine Revolution begonnen habe. Guizot behauptete, die Versammelten müßten vermittelnd eintreten zwischen die Volksbewegung und den König. Lafayette begriff nicht die Loyalität in einem Augenblicke des Kampfes, und schlug gerade die Ernennung einer vorläufigen Regierung vor, als man die Nachricht brachte, daß das Volk sich des Stadthauses bemächtigt habe, daß aber die königlichen Truppen Verstärkung bekämen. In dieser Vormittagssitzung wurde eine Protestation gegen die Ordonnanzen von Guizot entworfen und angenommen, und zugleich beschlossen, eine Deputation — Périer, Laffitte, Mauguin, Lobau, Gérard — an den Herzog von Ragusa zu senden, um eine Einstellung der Feindseligkeiten zu bewirken. Man trennte sich um zwei Uhr, um sich zwei Stunden später bei Herrn Bérard zu versammeln.

In den zwei Stunden, die zwischen diesen beiden Sitzungen verflossen, hatte der Kampf eine andere Wendung genommen. Das Stadthaus, zwei Mal genommen und verloren, war wieder in die Gewalt der königlichen Truppen gekommen, das Volk kämpfte noch immer mit verzweifeltem Muthe, aber wurde auf den meisten Punkten von den Truppen geschlagen und zurückgedrängt, und es wurde wahrscheinlich, daß seine Kraft erlahmen und es in einem ungleichen Kampfe doch werde unterliegen müssen.

Unter diesen Eindrücken versammelten sich, der Abrede gemäß, die Abgeordneten um vier Uhr bei Bérard, obwohl in merklich geringerer Zahl, als am Vormittage. Die Commission, welche an den Herzog von Ragusa abgeordnet war, hatte nichts ausgerichtet. Sie

hatte sich verpflichten wollen, die Ordnung wieder herzustellen, wenn man die Ordonnanzen zurücknehmen, die Minister entlassen, und den Zusammentritt der Kammern auf den 3. August bestehen lassen wolle. Der Marschall ließ Fürst Polignac befragen. Der unglückliche Fürst glaubte an den Sieg, den seine Umgebung ihm als unfehlbar schilderte. Er erklärte jede Unterhandlung auf die vorgebrachten Bedingungen unzuläßig. Als der Marschall der Deputation diese Antwort mittheilte, rief Laffitte: „Also Bürgerkrieg!“ Stumm verbeugte sich der Marschall, die Deputation trat ab, und der Würfel war geworfen. Diese Antwort brachte in der Versammlung bei Bérard Bestürzung und Entrüstung hervor, je nach dem Charakter der Gegenwärtigen. Die am Morgen verabredete Erklärung war von einigen Blättern gedruckt worden mit Auslassung einiger Ausdrücke, worin eine vorsichtige Zurückhaltung sich ausgesprochen hatte. In ihrer gegenwärtigen Form wurde sie als zu unbedingt, zu feindselig zurückgewiesen von Mehreren, die unter dem Eindrucke des ungünstigen Augenblicks eine so entschiedene Verantwortlichkeit scheuten. Lafayette erklärte, daß er sich der Volksbewegung anschließen, und sein Hauptquartier aufschlagen wolle unter dem Volke. Viele der Gegenwärtigen aber zogen sich zurück, und es waren nur noch zehn Abgeordnete im Saale, als die Nachricht gebracht wurde, daß das Volk sich auf's Neue des Stadthauses bemächtigt, die Schweizer und die Garde sich aber hätten zurückziehen müssen. Nun machte Guizot den Vorschlag, die Namen der als liberal bekannten Deputirten, und zwar auch die der abwesenden, unter die Erklärung zu setzen. Sebastiani widersprach zwar diesem Vorschlage, allein Laffitte bemerkte: „Werden wir überwunden, dann werden die Abwesenden uns verläugnen, und beweisen, daß sie nicht da waren; siegt aber unsre Sache, dann wird man wetteifernd die Ehre der Unterschrift ansprechen.“ Demzufolge wurden drei und siebzig Namen unter die Erklärung gesetzt.

Noch eine Zusammenkunft wurde an diesem Mittwoch Abends um acht Uhr bei Audry de Puyraveau gehalten. Hier sprachen Sebastiani und Méchin noch immer für versöhnliche Schritte, welche aber Laffitte, Lafayette, Laborde, Mauguin und Audry de Puyraveau

zurückwiesen. Letztere blieben, nachdem die Ersteren sich zurückgezogen hatten; man trennte sich um Mitternacht mit der Abrede, sich am folgenden Morgen um fünf Uhr bei Laffitte einzufinden.

In der Nacht vom 28. auf den 29., vom Mittwoch auf Donnerstag, hatte der Kampf aufgehört, beide Theile, das Volk und die Truppen, hielten die Punkte besetzt, welche sie inne hatten. Das Volk aber arbeitete die ganze Nacht an den Barricaden.

Mit Tagesanbruch des 29., Donnerstag, begann der Kampf fast auf allen Punkten, wo er am Tage vorher statt gefunden hatte; nur vom Stadthause und dem Grèveplatze vor demselben, so wie von den Boulevards St. Denis und St. Martin waren die Truppen ganz vertrieben. Es war eine Menge abgesonderter Treffen. Das Volk widersetzte sich dem Eindringen der Truppen in die Straßen, vertheidigte die Barricaden, welche sie verrammelten, flüchtete, wenn sie genommen wurden, zu den nächsten, schoß aus allen Häusern auf die Truppen, und selbst Frauen und Knaben nahmen Theil an diesem erbitterten Widerstande. Bereits aber sah man an diesem Morgen ganze Compagnien der Nationalgarde in Uniform und unter regelmäßigem Befehl vorrücken, auf vielen Punkten stellten sich große und geordnete Angriffs-Colonnen des Volkes auf, das von nun an mit großer Zuversicht zu Werke ging. Die Linientruppen fingen an zu wanken, mehrere Bataillone hatten sich eigenmächtig vom Kampfe zurückgezogen, und später gingen das 5te und das 53ste Regiment in ihre Casernen. Nur die Garde und die Schweizer hielten noch Stand auf der Seite des Königs, zogen sich aber nach dem Louvre und nach den Tuilerien zurück.

Laffitte's Hôtel war vom frühen Morgen an der Vereinigungspunkt geworden; fast unwillkürlich vermuthete man hier eine Leitung, man suchte Befehle und Anweisung, man brachte Depeschen von aufgefangenen Courieren, und Ausgesandte der benachbarten Departements kamen, um den Stand der Dinge zu erfahren, und Beistand anzutragen, ja man brachte Gefangene hieher, weil man nicht wußte, wo man sie sonst hinbringen sollte. Um eilf Uhr versammelten sich bei Laffitte gegen vierzig Abgeordnete. Laffitte stellte die Nothwen-

digkeit dar, förderlichst der Bewegung eine ordnende und sichere Leitung zu geben, und Mauguin schlug vor, eine vorläufige Regierung einzusetzen. Lafayette und General Gérard erklärten sich bereit, den militärischen Befehl zu übernehmen. Lafayette nahm den Oberbefehl, Gérard bekam die Leitung aller beweglichen Operationen, und eine Municipal-Commission wurde Lafayette beigegeben, deren Mitglieder waren: Mauguin, Laffitte, Schonen, Audry de Puyraveau, Lobau und Casimir Perier.

Lafayette schlug nun sein Hauptquartier auf im Stadthause, wo er General Dubourg und Obrist Zimmer vorfand, die bereits dort einen militärischen Vereinigungspunkt organisirt hatten, und sich unter seine Befehle stellten. Auch die Municipal-Commission kam nach dem Stadthause. Der Louvre und die Tuilerien wurden von den Truppen verlassen, die sich durch die elyseischen Felder nach St. Cloud zogen. Die dreifarbige Fahne wehte von dem Mittelpavillon der Tuilerien und auf dem Stadthause. Paris gehörte nun der Volkspartei, unbestritten in so weit, daß in der Stadt selbst kein Gefecht mehr statt fand vom 29. Abends an. Nur im Boulogner Gehölze kamen noch einige schwache Scharmützeln vor.

Hier war also ein Ergebniß, und zwar ein anderes, als man es ursprünglich gewollt hatte. Um eine parlamentarische Opposition zu unterdrücken, für welche nach constitutionellen Merkmalen die wahlfähige Mehrheit der Nation sich ausgesprochen hatte, verletzte die Regierung die Verfassung: sie suspendirte die Preßfreiheit, beschränkte die Wahlfreiheit, und cassirte gleichsam die Kammer; denn obwohl die Auflösung der Kammer ein Recht der Krone war und ist, so war es doch im Gefolge der anderen Maßnahmen offenbarer Zweck, daß die der Regierung mißfälligen Kammermitglieder nicht wieder sollten gewählt werden können. Und dieß Alles wurde angeordnet durch Kabinetsbefehle, die, da sie nicht blos einen Mißbrauch der verfassungsmäßigen Gewalt der Krone, sondern eine Suspension der verfassungsmäßigen Garantien verfügten, auch die Unverletzlichkeit des Königs aufhoben. Denn indem sie die Prärogative des Landes, Wahl- und Preßfreiheit, suspendirten, setzten sie die Verfassung außer Wirk-

samkeit, durch welche die Prärogative der Krone, Unverletzlichkeit des Königs und alleinige Verantwortlichkeit seines Ministeriums, garantirt waren. Wie nun auch immer auf dem Gebiete staatsrechtlicher Erörterung diese Schlußweise angefochten werden mag — wenn man die Unverletzlichkeit des Königs und seines Rechtes an die Krone als über der Verfassung erhaben behauptet — so mußte sie doch damals sich mit fast ausschließlicher Gültigkeit der öffentlichen Ansicht darstellen, da es allgemein bekannt und erwiesen war, daß der König persönlich die Verfassungsverletzung gewollt, herbeigeführt, sie den dissentirenden Mitgliedern des Kabinets — Guernon-Ranville und eine Zeit lang Peyronnet — auferlegt hatte und dadurch zugleich Urheber und Mitschuldiger der Verfassungsverletzung war. Darum betrachtete man nach dem Siege die Unverletzlichkeit seiner leiblichen Person als ein Zugeständniß. Der bewaffnete Widerstand der Pariser Bevölkerung begann nach Aufforderung der Presse und — wenn man nicht sagen kann der Kammer, und nicht einmal der gesammten Opposition — so doch im Namen der Kammer, für die Wiederherstellung der Charte.

Das war entschieden das moralische Motiv der Waffenerhebung, und so betrachtete es auch noch die Deputation, welche am Mittwoch den 28. Mittags dem Herzog von Ragusa die angeführten Vorschläge machte. Nachdem man aber keine Unterhandlung sondern nur Unterwerfung gewollt, und dadurch die Losung zu einem Verzweiflungskampfe gegeben hatte, so siegte nicht nur die Charte, sondern die Revolution, denn diese war es, die am Donnerstag den 29. Abends mit ihrem Panier und ihren Farben vom Stadthause aus in Paris herrschte.

Von diesem Augenblicke an war es die entschiedene Ansicht der Partei des Stadthauses, unter deren Anhängern die Republik der vorherrschende Gedanke war, daß mit Karl dem Zehnten keine Unterhandlung mehr stattfinden solle. Die Herren d'Argout, Sémonville und Vitrolles erschienen auf dem Stadthause im Namen des Königs, um die Rücknahme der Ordonnanzen und die Ernennung eines neuen Ministeriums anzuzeigen, in welches auch die Herren Casimir Périer und General Gérard aufgenommen werden sollten,

allein sie erhielten nur die Antwort: „Es ist zu spät — die Bourbons haben aufgehört zu regieren!“ Am folgenden Freitag Morgen bekam Herr von Sussy dieselbe Antwort auf einen Brief, den er vom Herzog von Mortemart brachte, der bereits vor Erlaß der Ordonnanzen von Petersburg gekommen und nun von Karl dem Zehnten zum Ministerpräsidenten ernannt war.

Noch am Donnerstag Abend hatte Graf Argout sich bei Herrn Laffitte eingefunden, um von den bei ihm versammelten Abgeordneten eine bessere Antwort zu erhalten, allein Laffitte hatte geantwortet: „Karl der Zehnte ist nicht mehr König von Frankreich!“ Natürlich verfocht Herr von Argout die Unverletzlichkeit des Königs; man wollte sie seiner Person, aber nicht seinem Rechte einräumen, und es war nicht der Augenblick, um mit Erfolg der Ansicht Theilnahme zu gewinnen, daß die Rechte des Königs nur mit seiner Person aufhören. Die Waffen hatten dieser Ansicht Geltung verschaffen sollen, und die Gegner hatten gesiegt.

Laffitte hatte längst eine orleanische Dynastie für eine Garantie des constitutionellen Systems in Frankreich und zugleich für ein, der europäischen Diplomatie gegenüber, mögliches Verhältniß angesehen. Als er am 10. Februar 1817 in der Deputirtenkammer geäußert hatte, daß England seine Freiheiten der Revolution verdanke, durch welche Wilhelm der Dritte auf den Thron kam, betrachtete man diese Aeußerung als eine Andeutung zu Gunsten des Herzogs von Orleans. Und ohne Zweifel war sie auch, denn Laffitte hatte nie diese Ansicht aufgegeben. Als nun die Revolution von 1830 Laffitte vorangestellt und sein Haus zum Hauptquartier der parlamentarischen Action gemacht hatte, wie das Stadthaus das der Municipal- und militärischen Gewalt war, so verwendete er all seinen Einfluß, um einer orleanischen Regierung die Gunst des Augenblicks zuzuwenden, wie sie nach der historischen Stellung des Geschlechtes und den persönlichen Eigenschaften des Herzogs einen Anspruch darauf hatten, der, so wie er dargestellt wurde, Anklang fand in den weitesten Kreisen. Laffitte war der Bannerträger der orleanischen Herrschaft, er pflanzte das Panier auf, das zuerst nur Wenige umstanden, die das persön-

liche Verdienst des Herzogs kannten, aber er und die Seinigen hätten nie der orleanischen Dynastie die Zustimmung erwerben können, die sie fand, wenn nicht in der Natur der Dinge und in der Bedeutung des Geschlechts eine Aufforderung gewesen wäre, die alle persönliche Empfehlung überwog und übertönte.

Am Donnerstag, 29sten, Morgens hatte Laffitte wieder Herrn Oudard nach Neuilly gesendet. Ein bloßer nackter Bericht des Vorgefallenen mußte an und für sich den Herzog davon überzeugen, daß ein Wendepunkt eingetreten war, der einen Entschluß von seiner Seite erheischte, und wenn, wie man behauptet, Laffitte ihm hatte sagen lassen, daß binnen vier und zwanzig Stunden ihm die Wahl zwischen einem Reisepasse und einer Krone bevorstehe, so war es Wahrheit. Es lag klar am Tage, Ludwig Philipp mußte entweder mit der älteren Linie auswandern, oder er mußte die historische Sendung seines Geschlechtes vollziehen, und diese war, voranzustehen zur Wahrung der Ordnung und des Rechts in Frankreich. Das wußte Ludwig Philipp sehr wohl, daß mit der durch die Verfassungsverletzung eingetretenen Aufhebung der gesellschaftlichen Staatsregel auch die Anarchie das Haupt erheben werde, und daß eine kräftige Hand erforderlich sey, um der Unbotmäßigkeit zu steuern, die Eigenherrschaft der entbundenen Kleingewalten durch Unterordnung in das Gefüge eines Staatsorganismus zu fassen, und das störende Gelüste nach Uebergriffen auf die Bahn eines selbstbewußten Gehorsams zu drängen und darin zu erhalten. Und wenn er sich nun zutraute, diesem hohen Amte, wenn Frankreich es ihm übertragen wolle, gewachsen zu seyn, so frage ich, ob nicht eine eilfjährige Regierung diesem Selbstbewußtseyn volle Ehre gegeben habe, wie streng man auch richten mag, daß die durch Erschütterungen eines halben Jahrhunderts entstandenen Mißgestaltungen und Verwachsungen nicht in einem Jahrzehend sich organisch gefügt haben. Wenn Ludwig Philipp, umgeben von seiner Familie, von der Terasse in Neuilly das Geschütz von Paris herübertönen hörte und ausrief: „Mein Herz ist voll Blut und Thränen über das ermordete Bürgerglück!“ so waren das die Worte eines Mannes, der es bewiesen hat, daß er nicht den

persönlichen Kampf scheut, wenn er nothwendig, und mit der Würde des besonnenen Muthes unerschrocken der augenscheinlichsten Gefahr die Stirne bietet; aber sein Platz war nicht in dem Kampfe der drei Tage in Paris, er wußte wohl, daß sein Kampf erst beginnen solle, wenn jener entschieden sey. Und wenn er, als die letzte Stunde der Entscheidung da war, und das Wort ausgesprochen werden sollte, die Annahme als ein Opfer bezeichnete, so hat er sich in der Uebung des Herrscherberufs für alle unvorherzusehende Wechselfälle so vorbereitet und gefaßt erwiesen, daß man ihm wohl zutrauen darf, daß er mit voller Einsicht den ganzen Umfang der Beschwerden erkannte, die er auf sich nahm.

Am Freitag Morgen, den 30. Juli, trat Laffitte mit gleichgesinnten Freunden zusammen, unter welchen Thiers, Mignet, Larequy. Man war einig, daß wenn nicht die begonnene Bewegung über das Ziel eines constitutionellen Systems hinüber in die Irrgänge einer Republik streifen, wenn nicht ganz Frankreich mit in eine auflösende Bewegung gezogen werden sollte, die dann wieder auf Paris zurückwirken müßte, kein Augenblick zu verlieren sey, um eine Einheit zu schaffen, durch welche man mit der Nachricht von dem Sturze der bisherigen Regierung Frankreich den Antritt einer neuen verkünden könne, damit eine vollendete Thatsache jeder weiteren Erschütterung wenigstens ein Halt gebiete und einer gesellschaftlichen Umwühlung vorbeuge. Die Provinzen waren es seit lange gewohnt, sich den in Paris vollzogenen Thatsachen zu unterwerfen, und diese Neigung als ein Motiv der Ordnung benutzend, beschloß man, eine Generalstatthalterschaft des Herzogs von Orleans vorzuschlagen, die, als vorläufige Feststellung zugleich ein Maß der Zustimmung geben würde, auf welche man für eine orleanische Dynastie rechnen könne.

Um zehn Uhr kamen fast alle Abgeordnete, die in Paris zugegen waren, bei Laffitte zusammen, und auch mehrere Pairs erschienen. In den der eigentlichen Gesammtverhandlung vorangehenden Gesprächen der verschiedenen Gruppen kamen alle Ansichten zum Vorschein. Jeder fühlte, daß sofort eine durchgreifende Maßnahme nothwendig sey, Jeder zitterte davor, daß sie nicht genommen würde, und gar

Viele bebten vor dem Gedanken zurück, an der Verantwortlichkeit eines kühnen Entschlusses hängen zu bleiben, ungefähr wie man bei einer öffentlichen Versteigerung den Preis bezahlen muß, den man nur geboten hatte, in der Ueberzeugung, daß ein Anderer den Gegenstand höher hinauftreibt. Da waren Manche, die wohl den Schild, hinter dem die Arbeiter geborgen sind, weiter hineintreiben wollten in den gefährlichen Tunnel, der unter dem reißenden Strom hinwegführt, die aber dabei den Rückweg sicher halten wollten, wenn die Fluten hineindringen sollten. Und noch war vielleicht die Gefahr nicht vorüber. Noch hatte der König ein Heer, ein kleines, aber ein gutes, nur 12,000 Mann und 40 Kanonen, wie sich nachher auswies; hätte er auch einen kühnen Entschluß gehabt, und hätte er verstanden „zu Pferde zu steigen," wie er so oft davon gesprochen, so konnte kein Mensch sagen, wohin das geführt hätte, wenn nicht für seine Person, so doch für die Sache seines Prinzips, denn die Theilnahme dafür war noch keinesweges ausgestorben, und kam an diesem Tage noch vielfach zum Vorschein. Wäre außerhalb Paris ein einigermaßen zuversichtlicher Standpunkt gewesen, welcher den Kern eines legitimistischen Lagers abgegeben hätte, so wäre der Sieg vielleicht gehemmt worden, und hätte etwas von der Unwiderstehlichkeit der Ueberraschung eingebüßt. Die Gegner der ersten Linie aber stiegen kühn auf die Brüstung der zusammengeschossenen Mauerblendung der Legitimität, und ihre Hauptwaffe war die Furcht vor der Republik, die auch in der That kein leeres Schreckbild war, sondern die in leibhafter Person, so ziemlich mit dem ganzen Gepränge von 1793 auf dem Stadthause ihre Fahne aufgepflanzt hatte. Der Herzog von Broglie entwickelte zuerst diese Gefahr, die mit jedem Augenblicke der Zögerung drohender werden müsse. Dupin unterstützte diese Ansicht und zeigte die Unhaltbarkeit einer Republik mit der Gesittung der gegenwärtigen französischen Gesellschaft und gegenüber von Europa; eben so wenig aber sey das augenblickliche Provisorium haltbar, um etwa durch Einberufung der Urversammlungen eine Abstimmung des ganzen Landes zu vernehmen, es müßte nothwendig daraus Anarchie entstehen, in welcher wiederum das Ergebniß der

Abstimmung keine Autorität finden werde; die gegenwärtige Kammer besitze das Vertrauen der überwiegenden Mehrheit der Wähler, ihr Ausspruch werde Zustimmung finden, wie man sich augenblicklich gegen die Gewalt erhoben habe, welche diese Kammer vernichten wollte.

Das war auch wirklich der Fall. Das unkluge reactionäre Verfahren des Ministeriums hatte die 221 Mitglieder, welche für die Adresse vom 18. März gestimmt hatten, zu einer parlamentarischen Gewalt erhoben, wie sie in so ausgesprochener Weise kaum jemals vorher da war. Diese 221 bildeten durch die kaum zwei Monate vorher vollzogenen Wahlen und die dabei unzweideutig kund gegebenen Gesinnungen gleichsam eine Ehrencohorte, der man die Wahrung der öffentlichen Freiheiten feierlichst übertragen hatte, und ihre Autorität war demzufolge überwältigend; keiner geringeren aber bedurfte es, damit Lafayette's republikanische Gewissenhaftigkeit, und mit ihm die Stadthauspartei, sich vor dem nachherigen Ausspruch der Zweihundert ein und zwanzig beuge.

Laffitte war es, der zuerst bei der begonnenen Verhandlung den Herzog von Orleans vorschlug, als den Mann, der am geeignetsten sey, der Anarchie zu steuern. Die Nennung dieses Namens, der so zu sagen dem Augenblicke auf der Zunge lag, der, ehe er genannt wurde, wie mit sympathetischer Dinte überall geschrieben stand, brachte dennoch eine überraschende Wirkung hervor, und, obwohl es das Stichwort war, worauf man wartete, blickte man den kühnen Nenner des Namens an, als hätte man ihm zurufen mögen, wie Phödra der Oenone:

C'est toi, qui l'a nomme!

Zweifel wurden geäußert, Widerspruch ließ sich vernehmen, und Dupin trat auf und sprach in einer beredten und kräftigen Rede für die Wahl des Herzogs von Orleans, die zwar Eindruck machte, aber noch nicht die Unschlüssigkeit ganz hob. Indessen hatte der Vorschlag von selbst das parlamentarische Stadium gewonnen, daß er in Erwägung genommen war, und man konnte mit ihm ferner operiren, er mußte aber schnell durchgebracht werden, und die volle Solennität eines Kammerbeschlusses bekommen. Daher bemerkte Laffitte, vorläufig die Erörterung durchschneidend, daß nicht im Hause eines

Privatmannes, sondern im Pallaste der Kammer ein Beschluß gefaßt werden müsse, der die Regierungsweise eines großen Reichs feststellt. Diese Aufforderung mußte als richtig erkannt und angenommen werden.

Zwei Stunden nachdem die Verhandlung im Hause des Herrn Laffitte vertagt worden war, erschienen die Abgeordneten in ihrem Sitzungssaale im Pallaste Bourbon. Bei der Eröffnung der Verhandlungen hatte der Vorschlag bereits in der Zwischenzeit einen Fortschritt gemacht, denn er sprach sich aus in der Form einer Erklärung, welche den Herzog von Orleans zur Generalstatthalterschaft des Königreichs berufen sollte. Eine Commission wurde sogleich beauftragt, der Kammer einen Bericht über diese wichtige Maßregel zu machen. In dieser Commission entstand eine lebhafte Erörterung über das Motiv, nach welchem der Thron als nicht besetzt erklärt werden solle, und mehrere Pairs und Abgeordnete bestanden darauf, daß dieß nur eine Verzichtleistung Karls des Zehnten und des Herzogs von Angoulême seyn könne.

Während dieser Berathschlagung herrschte eine lebhafte Bewegung in der Kammer sowohl, als unter den zahlreichen Gruppen, welche auf dem Platze und am Seineufer vor der Kammer versammelt waren. Die ängstliche Unruhe wurde allgemein und steigerte sich so, daß Laffitte, der als Präsident der Kammer fungirte, die Nothwendigkeit einsah, eine Entscheidung schnell herbeizuführen. Er sandte daher einen Secretär in das Berathungszimmer der Commission mit dem Auftrage, sie einzuladen, sofort in der Kammer zu erscheinen, weil er, wenn sie länger zögere, sich genöthigt sehen werde, die Erörterung zu beginnen, ohne ihren Bericht abzuwarten. So kühn und gewandt diese Botschaft des Präsidenten aller Hinhaltung ein Ende machte, so schnell war der Erfolg. Die Commission erschien, und die Proclamation wurde vorgeschlagen und angenommen in der Abfassung, in welcher sie am folgenden Morgen, Sonnabend der 31. Juli im Moniteur erschien. Sie lautete so:

„Einwohner von Paris!“

„Die Versammlung der, jetzt zu Paris gegenwärtigen Deputirten hat es für dringend nothwendig gehalten, Seine Königliche Hoheit, den

Herrn Herzog von Orleans, zu ersuchen, sich nach der Hauptstadt zu begeben, um die Stelle eines Generalstatthalters des Königreichs einzunehmen; zugleich hat sie den Wunsch ausgesprochen, die Nationalfarben beizubehalten. Ferner hat sie die Nothwendigkeit gefühlt, sich in der nächsten Sitzung der Kammern ohne Säumniß damit zu beschäftigen, Frankreich alle unentbehrlichen Gewährleistungen für die gänzliche Erfüllung der Charte zu sichern."

Paris, am 30. Juli 1830.

Unterzeichnet: Corcelles, E. Salverte, J. Laffitte, Berard, Benjamin Delessert, Guizot, Caumartin, Horace Sebastiani, Mechin, Dupin d. Aeltere, Pairhans, Ch. Dupin, Bertin de Vaur, Vassal, Odier, André Gallot, Louis, Kératry, Girod de l'Ain, Mathieu Dumas, Bignon, Baillot, Duchassaut, Bernard de Rennes, Ternaux, Persil, Dugas Montbel, Alex. Delaborde, Champlouis, B. Constant, Pompierre, General Minot, Tiolet, Lobau, Graf von Bondy, Camille Perier, Prevot Leygonie, Casimir Perier, Firmin Didot.

Schonen.

Sogleich wurde eine Abordnung ernannt, um dem Herzog diese Kammerbotschaft zu überbringen. Sie bestand aus den Herren: Gallot, Bérard, Sebastiani, Benjamin Delessert, Duchassaut und Mathieu Dumas. Zwischen sieben und acht Uhr Abends begab sich diese Commission nach Palais=Royal. Der Herzog war noch in Neuilly. Die Commission meldete ihm daher schriftlich, welche Sendung sie bei ihm zu vollziehen habe.

Ludwig Philipp war aber nicht in Neuilly geblieben. Er war von mehreren Seiten gewarnt worden, daß der Hof ihn zwingen wolle, sich ihm anzuschließen. Man sagt, daß Frau von Bondy und ihr Sohn, auf dem Umwege durch die Barrière du Roule nach Neuilly die Nachricht brachten, daß ein Gardebataillon von der Caserne in der Vorstadt St. Honoré Befehl bekommen habe, Neuilly zu besetzen. Das geschah indessen nicht, und es scheint auch, daß kein solcher Befehl ertheilt wurde, denn Herr von Conny berichtet, daß er am 31. Juli in St. Cloud dem König sein Befremden äußerte, den Herzog von Orleans nicht dort zu finden, daß aber der König bis dahin gar nicht daran gedacht hatte, den Herzog zu sich zu berufen. Ludwig Philipp aber konnte sich nicht nach St. Cloud begeben, ohne dadurch dem Schicksal des Hofes anheim zu fallen und so zu sagen auf die Seite der Ordonnanzen zu treten, und er hatte sich auch vor ihrer Erlassung gegen jede außergesetzliche Maßregel

ausgesprochen. Wie nun auch der Ausgang des Kampfes seyn möchte, so konnte er mit Recht den unabhängigen Standpunkt ansprechen, den er vorher behauptet hatte. Er war daher nach Raincy gegangen, einem Schlosse, das ihm gehört, und welches drei Stunden östlich von Paris dicht an der Heerstraße nach Meaux liegt. Seinen Aufenthalt dort kannte nur seine Familie, man behauptet sogar, daß nur die Prinzessin Adelaïde davon Kenntniß hatte. Dupin und Persil brachten zuerst die Nachricht nach Neuilly, daß die Kammer die ältere Linie von der Regierung ausschließen und dem Herzog die Generalstatthalterschaft übertragen wolle. Sie wurden bei der Herzogin vorgelassen, welche ihnen sagte, daß der Herzog nicht in Neuilly sey. Später erschien Thiers bei der Prinzessin Adelaïde. Alle erklärten einstimmig, es sey dringend nöthig, daß der Herzog sogleich erscheine, wolle er anders Frankreich, sich, seine Familie und Eigenthum vor den Folgen der Anarchie oder der Republik retten. Der Herzog, eiligst unterrichtet, begab sich von Raincy nach Neuilly, wo unterdessen bei seiner Ankunft die Botschaft der Commission der Kammer eingetroffen war. Er empfing sie von seiner Familie, die ihm im Garten entgegengegangen war, und dort, bei Fackelschein, las er seine Berufung zur Generalstatthalterschaft.

Ludwig Philipp ging darauf, von Obrist Berthoix und den Herren Heymes und Oudard begleitet, zu Fuß nach Paris. Welch einen Anblick bot das ganze Stadtviertel und die Umgebungen von Palais-Royal dar! Nur mit Mühe konnte man durch die entpflasterten Straßen und über Barricaden bis vor das Schloß gelangen. Auf dem Platze vor Palais-Royal und im vorderen Hofe lagerten bewaffnete Haufen, überall sah man Zerstörung, denn der Kampf hatte hier gräßlich gewüthet, und das Ganze war beleuchtet von Wachfeuern auf dem Platze, Lichtern, welche in den umgebenden Häusern an die Fenster gestellt waren, oder Lampen, die man auf den Barricaden angebracht hatte. Ernst mahnend sprach dieses nächtliche Bild, das so bezeichnend den tief erschütterten Zustand der Staatsgesellschaft schilderte, den Herzog an, der gekommen war, um die Herrschaft zu übernehmen, welche der Revolution Halt gebieten sollte, die alle Zugänge seines Pallastes besetzt hielt.

Es war 11 Uhr Abends, unerkannt kam der Herzog durch das Haus Nr. 216 in der Straße St. Honoré in Palais-Royal.

Am Sonnabend, 31. Juli, Morgens 8 Uhr wurde die Kammercommission in Kenntniß gesetzt, daß der Herzog bereit sey, sie zu

empfangen. Um neun Uhr erschien sie im Palais=Royal. Bérard führte das Wort, und entwickelte die Gründe, welche die Kammer veranlaßt hatte, dem Herzog die Generalstatthalterschaft anzutragen, welche nach der Ueberzeugung des Redners dem Herzog die Pflicht auferlegten, sie zum Wohl Frankreichs anzunehmen. Man versichert, daß Sebastiani das Gefährliche eines solchen Entschlusses nicht verbarg. Benjamin Delessert dagegen sprach mit hinreißender Ueberzeugung in Bérards Sinn.

Der Herzog selbst soll alle Gründe berührt haben, welche einen Entschluß so schwer machten, vom Standpunkte der bourbon'schen Familie aus, wie von dem Frankreichs. Er trat ab in sein Kabinet, wo Dupin sich befunden haben soll, und wohin Sebastiani auch berufen wurde. Nun behauptet man, daß Talleyrand beschickt worden sey — allerdings ein erfahrener Mann in politischen Krisen, der mehr als einmal den Puls der Zeit treffend beurtheilt, und dessen Diagnose sich bewährt hatte. Man behauptet, daß des greisen Staatskünstlers kurzes „il faut accepter" eingeholt worden sey, ehe der Herzog nach drei Viertelstunden zur Commission heraustrat und ihr erklärte, daß er die ihm angetragene Generalstatthalterschaft annehme.

Kurz darauf wurde folgende Proclamation verkündigt:

„Einwohner von Paris!

Die Deputirten Frankreichs, die in diesem Augenblick in Paris vereinigt sind, haben mir den Wunsch ausgedrückt, daß ich mich in die Hauptstadt begeben wolle, um das Amt eines Generalstatthalters des Königreichs zu übernehmen. Ich habe keinen Anstand genommen, Eure Gefahren zu theilen, mich in die Mitte Eurer heldenmüthigen Bevölkerung zu begeben, und alle meine Kräfte aufzubieten, um Euch vor dem Unglück eines Bürgerkrieges und der Anarchie zu bewahren.

Als ich in die Stadt Paris zurückkehrte, trug ich mit Stolz die glorreichen Farben, die Ihr wieder angenommen habt, und die ich selbst lange Zeit getragen habe.

Die Kammern vereinigen sich und werden auf Mittel Bedacht nehmen, die Herrschaft der Gesetze und die Aufrechthaltung der Rechte der Nation zu sichern.

Die Charte wird von nun an eine Wahrheit seyn.

Ludwig Philipp von Orleans."


Birch
164210
DC216 8
B4
v.1

